Geschichte Carl Ferdiners

Dritten Bandes

Erster Theil.

Mit allerhöchst-gnädigst Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1780.

Geschichte Carl Ferdiners

Dritten Bandes

Erster Theil.

Mit allerhöchst-gnädigst Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1780.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte
Carl Ferdiners.
Dritten Bandes
Erster Theil.

Erster Brief.

Leonore an Lotte.

Gehrsen, den 5ten Febr. 1762.

Eben hatt' ich einen Brief von Ferdinern von zwiefachem Inhalt, beyde Theile vielleicht gleich wichtig, wiewohl der eine für mich, der andere für Julie. Ueber den ersten verlangt michs, Ihren Rath zu vernehmen, und den andern Theil, glaub' ich, können Sie nicht zu früh erfahren; also schreib' ich Ihnen auf der Stelle.

Was meinen eignen Theil betrifft, so wundert sich Ferdiner ungemein über eine Nach-

richt von seinem Vetter — Seinem Vetter! Ach! sonst konnt' ich sagen, meinem Friederich! — der ihm mit Befremdung, sagt Ferdiner, geschrieben hat: „daß ich ihm entsage, und Schlauern für meinen Geliebten erkläre.“ Wie das möglich sey? frägt Ferdiner. — Wohl mag er fragen! Ich möchte die Frage zehenmal wiederholen.

Diese Wendung — fällt sie nicht ins Auge? Will der liebe betrogene Friederich nun selbst diesen Weg hin? Ist es so weit mit ihm gekommen? — Wie Gott will!

Schlauer soll sich vermessen haben, jedem Dritten, den Friederich ernennen würde, einen von mir selbst unterschriebenen und besiegelten Ehecontract mit ihm aufzuweisen. Friederich ist darüber, daß ich mit dem Menschen auch nur gesprochen habe, — wenigstens schreibt er's in seinem Briefe an Ferdinern, ausser sich, und findet sich so beleidigt, daß er nur noch zu vernehmen verlanget, ob es wahr sey? —

„Sonst

„ Sonst wäre alles vermuthlich gut geworden, “ hat Friederich hinzu gesezt. —— Sonst vermuthlich! Ach ja: es ließ sich alles ja so sehr wohl darnach an! —— „ Wenigstens hätte er schon seine Maaßregeln genommen, mich unvermuthet zu überfallen.“ —— Sagen Sie mir, liebste Lotte, scheinet das Ihnen glaublich? oder ists eine lezte Wendung des Abschiednehmenden, der uns nicht wieder zu sehen denkt, und vorher noch eine Beugung vor uns macht? Ach! wenn diese Herren unser überdrüßig sind, und nichts, nichts aufzubiethen wissen, ihren Ueberdruß zu beschönigen, als ihre eigene Leichtsinnigkeit, so machen sie ein ernsthaftes zorniges Gesicht, das für verursachten gerechten Unwillen gelten soll, und wenden uns den Rücken. Seine Mutter hat gewonnene Sache. Noch einmal, wie Gott will!

Was Schlauern betrift; so denk' ich Ferdinern zu antworten: mein Verständniß mit ihm stünde auf einem solchen Fuß, daß es ohne Zweifel Liebe von meiner Seite anzeigen müsse, wenn nicht Unverschämtheit von seiner, daß er

es vor einiger Zeit gewagt hätte, mich zu über-fallen; ob zwar in solchen Kleidern, und so einem Pelze, worin ich ihn nimmermehr hätte vermuthen können. Da hätt' ich ihn denn freylich gesehen: aber auch nur gesehen. Denn so bald das denkwürdige Antliz den Mann unter dem Pelze verrathen, hätt' ich ihm nicht mehr, als ein paar Worte zu sagen gewußt; und ein Päckchen seiner schriftlichen Depeschen, die er liegen lassen, lägen noch eben so unberührt von mir da. Zwar hätte er vorgegeben, und beschworen, er käme mit Aufträgen von dem jungen **Wolmer**: aber wenn das mir auch hätte glaublich seyn können, wie es doch nicht gekonnt hätte, so würd' ich ihn dennoch eben so abgewiesen haben: denn wenn auch außer **Friederichen** und mir auf der ganzen weiten Erde sonst keine lebendige Seele mehr wäre, als **Schlauer**; müßte doch dieser **Schlauer** zwischen uns durchaus nicht Mittelsperson seyn! ——

Ferdiner frägt: ob ich nicht für gut finde, selbst an **Friederichen** zu schreiben? —— Er verspricht

spricht sich davon die beste Wirkung, und will für die Bestellung des Briefes Bürge seyn.

Aber was soll ich schreiben? Ich hab' es überlegt: und kann mein Herz dießmal nicht allein Stimme geben lassen. O! wie hab' ich ihn geliebt, ihn einzig geliebt! Wie von ganzem Herzen ihm vertraut! Es ist auffallend, wie der Tag! So bin ich ja Mutter geworden, ohne Weib zu seyn! Es ist ja auffallend! Und nun da ich Mutter bin, nun sollt' ich ihn nicht lieben? Sollte einen andern lieben, und zwar diesen Schlauer? — Es ist ja Unsinn in diesem Argwohn! Unsinn — wo nicht Muthwillen und Argliſt. — Aber Er, Er ist nicht mehr, der er war. Das ist die Auflösung; und weil er sich schämt, die Schuld zu haben, so soll ich sie tragen. Das ist die Auflösung! — Hat er nicht diejenige Liebe mehr für mich, wodurch die meinige erwiedert wird! so — Warum sollt' ich eben darauf dringen, daß er durch Verbindung mit mir sich unglücklich, und mich nicht glücklicher mache? Liebt er mich aber noch, wie

ich von ihm geliebt werden muß; so dünkt mich, es ist endlich einmal an ihm, mir davon eine einzige Probe zu geben, nach allem dem, was ich gethan, und gelitten habe. O! wie hab' ich mich gedemüthiget, mich, daß ich so rede, fast weggeworfen! Es half mir nichts. Dennoch wollt' ich auch ferner gern meine Gefälligkeit ohne Gränzen ausüben, nur daß ich, wie die Umstände izt sind, befürchten muß, mich geringschätzig zu machen: denn alle meine Gefälligkeit half ja zu nichts! Also, ehe ich nicht mehr, nicht ernsthaftere und wärmere Bewegungen von seiner Seite sehe, deucht mich, ists besser, ich schreibe nicht. Auf wie viel Briefe ist er mir noch Antwort schuldig? —— Er hat sie nicht bekommen, mögte man denken. —— Aber verschiedene sind doch durch Ferdiners Hand gegangen: hat er auch die nicht bekommen? Ist das zu glauben? —— Und denn diesen Schlauer, diesen verächtlichen Menschen mit Aufträgen an mich abzusenden! Welche gute Absicht läßt sich dabey denken? Ihn selbst an mich zu senden, und mir dann ein Verbrechen daraus machen zu wollen,

wollen, daß ich den Menschen vor mich lasse! ——

Schlauer hat seinen Auftrag vielleicht erlogen. ——

Aber wie könnte er sich denn auf seine hinterlassenen Briefschaften berufen? —— Der Widerspruch ist zu grob! —— Also denk ich, Ferdinern zu antworten: ich hätte mich schon zu lange vergessen, es wäre endlich Zeit, wieder an mich selbst zu denken. Schreiben würd' ich nicht, so lange man mit mir durch diesen Unterhändler zu reden für gut fände. ——

Meynen Sie nicht, Liebe, daß ich so antworten muß? ——

In dem andern Theile wünschet Ferdiner von mir einige Erläuterung über die unbegreifliche Kaltsinnigkeit seines Onkels. Er frägt: ob Dankwart neulich zu Färmbüll, oder ob sein Onkel zu Grumbuy gewesen sey? Was von

ihm gesagt würde, wo nicht laut, doch vielleicht so in's Ohr? Ob Julie sich darüber beunruhige, oder es so nähme, wie er wünsche, und wie sie sollte, mit Verachtung? —— Was ihn beträfe, sezt er hinzu, so würd' er völlig gleichgültig bleiben, und die Staubwolke, die dieser oder jener rege gemacht, fliegen lassen, bis sie von selbst wieder herunter sänke zu der Erde, woraus sie entstanden wäre.

Darf ich hieraus schließen; so hält er, ohne an **Luisen** oder ihre Mutter zu denken, alles für eine Irrung, die aus Erdichtungen und falschen Einbildungen gewisser Leute, vorzüglich **Dankwarts**, entstanden sey. Und wollen Sie aufrichtig meine Meynung wissen; so halt ich **Ferdinern** für unschuldig: ob ich gleich keinen andern Grund anzugeben weiß, als diesen: daß **Ferdiner**, wenn er auf diese Weise **Luisen** beleidigt hätte, gewiß der Mann nicht ist, dem es an Klugheit oder Billigkeit fehlet, die Beleidigung zeitig so gut als möglich zu vergüten, und alles in der Stille beyzulegen. Mir sind zwar nur wenige

Um-

Umstände bekannt; allein daß er sich, wenn er schuldig wäre, in der ganzen Zeit so wenig um Tochter als Mutter bekümmert, die lezte auf keine Weise besänftigt, und die erste ihrem Schicksal unbesorgt überlassen haben sollte — das ist mir vollkommen unglaublich.

Wie der Verdacht bey der Mutter entstehen komte, das läßt sich ganz leicht denken. Das arme kranke Mädchen schwärmte; der von der Mutter befragte Arzt sagte aus: Fälle der Schwangerschaft pflegten wohl mit solchen Zufällen verbunden zu seyn; da schloß nun die besorgte Mutter aus der Melancholie ihrer Tochter zurück auf eine Schwangerschaft, sezte dem armen Mädchen mit Fragen und Verweisen zu, bey dem endlich in dem Zustande einer verstörten Einbildung der Gedanke so lebendig und so herrschend wurde, daß sie anfangs selbst glaubte, und endlich bejahete, was nichts als Chimäre war.

Dieß, sag' ich, sind meine Gedanken, und ich riethe, die Sache so schnell abzuthun, als

immer

immer möglich ist, ehe von beyden Seiten Ferdiners und Wolmers Mißtrauen, und andere Affecten dazu kommen, und vollends alles verderben. Das beste und kürzeste Mittel ist, Sie schreiben an Ferdinern, oder lassen mich schreiben, wessen er von Louisens Mutter beschuldigt wird. Das kann in einem scherzhaften Ton geschehen, den er nicht übel nimmt; und ich bin gewiß, er wird sich auf eine Weise erklären, die mehr Glauben verdienet, als das so ungewisse sonderbare Vorgeben einer Mutter, die sich noch dazu an einen so bösen Rathgeber gewendet hat, als Dünkel ist.

Nun hab' ich Ihnen ausführlich über alles geschrieben, und erwarte, daß Sie meine ganze Offenherzigkeit erwiedern.

Zweyter

Zweyter Brief.

Lotte an Leonore.

Farmhäll, den 7ten

Ferdiners Nachricht von Ihrem Friederich — denn ich hoffe noch immer, daß ich den jungen **Wolmer** mit dieser Benennung eben so wahr bezeichne, als wenn ich ihn Ferdiners Vetter nenne — befremdet mich völlig so sehr, als einen von ihnen beyden: nur denke ich von diesem lieben **Friederich** ziemlich anders, als meine geängstete **Leonore.**

Ja, Liebe, ich halt' es allerdings für irgend eine nichtswürdige Betrügerey, für eine schwarze Wendung, für — wofür Sie wollen — aber nicht für einen Streich, den dieser Friederich selbst spielet. Vielmehr ist er es so sehr, als Sie, für den er gespielet wird. Daß er daran unschuldig ist, erhellet, dünkt mich, auch daraus, weil er ungehalten ist, daß Sie diesen **Schlauer** auch nur gesprochen haben. Wäre **Schlauer** durch ihn selbst abgeordnet; freylich

wie

wie grob wäre der Widerspruch: aber eben darum, weil er gar zu grob ist, ist dieser Argwohn auch so unwahrscheinlich. Sezen Sie aber, dieser Elende hat sich vermessen, Hand und Siegel von Ihnen aufzuweisen: Liebe, was soll, oder was kann Friederich denken? Ich bin versichert, Schlauer kann sein Wort nicht halten, oder die Charteke, die er allenfalls vorzeigen wird, ist falsch und untergeschoben: allein noch einmal, was soll Ihr Friederich anders thun, als sich deswegen bey Ferdinern erkundigen, den Contract ansehen, oder einen bestellen, der ihn untersuche? Hätten Sie jemals eine einzige Zeile an Schlauern geschrieben, und ihren Namen darunter; so wissen seines Gleichen Mittel, das Geschriebene auszulöschen, und in die Reihen hinzusezen, was ihnen gefällt. Wiewohl auch das nicht einmal nöthig ist; denn sie besizen auch wohl die Fertigkeit, Hände nachzuschreiben: und was das Siegel betrifft; wie bald läßt sich nach jedweden Abdruck ein Pettschaft nachstechen? Wäre das der Fall, so wär's in der That schlimm; und ich vermuthe, daß er es ist.

Wie wollen Sie bey aller ihrer Unschuld von der Falschheit einer Urkunde einen eifersüchtigen Mann überführen, der nicht gegenwärtig ist, um alles selbst anzusehen, beyde Partien zu hören, auf der Stelle zu vergleichen und selbst zu urtheilen? Seine Gegenwart ist, dünkt mich, das Wichtigste und einzige, was Sie wünschen können; und alles, worauf Sie zu dringen haben, ist, daß er komme.

Demnach müssen Sie dem Rathe Ferdiners folgen, und noch einmal an ihn schreiben. Gesezt auch, daß er manchen Ihrer Briefe erhalten hätte, woran ich zweifle; so werfen Sie sich dadurch eben nicht weg, daß Sie noch einen Brief schreiben. Sie dürfen ihn nur ersuchen, daß er das Wenigste, was er schuldig ist, Ihnen nicht versage, und so eilig, als immer geschehen könne, überkomme, um selbst zu sehen, zu hören, zu urtheilen, und dann zu thun, was ihm beliebe. Schreiben Sie nicht; so wird er es für Kaltsinnigkeit, wo nicht für Verachtung

anse-

ansehen; und dieser Gedanke wird Schlauers Vorgeben höchst glaublich machen ——

Eben fällt mir ein, zu fragen: warum Sie Schlauers zurückgelassene Papiere nicht ansehen wollen? Es verdrießt mich, daß ich vergaß, sie zu öffnen, als ich in Gehrsen war. Jezt dünkt mich, muß es nothwendig geschehen! ——

Von Ferdinern haben Sie die beste Meynung. Ich —— will nicht verdammen. Also wie viel Gutes die Umstände erwarten lassen, mögen Sie selbst beurtheilen. Die Dreistigkeit der Mutter, womit sie Luisens Zustand nicht bloß aus damaliger Melancholie, sondern auch aus einem gewissen Erfolge erweisen will, wäre, nicht zu sagen unbegreiflich, sondern höchst strafwürdig, wenn Luise nicht wirklich in diesen Umständen gewesen wäre. Deutlicher mag ich mich darüber nicht erklären. —— Was Sie von Ferdinern sagen, ist freylich schwer zu beantworten. Es ist wahr, niemand ist weniger, als er, der Mann, der so gegen ein unglücklich verführtes Mädchen, und dessen Mutter verfahren

fahren könnte; zumal da auf keine Weise zu erwarten stand, daß die lezte unbefriedigt schweigen, oder die Begebenheit nicht sonst Wolmern und Julien bekannt werden würde. Beweise von der bekannten Klugheit und Billigkeit des Beklagten genommen, wer kann sie beantworten? Es liesse sich noch mehr für Ferdinern sagen. Ich weiß, daß die Mutter sich einmal mit dem süssen Traum unterhielt, in ihm einen Schwiegersohn zu finden, und sogar einige Anstalten machte, den Fortgang der Liebe zu beschleunigen; wenigstens Luisen mehr Freyheit verstattete, als ich billigen konnte. *) Allein was ist das alles? Ein blosser Einwurf, den ich nicht beantworten kann, und der am Ende gegen klare Aussagen nicht braucht beantwortet zu werden. Denn auf der einen Seite ist mehr, als das blosse Vorgeben der Mutter; Luisens eigene Aussage ist da. Nun hat das gute Kind geschwärmet; sie könnte also auch in dieser Schwärmerey, wie Sie erinnern, etwas Unwahres, damals aber von

*) Brief 46. Theil I.

von ihr wahr Geglaubtes ausgesagt haben. Das hat Wahrscheinlichkeit, und sezt dem Beweise gegen Ferdinern Schwierigkeit entgegen, die das ganze Vorgeben unwahrscheinlich machen würde, wenn die Schwärmerey anhaltend gewesen wäre. Aber Luise hat nicht beständig geschwärmet. Sie hatte oft heitere Stunden, was den Verstand betrift, ob sie gleich immer traurig und niedergeschlagen war. In einer solchen heitern Stunde hat sie es nicht ihrer Mutter — der hat sie es immer verschwiegen — sondern dem Prediger, und zwar im Beichtstuhl erzählt, als ein Geheimniß, das sie mit sich in's Grab nehmen wolle, weil sie damals gewiß glaubte, daß sie sterben würde. Das ist doch keine Handlung einer Schwärmenden. — Wie viel wägen diese Umstände? —

Vielleicht verdenken Sie es dem Prediger, daß er nicht schwieg? — Freylich schwieg er, so lange er könnte; aber das Verfahren der Mutter zwang ihn, das Geheimniß Wolmern zu offenbaren. Die Geschichte ist kürzlich diese:

Als

Als Ferdiner Julien so unvermuthet überraschte, und nun auf einmal die Trauung wollte vollziehen lassen, eilet Luisens Mutter, die, ich weiß nicht durch wen? Nachricht davon bekommen hatte, zu dem Prediger, und erklärt ihm, daß sie für ihre von Ferdinern verführte Tochter einsprechen müsse. Der Prediger erschrickt, und sucht die Frau zu besänftigen; allein sie bestehet auf ihrem Sinn. Was konnte der Mann, er, der Luisens eigene geheime Aussage wußte, und, wenn er die Wahrheit derselben noch bezweifelt hätte, sie nun durch Zusammenhaltung mit der Erklärung der Mutter wahrscheinlich finden mußte? was konnte er, sage ich, anders, als Aufschub suchen, wozu ihm der Mangel eines Königsbriefes, und Wolmers Abwesenheit Gelegenheit gaben? Weil er aber gewiß erwartete, Herr Wolmer selbst würde von Glückstadt herüber eilen, um die Trauung vollziehen zu lassen; so fand er sich genöthigt, demselben schriftlich einen Wink zu geben, daß diese Handlung Schwierigkeiten fände, die nicht so geschwind ausgemacht werden

konnten. Es erfolgte darauf, was Sie wissen. Der Onkel schreibt an Ferdinern, die Trauung wird aufgeschoben, Ferdiner reiset zurück, Herr Wolmer kommt zu Hause, eilt Tags darauf zu dem Prediger, und da konnte der Mann nicht anders, wenn Luisens Mutter in der Stille befriedigt werden sollte, als das Geheimniß erzählen. Dieß war die Ursache, warum Herr Wolmer mich so geschwind aus Gehrsen zurück berief, ehe ich mit Luisen allein geredet hatte. Eine neue Gelegenheit zu erwarten, erlaubte mir damals die Zeit nicht; also blieb mir kein anderer Weg übrig, als der Brief, den ich zurück ließ, und worauf ich ihre Antwort erwarte. Es wird sich zeigen, ob sie ihre erste geheime Aussage bestätiget, oder widerruft?

Sie wissen nun die Sache etwas umständlicher. Sehen Sie zu, ob Sie sich in Ihrer guten Meynung von Ferdinern dabey erhalten können. Ich wünsche, es wäre nicht, wie ich fürchte. Herr Wolmer gestehet mir ohne Be-

denken,

denken, daß er an der Sache nicht zweifele. und darin bestärkt ihn selbst die unerwartete Eilfertigkeit Ferdiners, womit er auf die Trauung drang. Wie soll ich dieses plözliche Andringen sonst erklären, —— sagt er, da ich nicht lange vorher *) selbst Zeuge gewesen war, wie wenig Neigung er zu der Verbindung mit Julien bewies? Vielleicht verstehe ich nun sein erstes Zögern sehr wohl. Furcht vor diesem Erfolg war es; nicht vielleicht so sehr, wie er vorgab, eine frühere Liebe und Verbindung mit der Dewald. Nachmals mag er sich kurz und gut besonnen, und geglaubt haben, durch eine geschwinde Trauung allen Hindernissen auszuweichen. Ein kühner schneller Schritt sezt manchmal einen Gegner in unthätige Unentschlossenheit, und entscheidet die Sache, ehe jener sich besonnen hat. Wenigstens ist es des Versuchs werth. Dieß dachte Ferdiner; oder ich begreife, was diese Seite betrift, den Mann gar nicht. ——

So denkt Wolmer izt von Ferdinern;

*) Th. 4. Br. 44.

und diese Gedanken, wie Sie leicht erachten, sind nicht von der Art, daß er viel Neigung behalten könnte, die Verbindung zu wünschen. Was er thut, geschiehet nicht mehr aus Liebe für Ferdinern, sondern aus Beysorge für Julien. An den ersten wollte er gerades Weges schreiben, die Aussage der Mutter und Tochter erzählen, und seine Erklärung verlangen. Das war freylich der natürlichste und geradeste Weg: allein so wären wir bald am Ende gewesen. Deswegen gefiel er mir nicht. Denn sollte Ferdiner, dacht' ich, abermal einen Rückfall bekommen; so wird er, schuldig oder unschuldig, und ich weiß nicht in welchem Falle am ersten? die Beschuldigung, anstatt sie zu beantworten, als eine Gelegenheit ergreifen, sich für beleidigt zu erklären, aufzufahren, wieder zu beleidigen; die Gemüther werden sich erbittern, und die Verbindung wird zurück gehen. Also sucht' ich **Wolmern** von diesem Vorsaz zurück zu bringen; und das ist mir endlich, nicht ohne die größte Mühe, und wer weiß auf wie lange? gelungen.

Ich

Ich beredete ihn, vorher die Mutter, und, wenn es möglich wäre, auch Luisen vernehmen zu lassen, und dieses Geschäft mir aufzutragen. Dadurch hab' ich vorerst die Sache in meiner Gewalt: wenigstens etwas Zeit gewonnen, und hoffe, mit Hülfe des Predigers, wenn es nöthig ist, diese Mutter noch wohl zu bewegen, daß sie schweige. Diese Hofnung gründ' ich darauf, daß die Mutter von dem, was Luise dem Prediger insgeheim anvertrauet hat, nichts weiß. Ueberhaupt scheint mir Luisens Aussage nur aus dem Drange eines beunruhigten Gewissens geflossen zu seyn. Ich schliesse daraus, daß sie nicht die Absicht hat, Ferdinern zur Vergütung seiner Kränkung durch eine Heirath zu zwingen. Zwar muß das Mädchen ihn ausserordentlich geliebt haben; aber ihr Herz ist nicht unedel, und wird nicht undankbar gegen Julien und Wolmern seyn, von denen sie so viel Gutes genossen hat, und künftig noch erwarten kann. Das alles zusammen genommen, was vermag am Ende die Mutter mit ihrer Beschuldigung, die sie, ohne Luisens Geständniß,

nicht einmal erweisen kann? Allenfalls weiß ich auch, wenn Zureden bey ihr nicht helfen, daß sie gegen das Geld eben nicht gleichgültig ist; und dann hoff' ich, daß meine paar tausend Mark zureichen sollen. Für die Wiederbezahlung bin ich eben nicht besorgt: und wenn sie auch dahin giengen; so bin ich Julien und der Freundschaft dieses Opfer leicht schuldig.

Uebrigens wenn es durchaus so weit kommen müßte, daß Ferdiner befragt würde, so ist es freylich besser, wie Sie rathen, daß es von einer andern Person, als von **Wolmern** geschehe: und dann würd' ich Sie bitten, das Geschäft zu übernehmen. Kommen wir aber in der Stille mit der Mutter durch; so ist es unnöthig, daß es Ferdiner erfahre. Die Entschuldigung mit dem Königsbriefe, —— den, unter uns gesagt, Herr **Wolmer** schon längst hatte —— bleibt immer gültig genug, den ganzen Aufschub zu entschuldigen.

Sie wissen nun das Hauptsächlichste. Bey der ersten guten Gelegenheit, wo Julien meine

Abwe-

Abwesenheit nicht so auffällt, denk' ich nach Auenbrügge. Sie sollen alsdenn das Weitere erfahren. Machen Sie nur, wenn Sie können, daß ich von Luisen bald Antwort erhalte: und was Ihre eigene Sache betrift, so wiederhol' ich meine Bitte, überlegen Sie erst reiflich, ehe Sie irgend einen hastigen Schritt wagen. Auf Herr Wolmers Beystand können Sie jeden Augenblick rechnen: das wissen Sie!

Dritter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 7ten.

Meine Hoffnung, Elisen bey der Jungfer Sommers wieder zu finden, die ich so überraschte, daß ich meine Dame, ohne Vorfrage, zu ihr in's Haus führte, *) war eitel; und nicht nur diese schwache Hoffnung, sondern auch die ungleich stärkere, irgend einige Winke durch Fragen heraus zu locken, woraus sich schlieffen liesse, daß die Reise nur so eine vorgebliche, oder zum Schein unternommene gewesen seyn mögte, die denn nicht weiter gieng, als etwa von Hamburg nach Grumbuy, oder Lübeck. Vielmehr war nach der Aussage der Jungfer nichts gewisser, als daß Elise an dem in ihrem Abschiedsbriefe besagten Tage mit Postpferden —— zwar, ob über Lübeck, oder Grumbuy, das könnte sie, wenn es ein und derselbe

*) S. Th. 4. Br. 70.

derselbe Weg wäre, nicht versichern; aber doch wär' es gewiß und wahrhaftig, sagte sie, daß sie abgereiset wäre, und zwar mit der mehr als einmal geäusserten Versicherung, daß sie geradezu nach Rostock zu ihrer Tante reisen würde.

Dieser Aussage nach müßten mich denn meine Augen —— und warum das nicht? —— auch mein Herz müßte mich in der Landschenke *) gröblich betrogen haben; und das —— wenn ich auch die gleichen unbegreiflichen Bewegungen der Dame für nichts rechne —— das, sag' ich, wollte mir gar nicht ein. ——

Doch ich wiederhole Ihnen eine Erzählung, die Sie schon an dem Tage meines lezten Briefes, in demselben Augenblicke, da ich im Begriff war, sie schriftlich zu erzählen, aus meinem Munde gehört haben. —— Gleichgültig! Wenn Sie in Stade, wo ich Sie nach Ihrer Vorausfage, izt mit Ihrer Niece vermuthe, sich des alles noch lebendig erinnern; so wird von

diesem

*) S. Th. 4. Br. 65.

diesem wieder aufgenommenen Ende meiner Erzählung Ihr Gedächtniß nur desto bequemer mit dem Faden der Geschichte weiter fortgehen. ——

Also sag' ich, es wollte mir lange gar nicht ein, daß auch mein Herz mich so gröblich betrogen haben sollte. Denn welche Sterbliche in dieser sublunarischen Welt könnte das Frauenzimmer seyn, das Ferdiner mit solcher Fülle von Gewißheit für Elisen hätte nehmen können? —— Diese schwere Aufgabe fieng gestern an, etwas mehr Licht zu gewinnen. Wenigstens hatt' ich die Erfahrung, daß sich auch wohl das Herz betrügen kann. Die Sache war diese:

Ein reisender Freund läßt sich ohne Namen melden. Ich habe Geschäfte, und lasse mich entschuldigen. Der Diener liefert seine Charte ab, sagt, sein Herr logire in der Auberge London, und mein fremder Herr fährt weiter. Als ich nachher die Charte ansehe, les' ich den Namen Gerstendorf, und sende meinen Georg nach dem Gasthofe, um ihm sagen zu lassen,

daß

daß ich ihm gleich nach Tische in meinem Hause, oder dort zu Dienste sey. Georg bringt mir Antwort zurück, und erzählt am lebhaftesten, was ihm im Gasthofe am meisten aufgefallen war, nämlich die Person **Philipps**. Daß den Augenblick alles in mir rege und lebendig wurde, verzeihen Sie Ihrem Kranken. Es ist natürlich, um nicht zu sagen, mechanisch, in plözlichen Ueberraschungen aufzufahren, auch wenn man tausend mal nicht will, oder nicht sollte! Die Bewegung ist alsdenn unwillkührlich; und das Unwillkührliche gehört nicht in's Register unserer Verantwortungen.

„**Philipp?**" ruf' ich aus, mit Ton und Wärme, die meinem Georg das Interesse verriethen, das ich an seiner Nachricht nahm.

„Oder ich müßte mich gewaltig geirret haben!" antwortete Georg, der es fühlte, wie wichtig die Wahrheit seiner Nachricht ihn machen könnte.

„Ich mögt' ihn sprechen! Schafft ihn mir!" erwiederte ich, noch in derselben Vergessenheit meiner,

meiner, und meiner Umstände. „Ich mögt' ihn gern sprechen!" sezte ich hinzu; aber das lezte Wort war nicht ausgeredet, gleich ein Gedanken von Julien hinter drein; und ich stimmete auf der Stelle wieder um. — „Wiewohl was hab' ich ihm zu sagen?" fuhr ich gelassen fort. „Wenn er meiner mehr bedarf, so mag er mich suchen!" —

Georg gehet seinen Weg, und alles war gut. — Sogar hatte der Vorfall die Wirkung, alle meine Gedanken auf **Julien** und meinen Onkel zusammen zu sammlen, die lebhaften Auftritte und Empfindungen, die ich in **Kärmbüll** gehabt hatte, zu erneuern, und meine Entschliessungen nicht wenig zu bestärken. Also entstand aus einer kleinen willkührlichen Sünde vielmehr die beste Wirkung, als eine schlimme.

Nach Tische fuhr ich nach dem Gasthause zu **Gerstendorfen**. Als ich aussteige, sagt mir Georg: „da ist er wieder!" und — seltsam! — es erfolgte dieselbe Bewegung, nur

daß ich dießmal mehr Gewalt über sie behielt. Also brach sie in keine Worte, oder andere Thätigkeit aus, als daß meine Augen sich nach der Erscheinung umsahen. Aber wenn der Zufall des schwachen Sterblichen spotten will? In dem fatalen Augenblick, da ich mich umsehe, wischt an der Hand eines ältlichen Mannes ein Frauenzimmer vor mir die Treppen hinauf; bey dem alles, was in mir vorstellet, empfindet und urtheilet, mit Einer Stimme ausruft: „Elise, oder eine Bezauberung!“ Da war sie freylich verlohren, die Gewalt über mich selbst, die ich den Augenblick noch vorher so männlich ausgeübet hatte! Ich eile der Dame nach, sehe sie noch vor der geöffneten Thür eines Zimmers, eben im Begriff herein zu gehen, indem sie bey einer kleinen Wendung des Gesichts nach ihrem Begleiter, der ihr die Thüre offen hält, mich siehet, und mit einer himmlisch lächelnden Miene, und reizender Senkung ihm, und wie ich glaube, mir zugleich, unsere Verbeugung erwiedert, und fort ins Zimmer schlüpft. —— „Elise, oder eine Bezauberung!“ sagt' ich mir

selbst

selbst noch einmal; und in dieser Schwärmerey bekömmt Georg den Auftrag, sich zu erkundigen, wo die Dame wohnt.

Meine Augen konnten sich wohl betrogen haben; denn das Schicksal verstattete mir nicht mehr Zeit, als Einen Augenblick, und nicht mehr von der ganzen Person, als den schlanken herrlichen Wuchs, die rasche Majestät der Figur, die Würde der Bewegung, und das Profil des Gesichts, in einem einzigen coup d'oeil: aber daß mein Herz so unbändig schlug, und meine Einbildung mir Elisen lebendig darstellete —— ich hätte mein Leben darauf verwettet, sie wär' es!

Ich legte meinen Besuch bey Gerstendorf ab, der mich, um es gelegentlich zu sagen, von nichts, als Luisen unterhielt, sich nach ihrem vermißten Bruder erkundigte, mich bat, vorläufig sein Freywerber bey Luisens Mutter zu seyn, des andern Tags nach Lübeck reisen wollte, wo er seine Mutter erwartete, und mir seine Addresse zu senden versprach, wenn er dort länger seyn müßte, als er voraus sehen

könnte.

könnte. Als ich zu Hause kam, sagte mir Georg, indem ich aus dem Wagen stieg: „Die Dame ist dieselbe, die uns in der Landschenke begegnete.“ „Wer?“ war die Gegenfrage. „Eine junge sehr reiche Wittwe aus Lübeck,“ antwortete er, „die sich seit kurzem irgendwo in Hamburg aufhalten soll.“

„Und der ältliche Mann, der sie führte?“ fragt' ich.

„Der soll ihr Verwandter seyn,“ sagte Georg, „und ist mit einer andern ältlichen Dame von Lübeck gekommen, sie zu besuchen.“

„Der Name dieser Dame?“

„Den konnte mir der Miethlake nicht sagen,“ erwiederte er.

„Ach die Althausen!“ sagt' ich.

Die wär's nicht, versicherte Georg. Er hätte sie selbst gesehen. Was aber die junge Wittwe beträfe, so hätte er nur ihren Taufnamen nennen gehört. Denn beyde, der Mann und die ältliche Dame wären mit dieser jüngern bald hernach weggefahren, und er hätte im Vor-

beygehen bemerkt, daß sie sehr vertraut mit einander wären: denn der alte Mann hätte mit ihr gescherzt, und sie nur bey ihrem Taufnamen, Auguste genannt.

Das überzeugte mich denn zwar, daß sie nicht Elise war: nur wie kam Philipp in ihre Dienste? — Neubegierde hat sonderbare Fragen! Philipp suchte eine Herrschaft, und die Dame suchte einen Diener: das ist alles! — Doch den Auftritt mit eben dieser Dame, und ihre, ihre eigene zu sichtbare Bewegungen, als sie mich sah in der Landschenke, wie soll ich die mir erklären, da sie nicht Elise ist? —

Muß ich mirs denn nothwendig erklären? Und wozu? Genug, sie ist nicht Elise. Ich wills unerklärt bleiben lassen, dacht' ich; und sagte meinem Diener: „es sey schon gut!" Der Kerl machte doch ein Gesicht, als ob er nicht der Meynung wäre, daß es damit gut bleiben sollte. — —

Von Julien hab' ich Briefe; warm, zärtlich, wie immer. Von der Ursache der Kaltsinnigkeit meines Onkels schreibt sie nichts; vielleicht

leicht weil er selbst sie vor ihr verborgen hält. Meinen lezten Brief hat er noch nicht beantwortet. Dem ohngeachtet werd' ich nächstens noch einmal um die Beschleunigung der Trauung anhalten.

Vierter Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Hamburg, den 8ten.

Ich bin hier, mein Freund, und zähle jeden Augenblick bis zur Ausführung unsers verabredeten Entwurfs, den ich dennoch so lange verschieben muß, bis ich Briefe von Ihnen erhalte; vorzüglich das veränderte Empfehlungsschreiben an Luisens Mutter, warum ich Sie schon von Amsterdam aus gebeten habe.

Von dem verlohrnen Bruder Luisens habe ich keine andere Nachrichten auftreiben können, als solche, die das, was wir schon wußten,

bestätigten; oder daß er auch nicht mehr lebt. Nach Suriname kann er schwerlich gekommen seyn, es sey denn unter einem veränderten Namen, das doch wenig Wahrscheinlichkeit hat. Zu dem, was ich bereits in London erfahren hatte, hab' ich auch hier durch unermüdeten Fleiß, nach und nach Gelegenheit gefunden, die Schiffe, und die Namenlisten der darauf befindlichen Personen, welche in den dreyen Jahren von 1751. bis 1754. in Suriname angekommen sind, nachzusehen: der Name Brockhorst war nicht darunter. Ist er im Jahr 51. oder 52. mit einem Schiffe von Amsterdam, wie die Mutter nach ihrer Erzählung glauben soll, dahin gegangen; so ist es wahrscheinlich eins von denen Schiffen gewesen, die geblieben sind: denn es sind in diesen Jahren verschiedene geblieben.

Er sey aber todt, oder lebendig; der Handlungsplan, den ich Ihnen vorgeschlagen habe, sezt keines von beyden als gewiß voraus, sondern kann vollkommen mit der Ungewißheit bestehen. Empfehlen Sie mich der Wittwe als Sohn,

oder Freund des Sohnes und der Familie, zwar ohne zu versichern, aber doch auch ohne zu leugnen, daß ich der erste sey. Das mütterliche Herz, immer voll Hoffnung, immer geneigt, das Beste zu glauben, wird das Uebrige von selbst thun; und ich will meine Rolle sicherlich so spielen, daß sie am Ende, es komme wie es wolle, vergnügt seyn soll.

Was wollen Sie mehr, mein Freund? Es ist doch kein Betrug, sondern höchstens Erdichtung, die auf sehr viel Wahrscheinlichkeit gegründet, wohlgemeynt ist, und am Ende nichts als Gutes bewirken soll. Denn, wenn die Sache so gehet, wie wir erwarten können; so wird sie doch einen Sohn bekommen, entweder Sie, oder —— Sie wissen, wen? Alles, was Sie dabey zu thun haben, bestehet darin: daß Sie in Ihrem Empfehlungsschreiben für mich der Wittwe alle die wahren Umstände unserer sehr geschwinden Freundschaft erzählen: vorzüglich meine Neubegierde, womit ich mich nach den Familienumständen, ihrem verlohrnen Sohn und

ihrer Tochter erkundigte; meine Freude, in Ihnen einen Freund der Familie, und vormals Verlobten der Tochter zu finden; meine Begierde, dieser Familie zu dienen; die Wärme, womit ich von derselben geredet, und was Sie selbst in meinen Reden und Handlungen bemerkt, woraus Sie schlossen, daß ich ein naher Anverwandter derselben seyn müsse, und mich selbst darum befragten. Daß alles, mein Freund, lauter Wahrheiten, können Sie ohne Bedenken hineinsezen, und den Nachrichten eine solche Wendung geben, daß die Mutter sich mit der Hoffnung schmeichele, in mir ihren Sohn wieder gefunden zu haben. – Denken Sie, was das für eine Empfehlung seyn wird an Mutter und Tochter! Ferner vergessen Sie nicht, mich zu Ihrem Gevollmächtigten zu machen, dem Sie aufgetragen haben, die alte Verbindung zwischen Ihnen und Luisen zu erneuren. Eilen Sie mit Ihrer Antwort.

Von meiner Mutter fand ich hier schon Briefe, die zwar ihre Ueberkunft vor dem Monate April oder May zweifelhaft lassen, mir

aber

aber das Geschäft auftragen, für ein bequemes Haus und Mobilien in Lübeck zu sorgen. Also geh' ich morgen dahin, und hoffe mit meinem Geschäfte in drey Wochen fertig zu seyn, binnen welcher Zeit ich Ihre Briefe mit Ungeduld erwarte.

Ferdinern hab' ich eben gesprochen. Er wußte mir wenig von Luisen zu sagen, ausser daß sie eine schwere Krankheit überstanden haben soll. Armes, theures Mädchen! Ich hatt' es befürchtet. Aber wenn du nur wieder hergestellet bist; so dank ich Gott! Das übrige ——

Leben Sie wohl, mein Freund! und vergessen Sie nicht, mit welcher Ungeduld ich auf Ihre Briefe warte.

Fünfter Brief.

Leonore an Henriette.

Gehrsen, den 15ten.

Hier ist Luisens Antwort, die Sie mit Ungeduld erwartet haben werden. Danken Sie es abermal einem Zufalle, der Luisen, Ihnen und mir günstig war; sonst könnten Sie noch länger gewartet haben. Den will ich geschwind erzählen, und dann noch ein paar Worte von meinen eigenen Umständen.

Sie erinnern sich noch der Reise meiner Wirthin nach Lübeck. Sie war daselbst von Freunden befragt worden: ob sie ihren Hof zu verkaufen dächte für einen Preis, der ihr nicht immer geboten werden dürfte; oder ob sie irgend einen andern wüßte, der verkauft werden sollte? Weil sie selbst, sagte sie, auf der Erde ihre Wohnung nicht anders zu verändern dächte, als mit dem Plätzchen neben ihrem seligen Mann; so hätte sie den Hof der Wittwe zu Wolster in

Vor-

Vorschlag gebracht, und den Auftrag erhalten, sich nach der Lage, Beschaffenheit und den Kaufbedingungen zu erkundigen; hätte es aber schlechterdings wieder vergessen. Neulich wurde sie wieder daran erinnert durch den Besuch eines Verwandten, der sich einige Tage bey uns aufhielt; und erfüllte nun ihr Versprechen mit desto grösserer Betriebsamkeit. Weil der Käufer ihr Bekannter wäre, sagte sie, so hofte sie durch dessen Nachbarschaft sich das einzige, was sie noch bisher umsonst gewünscht hätte, einen freundschaftlichen Umgang, versprechen zu können. In diesen Tagen schrieb sie denn an die Wittwe, bekam eine Antwort, welche mit dem Gerüchte übereinstimmete, fuhr bald darauf selbst nach **Wolster**, um die Lage zu sehen, und sich nach der Beschaffenheit des Hofes vorläufig zu erkundigen; brachte aber dasmal noch keine entscheidende Antwort zurück, weil die Besizerin, ohne in **Hamburg** vorgefragt zu haben, für sich allein nichts vornehmen wollte. Das Angenehmste bey der ganzen Sache für mich war, daß sie bey dieser Gelegenheit auch **Luisen** gese-

hen hatte. Die Erklärung der Wittwe verschob sich von einem Tage zum andern, bis sie endlich in der vorigen Woche unvermuthet, und nur auf eine Stunde vorsprach: denn sie könnte, sagte sie, nicht lange von ihrer Pflegetochter, wie sie **Luisen** nannte, entfernt seyn. Da eine Stunde nicht zureichte, sich über alle Punkte des Aufsazes, den sie mitbrachte, umständlich zu erklären; so ladete meine Wirthin sie auf einen beliebigen Tag zu Mittage ein, und damit sie ihrer Pflegetochter wegen nicht genöthigt wäre, zu Hause zu eilen; so möchte sie dieselbe mitbringen. Dieser Vorschlag war von meiner Erfindung. Die Wittwe wollte Bescheid sagen lassen; nahm also die Einladung so schlechterdings nicht an; und ich besorgte schon, daß sie allein kommen würde. Aber auch in diesem Fall war meine Entschliessung schon genommen, den Augenblick, da sie hier käme, mit **Greten** nach **Wolster** zu fahren, und **Luisen** dort zu sprechen. Dieses war doch, dem Glücke und dem guten Zutrauen der Wittwe zu meiner Wirthin sey Dank! nicht nöthig. Warum sollte

sie auf uns auch mistrauisch seyn? Gretens Veränderung war ihr nicht bekannt, und Grete kam bey uns nicht zum Vorschein. Nachdem sie also vorgestern hatte sagen lassen, daß sie Tages darauf früh genug hier seyn würde; kam sie gestern noch vor zehen Uhr, und brachte Luisen mit. Also hatt' ich das junge, schöne, liebe Mädchen über fünf Stunden bey mir: Zeit genug, für zwey gute gesellige und auf ähnliche Art leidende Seelen, Vertraulichkeit mit einander zu machen!

Dieses geschahe vorzüglich in manchen Viertel- und halben Stündchen in einem tête à tête, wenn wir uns in meine Kammer geschlichen hatten, welches desto weniger auffiel, weil die beyden Wittwen genug über ihre Papiere mit einander zu schwazen hatten. Unartig, sagte Luise, wäre die Wittwe gegen sie überhaupt nicht; aber wachsam in so hohem Grade, daß sie sich wundere, wie sie sich entschlossen hätte, sie mitzunehmen. Sie müßte kein anderes Mittel gefunden haben; und an dem Verkauf

des Hofes wär' ihr zu sehr gelegen. Luise fand deswegen für gut, daß wir lieber öfter, als lange allein wären. In diesen Zwischenaugenblicken wurde denn der Brief fertig, den Sie hier erhalten. —

Ich hätt' ihn gern gelesen, und er war ja völlig in meiner Gewalt. Luise mußte sich sogar meines Pettschafts bedienen. Auch fehlte es mir nicht an Vorwiz; und dieser Lügner wollte mir immer weiß machen, meine Lotte würde mir's ganz gern verzeihen. Allein ihn wieder zu erbrechen, nachdem die ängstliche Verfasserin ihn vor meinen Augen so sorgfältig versiegelt hatte, ehe sie ihn meiner Hand anvertrauete, das schien mir unrecht. In der That gehörte ihre Erlaubniß eben so sehr dazu, als meiner Lotte. Also hab' ich die Versuchungen alle überwunden, und erwarte nun von Ihrem Vertrauen, wie viel von dem Inhalt Sie für gut finden, mich wissen zu lassen. — Dies von Luisen.

Meine

Meine Sachen hab' ich reiflicher überlegt, und fand anfangs zwar am besten, zu handeln, wie Sie mir rathen. Also würd' ich auf der Stelle an Friederich geschrieben, und den Brief Ferdinern zugeschickt haben. Allein nachdem ich Schlauers Päckchen, wie Sie riethen, geöfnet, und einige Papiere angesehen habe, ist mir alle Hoffnung, und mit derselben auch die Lust wieder vergangen. Sagen Sie selbst, ob es nicht am besten ist, daß ich mich nach einer Gelegenheit umsehe, so gut der Himmel sie für mich aufgehoben hat, entweder als Gesellschafterin, oder Gouvernante meinen Unterhalt für mich und mein Kind keinem andern, als mir selbst und meinen Diensten danken zu dürfen! Die Pension einer Mutter oder eines Sohnes länger zu genieſſen, mit welchem ich in diesem unglücklichen Verhältniß stehe, und gleichsam von den Almosen derer zu leben, die mich zu Grunde gerichtet haben —— Gott weiß! das kann und will ich nicht länger! Dies war schon damals mein fester Entschluß, als ich mit Dünkel redete, wie ich ihm nicht undeutlich zu verstehen

stehen gab; und er muß es bleiben. Dünkel hat mir einigemal dies verhaßte Geld ausbezahlt, aber nicht wieder. Das nächstemal, und dies wird etwan in vierzehen Tagen seyn, werd' ich ihm statt der Quittung die Erklärung zurück senden, daß er sich weiter um mich nicht zu bekümmern hat. —— Doch ich vergesse, was ich erzählen wollte.

Ich öfnete also, wie gesagt, Schlauers Packchen, und indem ich die Papiere durchblätterte, fiel mir ein Billet der Mutter an Schlauern aus Frankfurth mit einer Einlage von ihrem Sohne in die Hand, beyde in einem Couverte unter dem Pettschaft und der eigenhändigen Aufschrift der lezten. Den Brief der Mutter leg' ich hier bey. Werden Sie nicht über den Inhalt erstaunen? Sie affectirt die äusserste Verwunderung über Schlauers Nachrichten von mir, daß er nämlich alle Hoffnung habe, meinen Eigensinn zu überwinden. So war es gewiß unter diesen beyden gleich Niederträchtigen verabredet, um, wie Sie richtig sagten, nicht

sowohl

sowohl mich, als den jungen **Wolmer** zu betrügen. „Sie kann," schreibt sie, „es nicht glauben: wenigstens nicht eher, bis er sie und ihren Sohn durch Hand und Siegel überzeugt habe. Dann müsse sie freylich glauben; und ob ich gleich in diesem Falle keine weitere **Wohlthaten** verdiente" — Wohlthaten, schreibt sie! Eine Frau, über welche eine unglückliche Mutter und ihr vaterloses Kind dreymal Wehe schreyen könnten, rühmt sich gegen diese Mutter ihrer Wohlthaten! — „so wollte sie doch, aus persönlicher Liebe für mich, und zur Ehre des Andenkens, daß ich ehemals die Geliebte und Braut ihres Sohnes gewesen wäre, im Ernste den Worten nach thun, was sie eigentlich nur als eine Wette ohne weitere Bedeutung hingesagt hätte."

Weil ich, oder der junge **Wolmer**, der diesen Brief ohne allen Zweifel gelesen hat, dies nicht verstehen möchte; so erinnert sie **Schlauern** in einer Parenthese: „er wisse doch noch, als er mündlich versichert, daß ich ihn liebe,

und mich gewiß für ihn erklären würde, wie ungehalten sie ihn angefahren wäre, einer Lüge beschuldiget, beyde Hände zusammen geschlagen, und dabey die Worte gesagt hätte: zehen, ja zwölf tausend Thaler wolle sie verliehren, wenn das wahr wäre! und daß er, Schlauer, sie bey diesen Worten gefaßt hätte?" — Wie gefällt Ihnen dieses unvergleichliche Zutrauen der Frau geheimen Finanzräthin zu mir? Muß ich ihr nicht sehr verbunden seyn, für ihre so gar gütige Meynung? — O! wie die Einsicht solcher teuflischen Ränke foltert! Welch ein Weib ist das! —

„Dennoch," fährt sie fort, „wolle sie genau Wort halten, davon sie ihm hier noch einmal die Versicherung gäbe: vorzüglich weil ihr Sohn sie dazu berede, der sich zuerst bereitwillig zu dieser grossen Summe Geldes erklärt, und ihr beygelegten Zettel für Schlauer zum Einschluß gegeben hätte."

Der Zettel ist von Wort zu Wort dieser:

„Wenn Leonore Waldmann sich mit Joseph Schlauer verheirathen will; so hab'

ich nichts dagegen. Es kann sodann vielmehr besagte Leonore, oder auf deren Vollmacht ihr künftiger Mann, sobald die Trauung vollzogen ist, oder auch nach Belieben, sobald sie den Ehecontract nebst Schlauer eigenhändig unterschrieben, und mit ihrem Pettschaft besiegelt vorgewiesen, von dem Dr. Dünkel in Hamburg gegen Auslieferung dieses Scheins eine rechtskräftige Anweisung auf zehen tausend Thaler zurück fordern, die von mir acht Tage nach Sicht zu bezahlen sind. Zu dessen Versicherung dient ihr dieser Handschein.

Mainz den 16ten December
1761.

Friederich Wolmer."

Dieser Zettel — o! meine Lotte! ich sank hin, als ich ihn ansahe! Dreymal, weil ich meinen Augen nicht trauete, las ich ihn, und mein Blut wurde mir kalt in allen Adern. — Das hätte mein Friederich geschrieben? — Mein Friederich? Er, der so oft, seine Arme

um meinen Hals geschlungen, betheuerte — Gott! was ist des Menschen Herz! — Ich konnte mich nicht überreden, daß es seine Hand war; holte alle seine Briefe, verglich einen nach dem andern, Wort gegen Wort, Buchstaben gegen Buchstaben: vornehmlich seinen Namen. Der geringste abweichende Zug machte mir Hoffnung, es sey nachgemacht: aber diese Hoffnung war niemals von einiger Dauer; zu gewiß war es seine Hand. Die auffallende Aehnlichkeit in allem überzeugte mich; sie war es. Meine Wirthin selbst, so gern sie wollte, konnte nicht zweifeln.

Und welch ein Inhalt! „Wenn Leonore Waldmann" — Leonore Waldmann! So konnt' er mich nennen? Mich? Ich weiß keinen Namen in der Welt, der von ihm gegeben, mich grausamer beleidigen könnte! „Wenn sich Leonore Waldmann mit Joseph Schlauer verheirathen will; so hab ich nichts dagegen!" — Gott verzeih' es dir, Betrogener, oder Leichtsinniger, und dann selbst Betrüger, Gott ver-

verzeih' es dir in beyden Fällen, daß du ein Herz so mit Füssen trittst, das dich zärtlich genug liebte, um dir alles aufzuopfern! „Es kann sodann besagte" —— Aber weg mit dem verhaßten Scheidebrief! Ich mag ihn nicht mehr lesen! Aufbewahren will ich ihn freylich. Und könnt' ich zu seiner nächsten Geliebten, wenn er so neben ihr steht, mit diesen verrätherischen Blicken sie liebkosend, mit zärtlicher Innigkeit seine Hände um ihren noch nicht entweiheten Leib schlingend, oder mit ihren Locken spielend, durch tausend süsse Worte und feurige Küsse Fülle von Liebe, Zutrauen und Vergessenheit stromweise in ihren unbefangenen bebenden Busen athmet, o könnt' ich dann zu dem armen Schlachtopfer treten, diesen Zettel in der Hand, und ihm mit allem Feuer, mit der ganzen Allgewalt der Beredsamkeit, welche dem fühlenden Herzen voll Unwillen eigen ist, sagen, daß er über die Rede verstumme und erbleiche: Siehe hier, arme Unschuldige, eine Betrogene, die dich warnet Tausend viel süssere Worte, tausend viel heisser Liebkosungen, Versicherungen, Betheurungen

sagte dieser Verführer mit eben dieser schmeichelnden Miene eines Engels auch einst mir. Mein gutes zärtliches Herz liebte ihn, glaubte ihm. Ich gab ihm alles, alles: ward Mutter; und nun lies diesen Zettel. Er ist die Handschrift für die Redlichkeit seines Herzens: **Leonore Waldmann** heißt izt diejenige, deren Namen ehemals keine Worte der Sprache zärtlich und schön genug waren auszudrücken!

Ich schwärme, mein Kind! Aber was soll ich? — Ja, sagen Sie mir, was kann ich? — Schreiben an ihn? Unmöglich! Er hat mich weggeworfen! Was denn sonst? Nichts, als ihm entsagen, wie er's gern siehet, wenn ich auch durch öftere Wiederholung der Lectür dieses Zettels mein Herz nicht dahin bringen kann, daß es ihn verachte, oder vergesse! —

Dies Papier und den Brief der Mutter will ich behalten; die übrigen Charteken, nebst einem langen langen Briefe Schlauers an mich, den ich nicht würdige zu lesen, send' ich Ferdinern,

und

und schreibe ihm den ganzen Vorfall, und meine Entschliessung. —— Könnten Sie mir auch wohl anders rathen?

Sechster Brief.

Lotte an Leonore.

Färmbüll, den 18ten.

Ich schreibe Ihnen mit dem zurückkehrenden Bothen, wenn der noch zeitig genug kommt, wie ich doch hoffe, um Sie noch einmal zu bitten, daß Sie sich nicht übereilen. Ihre Sache, meine liebe Leonore, steht nun auf dem Punkt der Entscheidung; das ist gewiß. Desto nothwendiger ist die sorgsamste Behutsamkeit. Bedenken Sie, daß Sie Mutter sind. Was Sie allenfalls für ihre eigene Person wagen könnten, das dürfen Sie nicht wegen Ihres Kindes; wenn auch alles völlig so schlimm wäre, wie Sie es sich vorstellen, welches ich, aufrichtig zu sagen, doch noch nicht denke.

Um Ihnen kürzlich meine Meynung zu sagen; so ist der Brief der Mutter an Schlauer offenbar mehr für ihren Sohn, als für Sie geschrieben; und Schlauer ist, troz seinem Kopfe, der sonst dem ausgelerntesten Spizbuben Ehre machen würde, doch darin zum Thoren geworden, daß er diesen Brief beygelegt hat. Die Ursache ist diese: der Handschein des Sohnes ist, nach der Unterschrift in Mainz, und der Brief der Mutter in Frankfurth geschrieben, wie Sie anzudeuten scheinen. Es ist also klar, dünkt mich, daß der lezte erst nach Mainz, dann mit des Sohnes Billet in Einem Convolut wieder zur Mutter, und von da endlich weiter an Schlauer nach Hamburg gereiset war. Ob dies zutrift, werden Sie am besten beurtheilen können, wenn Sie finden, daß das eigenhändige Couvert des Sohnes zu beyden Briefen passet, und für den lezten etwa zu groß ist.

Doch wenn dies auch nicht wäre; so ist doch einmal das Datum in dem Briefe der Mutter ausgekrazt, und offenbar aus einem frühern

in ein späters geändert worden. Man siehet ziemlich deutlich, daß aus dem 5ten December der 16te gemacht ist; gerade dasselbe Datum, worunter der Sohn seinen Handschein in Mainz geschrieben hat. Nun bitte ich Sie, zu bedenken, wie wäre es möglich, daß beyde an einem Tage geschrieben seyn könnten? Dann scheint mir auch das Billet des Sohnes — wie soll ich's nennen? gleichsam die Antwort auf ein wiederholtes Andringen der Mutter zu seyn. Davon kann ich Ihnen denn freylich keinen Beweis angeben, als den Ton, der durchaus darin herrschet. Unstreitig ist es in einem Augenblick des Unwillens geschrieben. Nehmen Sie denn einmal an, daß die Arglist der Mutter endlich durch die Versicherungen, Schlauer vermesse sich, über seine Aussage, Hand und Siegel von Ihnen aufzuweisen, den Sohn gezwungen hatte, zu glauben, was er nicht wünschte; so ist nichts natürlicher, als daß er sich in diesem Glauben voll Ungeduld hinwirft, und gerade ein solches Billet schreibt, wie dasjenige ist, was er geschrieben hat. Gewiß ist Wahrheit in mei-

ner Vermuthung: und denn begreifen Sie bald, wie äusserst behutsam Sie verfahren müssen!

Daß es grosse Ueberwindung und Verleugnung koste, noch ferner eine Pension anzunehmen von einer solchen Geberin — eine Pension, die diese Geberin nicht weniger für eine Wohlthat ansehen wird; das begreif ich völlig. Welche edle Seele wird es nicht verachten, von solchen Menschen abzuhängen! Ich sehe auch eben nicht, daß es Ihnen von dem jungen **Wolmer** übel ausgelegt werden könnte, wenn er nicht sehr unedel gesinnt ist, daß Sie unter solchen Umständen die Pension zurück geben: zumal wenn Sie in der Erklärung, welche Sie **Dünkeln** geben wollen, nicht vergessen, die Ursachen, weswegen Sie so verfahren, anzuführen. Nur bleibt hier immer die Frage: wird Ihre Gegenpartie dem jungen **Wolmer** diese Erklärung vorweisen? Gewiß nicht: und dann kann es schaden, nicht nützen. Seyn Sie versichert, diese Rotte besteht aus lauter Köpfen, welche gemacht sind, aus dem, was recht, gut, und edel

ist,

ist, Böses herauszuziehen; und was der eine nicht findet, das findet sicher der andere. Wenn drey solche Köpfe mit drey solchen Herzen sich vereinigen; so stehe Gott der Unschuld bey! Das ist noch das einzige —— und ich glaube, die göttliche Vorsehung hat es zum Schuz der Guten so geordnet, daß sie alle verschiedene Interesse haben, die sich nicht oft zu einer gemeinschaftlichen Absicht vereinigen lassen, oder doch auf die Länge wieder aus einander fallen. Geduld und Gelassenheit ist denn da das sicherste Gegenmittel. Denn sobald sich einer in seiner eigennüzigen Erwartung betrogen findet; so zerreißt das Band, und sie fallen gemeiniglich über einander her. —— Fahren Sie durch, so wird Dünkel nicht ermangeln, mit der nächsten Post zu berichten, daß Sie die Pension verächtlich zurückgeworfen haben, und, wer weiß, auf welche schändliche Ursache? Vermuthungen veranlassen. Sie müßten, wird es heissen, seit Ihrem Aufenthalt in dieser Gegend andere ergiebige Quellen gefunden haben, weil es sonst unbegreiflich sey, daß Sie einen so artigen Unterhalt von sich stossen. So

etwas wird er vorgeben; und gewiß, Leonore, der junge Wolmer ist schon so weit in seinem Mistrauen zu Ihnen gebracht, daß Sie um Gottes willen nichts thun dürfen, woraus Ihre Gegner neue Beschuldigungen ziehen können. Ich bitte Sie, überlegen Sie das reiflich!

Für Luisens Brief dank ich Ihnen: wünsche aber, daß er nie geschrieben wäre; und, um das Beste zu wünschen, daß er nie hätte geschrieben werden können! Die arme Julie! —— Ich kann mich diesmal nicht weiter darüber erklären. Morgen fahre ich vielleicht nach Auenbrügge, um die Mutter zu sprechen. Diese zu befriedigen, ist noch meine einzigste Hoffnung!

Sieben:

Siebenter Brief.

Lotte an Leonore.

Farmhill, den 21ten.

Ich bin noch nicht in Auenbrügge gewesen. Die Ursache ist diese:

Was ich mit Herrn Wolmer verabredet hatte, hab' ich Ihnen neulich geschrieben. *) Der zu der Unterredung mit Luisens Mutter bestimmte Tag, war der in meinem lezten Briefe angezeigte: allein Herr Wolmer bedachte sich anders.

„Er sähe nicht ab, wozu die Unterredung mit der Mutter dienen könnte. Wäre die Beschuldigung wahr; so müßte Ferdiner das Mädchen von Rechts wegen heirathen. Andere Vergütung wär' in diesem Falle nicht möglich. Wenigstens," sagte er, „kann aus seiner Verbindung mit Julien nach meinem Willen nichts werden, wenn sie nicht etwann ihrem eigenen Willen folgen wollte; wie ich doch kaum denken sollte.

Die

*) Br. 2.

Die Unbilligkeit des Verfahrens ist zu auffallend. Sie muß mit aller ihrer Liebe für diesen undankbaren Mann hierin meinen Willen haben.“

Ich sagte alles, was ich nur immer zu Ferdiners Rechtfertigung ersinnen konnte. Vorzüglich blieb ich dabey, daß ich die Beschuldigung, mit Ferdiners bekanntem Charakter zusammen gehalten, noch immer unglaublich fände.

„Er wollte glauben, daß die Umstände viel zu seiner Entschuldigung beytragen könnten. Man könnte ein sehr guter Mann seyn, und starken Versuchungen einmal unterliegen. Das wäre menschlich, und verdiente Nachsicht. Aber vergüten müßte man denn doch verursachte Uebel. Das wäre Rechtschaffenheit. Ferdiner aber schiene schlechterdings vergessen zu wollen; das wäre der rechte Weg nicht. An der Wahrheit der Begebenheit könne er nicht zweifeln. Denn daß Ferdiner in der Liebe nicht der Standhafteste wäre, davon hätt' er nur neulich in seiner Gleichgültigkeit gegen Julien die Probe abgelegt, und

schon

schon damals verdient, daß sie ihm versagt würde.

Ich ließ mich auf das lezte nicht ein, und sagte nur: daß wenigstens die Versicherung der Mutter nicht viel Glauben verdiene. Mir wäre bekannt, daß sie sich eine Zeitlang mit der Hoffnung geschmeichelt hätte, Ferdinern zum Schwiegersohn zu bekommen, ohne daß ich das allermindeste gefunden, worauf sie diese Hoffnung gründen können. In Ferdiners Betragen gegen Luisen hätte ich wenigstens nicht das allergeringste bemerkt. Vielmehr müßt' ich sagen, daß mir Luisens Unbedachtsamkeit und vorzüglich die Nachsicht der Mutter sehr aufgefallen wäre. Am übelsten hätt' ich der lezten genommen, daß sie einem jungen Mädchen erlaubt, mit Ferdinern allein nach Hamburg zu reisen, und ich könnte nicht umhin, fast zu argwöhnen, daß die damalige Unpäßlichkeit, welche sie als die Ursache vorgeschüzt hätte, warum sie selbst zu Hause geblieben wäre, nur eine vorgewendete gewesen seyn möchte, um Gelegenheit zu machen.

„Frey-

„Freylich," antwortete er, „mag die Mutter das Ihrige beygetragen haben. Sie ist eine Frau von gemeinem Schlage. Das Mädchen war zwar ein wenig flüchtig und lebhaft; auch mag sie leicht mehr an Ferdinern gefunden haben, als an andern Mannspersonen: aber es war doch sonst ein gutartiges, sanftes und gutes Kind, das wohl niemals an Intriguen und Coquetterie gedacht hat. Hätte sie denn auch ihre Neigung Ferdinern zu viel verrathen; muß er die unschuldige Einfalt misbrauchen? Nichts dient weiter zu seiner Entschuldigung, als wenn er ihr Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Die Begebenheit wird dadurch nicht widerlegt."

Ich antwortete: ich wollte nur sagen, daß die Aussage der Mutter wenig Glauben verdiene.

„Das kann ich zugeben," sagte er. „Aber die Aussage der Tochter? Und zwar im Beichtstuhl? Und zwar verbunden mit der ausdrücklichen Bedingung, daß es der Mutter nicht wieder gesagt würde? Und mit der Betheurung, daß

daß sie an Ferdinern durchaus keine Ansprüche haben wollte? Wer könnte noch zweifeln?"

„Wenn das alles Schwärmerey gewesen wäre?" erwiederte ich.

„So wäre es zusammenhängender und vernünftiger geschwärmet, als man zu schwärmen pflegt! Geben sie Acht, das wird Ferdiners Entschuldigung seyn. Allein darüber muß ich den Prediger allein urtheilen lassen, der das Gegentheil versichert. Auch stimmen ja die übrigen Umstände, welche die Mutter angiebt, die doch nichts von der Aussage der Tochter wußte, genau mit dieser Aussage überein. Kurz, die Beschuldigung hat keinen Zweifel." ——

Was ließ sich dagegen einwenden? Nichts. Was konnte vollends ich einwenden, ich, die Luisens Brief gelesen hatte? Gar nichts. Aber dennoch wollt' ich meine Hoffnung, Frieden zu stiften, nicht aufgeben, und versuchte noch einen andern Weg. „Gesezt denn," sagt' ich, „alles sey wahr; so hat sich Luise doch erklärt, daß sie keine Ansprüche an Ferdiner haben

ben will. Es hindert also, auch in diesem Falle nichts, daß die Verbindung mit Julien bleibe, wie sie war.

„So doch auch nicht," erwiederte er. „Nach meinem Willen ist er nun gar kein Mann für Julien. Aber wenn ich auch menschliche Schwachheiten übersehe: glauben sie wohl, daß Luisens Versicherung, so ernstlich sie auf der Stelle gemeynt seyn mochte, immer so ernstlich gemeynt seyn wird? Ferdiner biethe ihr nur im Ernst die Heirath an; und sehen sie zu, was geschiehet. Ein junges Mädchen in diesen Umständen sollte die Haud eines Mannes ausschlagen, den sie liebt, und der sie in diese Umstände gesezt hat?"

„Das käme doch auf die Probe an. Wollen sie zufrieden seyn," fragt' ich, „wenn ich ihnen Luisens schriftliche Versicherung gebe?"

„Nein! Ferdiner müßte zuvor selbst die Probe gemacht haben."

„Ist denn ihre eigene freywillige Versicherung nicht zureichend?" fragt' ich.

„Für

„Für mich nicht," sagte er. „Das gute Mädchen könnte leicht aus Gefälligkeit für Julien, aus Achtung für mich, aus Furcht vor Ungelegenheiten, aus falsch verstandener Großmuth, wer weiß, woraus sonst? eine Versicherung geben, die ihr bald nachher wieder leid wäre; zumal so lange sie keine Hoffnung hat, daß Ferdiner ihr Genugthuung geben will."

Freylich wie wahr ist das alles! Ob Luise gleich die dem Prediger zuerst gegebene Versicherung in ihrem Briefe an mich wiederholt; so glaub' ich doch schwerlich, wenn Ferdiner ihr seine Hand böthe, nur mit einigem Ernst, daß sie sich lange wegern würde, sie anzunehmen. ——

„Indessen wünsche ich sie doch zu sprechen," sagte ich. „Denn wenn sie nun ihre erste Aussage widerriefe? Und das läßt sich gleichfalls noch denken: denn ist es nicht sonderbar, daß sie ihrer Mutter nie ein Wort davon gesagt hat? Was bedeutet auch das, daß die Mutter sie entfernt? Sollte sie etwa von uns nicht befragt werden?"

Dieser Einwurf schien besser zu haften. Herr **Wolmer** bedachte sich. Endlich sagte er: „die Absicht der Mutter weiß ich freylich nicht. Das mag leicht seyn, daß sie eine Unterredung mit mir nicht gern siehet; und freylich, warum nicht? — Wenn sie Gelegenheit finden können, mit **Luisen** zu reden;" sezte er hinzu, „so hab' ich nichts dagegen. Ich will auch auf der andern Seite keinen übereilten Schritt thun; wiewohl ich vorher weiß, daß alles überflüßig ist. Sehen sie denn zu: ich will es noch aufschieben, **Ferdinern** zu antworten. Aber mit der Mutter zu reden, find ich nicht für gut." —

Dabey blieb es. Also sinne ich nur auf Mittel, **Luisen** zu sprechen. Das sicherste werd' ich wohl von Ihnen erwarten müssen! Zuvor will ich aber doch insgeheim Gelegenheit nehmen, die Gesinnung zu erforschen: und thun, was mir möglich ist, sie besser zu stimmen. Das soll in diesen Tagen geschehen. Denn unsere **Walsborn** ist hier; ich weiß nicht, wie lange sie bey uns bleiben wird. Zwischendurch hoff' ich

doch,

doch, wird sie dann und wann nach Auenbrügge fahren, und so abwechselnd bald dort bald hier seyn. Da denk' ich sie denn einmal zu begleiten.

Ferdinern wird die Zeit lang währen, ehe er erfährt, was er doch ohne Zweifel schon erwarten muß? Aber wer kann ihm helfen! Schreiben Sie ihm doch lieber noch nichts von der Sache: Sie finden ja leicht eine Entschuldigung!

Achter Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 25ten.

Mitten aus meiner Geschäftigkeit für meine Mutter riß mich Ihr sehr gewünschter Brief. Ich trug die Besorgung einem Gevollmächtigten auf, eilte zu dem Ort meiner Bestimmung, und schreib' Ihnen, wie Sie sehen, bereits aus Auenbrügge, wie ich aufgenommen bin. Zwar

wohn' ich hier so schlecht, als man wohnen kann, in der gemeinen Schenke eines Dorfs: aber desto eher hoff' ich, Ihnen nächstens aus dem Hause der Wittwe zu schreiben.

Luise ist nicht hier. Für meine Ausführung ist dieß vielleicht besser: angenehm ist es mir freylich nicht, mir, den es so verlangt, sie zu sehen! —— Aber ruhig, mein Herz! Noch darf sich deine Liebe nicht mit ins Spiel mischen. Mein Freund mögte das Vertrauen zu seinem Gevollmächtigten verlieren. ——

Also hab' ich nur die Mutter gesprochen, und hier ist das Vornehmste von unserer Unterredung. Ich hatte meinen Empfehlungsbrief vorausgesandt, und mir ausgebeten, daß ich selbst sie besuchen dürfte. Sie nimmt den Brief an, und sagt dem Ueberbringer, ohne ihn zu erbrechen, sie wisse nicht, ob es heute werde geschehen können. Wenn es mir einerley wäre; so wünschte sie lieber morgen. Diese Antwort brachte mir der Bothe. Keine halbe Stunde, so schickte sie wieder, und ließ mich bitten, zu kommen,

men, so bald ich wollte. Ich vermuthete die Ursache dieser schnellen Veränderung; und wartete mit Fleiß noch ein paar Stunden, um die ersten heißen Bewegungen, die in dem Herzen der Mutter entstehen mußten, erst abkühlen zu lassen. Ohne Zweifel mußte sie in dieser Zeit den Brief noch einigemal gelesen haben, und aufmerksam auf Ihren Rath geworden seyn: denn ich fand zwar alle die erwartete Neubegierde und Ungeduld in ihren Augen, die mich selten verließen, aber sie vermochte doch, sich zu überwinden.

Nachdem ich erzählt hatte, wie wir in London mit einander bekannt geworden; wie glücklich Ihre gegenwärtige Lage wäre; wie unsere Bekanntschaft bald darauf zur Freundschaft geworden, daß wir in unserer Achtung und Liebe für eine und dieselbe Familie so genau übereingekommen wären, und diese Familie ihr nannte; so sagte sie: von der Freundschaft des Herrn Thomä wisse sie sich vollkommen Rechenschaft zu geben: aber womit sie die meinige verdient hätte; ja, wie sie mir nur hätte bekannt werden

können, das wisse sie nicht zu erklären. Ich beantwortete diese entfernte Aufforderung mit der allgemeinen Bemerkung: daß der Himmel oft Personen zusammen zu führen wüßte, die zusammen gehörten, ohne daß eine von beyden die andere zu kennen glaubte. Die Freundschaft unter ihnen würde dann aber so geschwind und innig vollendet, als wenn sie vorher einander niemals hätten fremd seyn sollen, oder können. — „Sie haben nur eine Tochter?" fragte ich in einem etwas schnellen Uebergang.

„Am Leben;" antwortete sie. „Eine ältere ist in ihrer Kindheit gestorben; und das älteste von allen meinen Kindern, ein Sohn, hat sich seit seinem sechszehnten Jahre schon verloren" — (Sie sehen, wohin sie das Gespräch leiten wollte?) —

Ich fragte: wie lange sie ihn vermisse?

Sie sagte: über zehen Jahre.

„So wäre er meines Alters:" antwortete ich lächelnd; und sie wurde aufmerksam. „Sie wissen

wissen nicht, wohin er gegangen ist?" fragte ich weiter.

Sie wisse davon nichts Gewisses, als was ihre Schwester in Hamburg von einigen Kaufleuten vernommen, deren Nachricht zufolge er nach Suriname gegangen sey, wo er in einigen Jahren ein gutes Glück gemacht, aber in der besten Hoffnung eines noch weit größern gestorben seyn sollte.

„Sie hätten alsdenn," sagte ich, „wenigstens seinen Nachlaß empfangen sollen."

Das hätte sie doch nicht, erwiederte sie. Nicht einmal so viel als einen Brief hätte sie von ihm erhalten. Hierauf fragte sie mich: ob ich vielleicht da gewesen wäre?

„Niemals," antwortete ich, „und wollte fast versichern, daß auch ihr Sohn nie da gewesen ist." ——

„Gott weiß!" sagte sie. „Hätt' ich nur die Gewißheit, daß er noch lebte! —— Könnten sie mir davon einige Nachricht geben?" fuhr sie fort, und betrachtete mich sehr aufmerksam.

„Man muß immer das Beste hoffen!“ antwortete ich. „Sie haben Nachrichten, sagen sie, daß er dort gewesen, und gestorben sey; doch sind diese Nachrichten nicht gewiß. Ich habe andere, daß er nicht da gewesen ist; und ich darf sagen, sie sind gewisser. Also ist es vernünftig, das Beste zu hoffen.“

„Wie wenn ich ihnen,“ sezt' ich hinzu, indem ich aufstand und ihre Hand nahm, „wie wenn ich ihnen indessen einen Sohn anbiethe, es sey nun einen, der die Stelle des ersten allein ersezen, oder neben demselben ein gleichgeliebter Sohn werden könnte, werden sie mich abweisen?“

Wie diese Anrede unsere Mutter auffer sich sezte! Sie erwartete ohne Zweifel, daß ich mich izt für ihren Sohn erklären würde; wurde roth im ganzen Gesichte; war in der grösten Bewegung; sahe mich an; wollte immer reden, und komte lange nicht. —— „Mein Gott!“ sagte sie endlich —— „sind sie —— Doch was wäre das für ein ausserordentlicher Zufall! —— Sind sie —— soll ich glauben —— Aber auch nicht

ein

ein Zug des Gesichts kömmt diesem Einfall zu Hülfe! Und doch, dünkt mich, diese Augenbraunen, dieser ihr Anstand, und diese etwas stärkere Aussprache des R —— Sind sie —— Sind sie nicht der, den ich nach dem empfangenen Briefe vermuthen soll?" ——

„Was sagt dieser Brief von mir?" antwortete ich. „Etwas anderes, Madam, als was mir mündlich aufgetragen worden?" —— Diese Frage begleitete ich mit einer ernsthaften befremdeten Miene; und die that ihre verlangte Wirkung. Die Mutter erinnerte sich an Ihren Rath, faßte sich, und sagte gelassener: „der Brief sagt von ihnen eben nichts, als daß er mich vorbereitet, eine mündliche Eröffnung zu hören, die den Herr Thomä betrifft."

„Sie ist diese," fuhr ich sogleich fort, „daß ich diesen würdigen Mann ihnen zum Sohn, und ihrer Tochter zum Gemahl anbiethen soll." ——

Sie schwieg, und sahe mich an mit der Miene, als wenn man sich in einer angenehmen

Hoffnung halb betrogen findet, und doch die Hoffnung noch nicht aufgiebt.

„Diese alte Verbindung," fuhr ich fort, „hat nun von der Seite meines Freundes nicht das geringste Hinderniß mehr, und ihm ist sie immer heilig gewesen. Es ist allein an ihrer Seite, sie zu schließen."

„Doch nicht so sehr, als an Seiten meiner Tochter," antwortete sie; „und diese — Es sind große Veränderungen in diesen paar Jahren vorgegangen! — Was mich selbst betrifft, so viel ich sonst von Herrn Thomä gehalten habe, und ihm für seine standhafte Freundschaft verbunden bin, leugne ich doch nicht, daß die Entfernung mir Bedenklichkeiten macht, die ich nicht so leicht überwinden würde. — Ich habe nur, so viel ich wenigstens weiß, dieses einzige Kind; und auch von diesem sich zu trennen mit so weniger oder gar keiner Hoffnung, es jemals wieder zu sehen, das muß einer Mutter allerdings hart seyn. — Indeß, wie ich sagte, nicht so sehr meine, als meiner Tochter Gesinnung wird den Ausschlag geben müssen."

„Was

„Was die Trennung betrifft," erwiederte ich; so wird sie durchaus nicht nöthig seyn. Dem Herrn Thomä wird die Tochter mit der Mutter nur willkommen seyn. Indeß haben sie völlig Recht, daß die Gesinnung ihrer Tochter entscheiden müsse. Nur weiß ich nicht anders, als daß sie schon entschieden hat. Sie ist doch die Braut meines Freundes?"

Sie antwortete darauf nur mit Achselzucken; und es schien überhaupt, als wenn sie nicht gern von dieser Sache redete. Die Ursache begreif' ich nicht. Ich fragte also nach der Tochter, und bat inständig, daß es mir erlaubt sey, dieselbe Frage auch ihrem Herzen vorzulegen. „Ich wünsche ihr," sezte ich hinzu, "so viel Gutes, als irgend ein Herz wünschen kann, das mit mehr als mit brüderlicher Liebe liebt."

Der Ausdruck fiel der Mutter abermal auf. „Kennen sie Luisen?" fragte sie. —— „Wie? —— Seit wann? —— Es wäre kaum möglich, kaum etwas mehr möglich, als eine sehr dunkele Erinnerung, wenn sie." — — —

Die

Die Frau war in großer Erwartung und Ungeduld; es wäre grausam gewesen, sie nicht auf einige Weise zu beruhigen. Ich hatte mich vorher schon zubereitet, und mir genau die Gränze bestimmt, wie viel ich entdecken wollte. Also sagt' ich:

„Ich kenne sie — O! wie sollt' ich sie nicht kennen? Ich bin näher mit ihr verwandt, als sie vermuthen können, Madam! Aber ich bitte inständig, fragen sie nicht weiter. Ich habe ein Geheimniß, das nicht anders bekannt werden darf, als zu seiner gewissen, bestimmten Zeit. Und wollten sie mich indessen vorerst für einen Mann nehmen, der wenigstens nach seinem Herzen mit ihrer Familie in der nächsten Verwandtschaft stehet; ich dürfte versichern, die Entwickelung sollte am Ende allen gleich angenehm seyn, auf die eine, oder die andere Art. Und wenn ich noch eine Bitte wagen darf, so lassen sie mich Luisen sehen."

Sie besann sich. Endlich sagte sie; Luise wäre gegenwärtig nicht hier. Das arme Kind

hätte

hätte viel ausgestanden; und weil sie sonst von allen verlassen wäre; hätte sie das Erbiethen eines angesehenen Mannes in **Hamburg** nicht ausschlagen dürfen, der sich ihrer annehmen wollte, und bey dessen Verwandtin sie zur Gesellschaft wäre. — Ich bat mir Erlaubniß aus, dahin zu reiten. Sie antwortete; sie wollte es überlegen. Es könne doch nicht geschehen, ohne daß sie ihrer Freundin und **Luisen** vorläufige Nachricht von diesem Besuche gegeben hatte.

Uebrigens leitete sie das Gespräch, so oft sie konnte, auf ihren Sohn. Ich beobachtete aber gleiche Zurückhaltung; wiederholte, wenn ihre Fragen zu neugierig wurden, meine erste Bitte, und ließ sehr deutlich merken, daß ich mich nicht eher erklären könnte, bis ich mit **Luisen** vertraulich, wie ein Bruder mit seiner **Schwester**, geredet, und mich von ihrer Gesinnung sowohl überhaupt, als gegen meinen Freund unterrichtet hätte. — So schieden wir dießmal.

Neunter Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 28ten.

Unsere Wittwe scheint etwas wider Ihren Antrag zu haben. Vermuth' ich recht; so hat sie eine andere Partie im Sinne, dafür sie sehr eingenommen ist. Wäre dieß auch Luisens Neigung, so —— ich weiß nicht, was ich dann von ihr denken sollte? Aber ich würde Gründe finden, sie zu beruhigen. —— Doch ich will nicht als wahr annehmen, was vielleicht nur Besorgniß ist. Nur von der Mutter muß ich wiederholen, sie ist nicht geneigt, Ihren Antrag anzunehmen. Dieß zeigte sich schon in unserer ersten Unterredung. Heute habe ich auch mit dem hiesigen Prediger gesprochen, und erfahre dasselbe.

Meine gute Wittwe hatte sich bey diesem, wenigstens in Ansehung meiner, Raths erholet. Er ließ mich heute zu sich bitten, gewiß auf ihr

Ersuchen.

Ersuchen. Auch war es nicht schwer, zu errathen, in welcher Absicht? Also kam ich ihm bey der ersten Gelegenheit mit meiner Verwahrungserklärung zuvor.

Wir kamen bald auf Luisen. Ich sagt' ihm meinen Auftrag, und bat in Ihrem Namen, daß er mich unterstüzen möchte. Er versicherte, daß er mit Vergnügen wollte, wenn er auf einige Weise finden könnte, daß es müzlich wäre. „Ob ich schon mit der Mutter davon geredet hätte?"

Die Mutter schiene Bedenken zu haben; antwortete ich.

„Das besorg ich;" war seine Antwort; und „diese Bedenken sind freylich sehr erheblich." ——

Mir, sagte ich, schienen sie doch nicht so: der bloße Gedanke der Trennung von ihrer Tochter wäre ihr so sehr auffallend. ——

„Man kann denn auch," erwiederte der Prediger, „die wahren Bedenken zuweilen nur wenigen anvertrauen." ——

Dennoch

Dennoch, antwortete ich, wär' ich gewiß einer von denen, dem sie alle Geheimnisse anvertrauen dürfte.

Er sahe mich an, und fragte: ob ich vielleicht ein Anverwandter wäre?

„Ein sehr naher," antwortete ich: „nur daß ich mich nicht eher entdecken darf, bis ich Luisens freye Gesinnungen kenne."

„Wollen sie mir nicht eine Frage erlauben?" sagte der Prediger.

„Jedwede," sagte ich: „auch wollte ich sie aufrichtig beantworten, wenn ich dürfte." ——

„Die Wittwe hat einen Sohn verlohren," sagte er, „und hat Gründe, zu vermuthen, daß sie denselben in ihnen wieder finde" ——

„Wenn sie," antwortete ich, „mich dafür annehmen will, so wird eine kurze Zeit erklären, was ich bin, und sie wird indeß nichts verlieren. Ich habe ihr dieß bereits sehr ausdrücklich gesagt." ——

„Also

„Also sind sie?" fragte der Prediger —

„Ich werde sagen können, wer ich bin, so bald ich Luisens Gesinnung wissen werde. Eher darf ich mich nicht entdecken: und ich bitte sie, die Mutter zu bereden, daß sie mir diese nothwendige Bitte je eher je lieber gewähre." —

„Ich gestehe," sagte der Prediger, „dieß ist ein ganz besonderer Zufall! So ein Verhältniß ist mir noch nicht vorgekommen."

„Sie befürchten doch keinen Betrug?" fragte ich. „Sonst werden der Brief des Herrn Thomä, wenn sie seine Hand kennen, und der Auftrag, den ich von ihm habe, Beglaubigungsscheine für mich seyn. Ausserdem kann ich einen Mann nennen, der jede Bürgschaft für mich stellen wird, so viel man fodert, ich meyne Herrn Ferdiner." —

„Kennen sie den?" fragte der Prediger mit mehr Befremdung, als ich begreife.

„Ich habe ziemlich lange mit ihm im Briefwechsel gestanden," antwortete ich: „und ich

wüßte nicht, daß er Bedenken haben könnte, sich für mich zu verbürgen."

„Die Bürgschaft," antwortete der Prediger, „wird nicht nöthig seyn; wenigstens bey mir nicht. Was aber die Wittwe betrift, so wollt' ich doch nicht rathen, ihr diese Freundschaft bekannt zu machen." Ich verstand das nicht, und wünschte, die Ursache zu wissen: allein er antwortete: ich mögte ihm verzeihen, daß er sie verschwiege; wiederholte seinen Rath, und versprach, zu versuchen, ob er die Wittwe bereden könnte, woran er doch sehr zweifele.

Zehenter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 28ten.

Noch weiß ich mein Schicksal nicht von dem, der es vielleicht zu entscheiden hat: ich meyne, von meinem Oheim; es sey denn, daß, wie in den meisten Fällen, so auch dießmal Schweigen für negative Antwort gelten soll. Denn noch hat er auf meine Briefe keine Zeile geantwortet. Inzwischen spielte mir neulich Leonore so einen Ton vor; und sollte, wie zu vermuthen ist, die Antwort meines Oheims darauf gestimmt seyn; so hat man ein gewisses Mährchen erfunden, das mich, ich weiß nicht wie, mit **Luisen** zusammen kettet. Unglaublich, wie es wolle: zum Vorwande, den der nur bedarf, welcher mit einigem Schein des Rechts brechen will, ist alles gut. Es veranlasset auf naseweise Fragen leicht naseweise Antworten: man bekommt Veranlassung, unwillig zu werden, zankt sich, und so weiter. —

Im Grunde kann ich ziemlich wohl errathen, was meinen Oheim so schnell verwandelt. Mein Bekenntniß in Ansehung Elisens hat ihm beym zweyten Nachdenken bange gemacht; und die Partie mit Dankwarten fieng an, ihm besser zu gefallen. Es wäre aber unartig, wenn er, nach der Bedenkzeit, die er mir ließ, sein Wort geradezu wieder zurück nehmen wollte, ohne neue Ursache zu haben. Also muß die Beschuldigung neu seyn, obgleich die Beschwerde noch immer die alte ist. —— Wie es mein Oheim für gut findet! Ich erwarte mit Ungeduld seine Erklärung, und schreibe nächstens zum drittenmal wenigstens an Julien, um die Expedition zu beschleunigen.

Daß mein leztes freymüthiges Geständniß ihn beunruhiget, schließ ich aus seinen eigenen Antworten. „Aufrichtig," sagte er, „ich wußte nicht, daß Elise Dewald ihnen so nahe am Herzen war!" *) Auch erinnere ich mich noch,

*) Th. 4. Br. 4.

noch, wie betroffen er da stand, als er diese Worte sagte: „Er wünschte zugleich, daß ich meine Aufrichtigkeit nicht so weit getrieben hätte.“ Uebel nehm ich's nicht, wenn dieß ihm gewisse Bedenken macht; wiewohl er es weit früher hätte beherzigen sollen; damals, damals als er den Knoten zu allen diesen Verwirrungen schürzte. Izt war alles, was er noch thun konnte, daß er Rücksprache mit Julien nähme: und wenn die ihm sagte, daß ich mich eben so aufrichtig gegen sie erklärt, aber nicht ohne gleich aufrichtige Versicherung, daß ich sie genug liebe, um der beste Mann zu werden: so sollte er der Sache ihren Gang gelassen haben: denn was will er mehr für seine Tochter, als einen geliebten und guten Mann?

Ich weiß nicht, wie mein Onkel selbst geliebt haben mag. Aber wenn es ihm leicht gewesen ist, zu vergessen, und von einer Geliebten zur andern überzugehen; so beurtheil' er wenigstens nicht andere, und mich nach seiner Weise. „Ich wußte nicht,“ sagte er, „daß

Elise Dewald ihnen so nahe am Herzen war!“ Aber ich meyne doch, daß er's wußte. Von welcher Zeit redete er? Von der alten? Da weiß er ja, welche Knoten er zu zerschneiden hatte, ehe das erste Band zerreissen wollte, was mich an Elisen fesselte!

Daß er meinen kranken Vater zu bewegen wußte, mich aus Leipzig so plözlich hinüber kommen zu lassen, nicht gerechnet. Die Krankheit meines Vaters gab ihm Gelegenheit und Vorwand. Aber daß er mich sogleich nach Färmbüll kommen ließ; mir so viel Höflichkeit bewies; mich so gern in Juliens Gesellschaft sahe; meinen vertrautern Scherz, wenn mein Herz offen war, mit so vielem Beyfall belohnte; zu billigen schien, was mein Vater selbst mir verwies; meine Reise von einer Woche zur andern zu verzögern wußte; mich so angenehm amüsirte, *) das hatte keinen Vorwand, und ließ sich verstehen! Mir kam es zuweilen schon damals

*) S. Th. 4. Br. 33.

damals so vor, als fände er nöthig, gewisse Eindrücke, die ich mitgebracht hatte, wieder auszulöschen. Doch es half nicht! Er aber, der doch wohl glaubte, daß es half, fuhr fort, wie er angefangen hatte. Denn daß ich bey meinem Oheim **Thomas**, den ich nur höchstens auf einen Monat besuchen, alsdann weiter reisen sollte, der genommenen Abrede ungeachtet, bis in den fünften Monat aufgehalten wurde, das war weder der Wille meines Vaters, noch der eigene Einfall meines Onkels **Thomas**; sondern **Thomas** war durch ihn dazu gestimmt. Es verstrich Zeit; und in solcher Zeit wäre ja wohl die Liebe bey manchen verdünstet! Man hat Exempel; nur bey mir nicht! Denn ob ich gleich in der ganzen Zeit keine Zeile von **Elisen** gesehen hatte, auf alle meine Briefe —— mag die ehrliche Stiefmutter wissen, wie es damit zugieng, oder —— mein Oheim —— so konnt ich doch nicht vergessen! Vielmehr war der Entschluß fester geworden, von **Amsterdam** nicht nach **London**, sondern zuerst schnell nach **Dresden** zu reisen; und hätte ich diesen Entschluß

ausführen können; wir wären nun hoffentlich beyde sehr ruhig, und in dem besten Verhältniß. Aber da machte das Schicksal mit meinem Onkel Partie wider mich. Ein tödtlicher Rückfall meines Vaters, der ihm Gelegenheit gab, mich schleunig zurück zu rufen, legte mir die Nothwendigkeit auf, zu kommen. Die Anordnung der Geschäfte, die durch die Krankheit und den Tod meines Vaters in Unordnung gerathen waren, nahmen wiederum ein paar Monate weg; und das Amüsiren bald in Hamburg bald in Färmbüll gieng von neuem wieder an, bis ich endlich desselben überdrüßig wurde, und reisen wollte. Mein Onkel war durchaus nicht dieser Meynung. Er expostulirte; ich beharrete: wir zerfielen; und er weiß ja noch, worüber? Also wußte er's denn wenigstens damals, daß mir Elise so nahe am Herzen war.

Sprach er aber von der lezten Zeit, nachdem ich endlich seinen Absichten schon beygetreten, mit Julien versprochen war, und sein —— oder mein —— oder beyder —— Unglück diese

vers

verloren geglaubte Elise wieder auf den Schauplaz führte; o! so hätte er sich der alten Zeiten erinnern sollen! Hatte ich doch deutlich gesagt, was gesagt werden konnte, um seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. „Das Alte ist wieder neu geworden!“ sagt' ich ihm. *) Dennoch fand er für gut, mir Bedenkzeit zu geben: ein Beweis, daß ihm der alte Plan von der Familienverbindung, um die Güter zusammen zu halten, **) damals noch sehr am Herzen lag; wie auch seine eigene Entschuldigung genugsam bewies. Immer berief er sich auf den Willen meines Vaters, der sogar in seinen lezten Briefen an mich widerrufen haben sollte, was er mehr als einmal mit völligem Beyfall gut geheissen hatte. „Wenn sie die ersten Briefe noch aufbehalten haben,“ sagte er, „so hoffe ich, sie haben auch noch einen der leztern.“

Ich will nicht vermuthen, daß er dieß nur so hinsagte, blos um etwas zu sagen. Ich will

*) Th. 4. Br. 44.

**) Th. 1. Br. 2. am Ende.

vielmehr glauben, daß mein Vater durch seine Vorstellungen bewogen, sich endlich gestellet haben mag, als wäre er seiner Meynung beygetreten. So mag er ihn denn versichert haben, daß er schreiben wollte, oder schon geschrieben hätte. Es wäre zu viel, wenn ich das alles für blosse Erdichtung meines Oheims erklären wollte. Insbesondere den Umstand, den ich vielleicht in unserer Unterredung vergessen habe, daß mein Vater noch auf seinem Sterbebette diese Familienverbindung gewünscht haben soll.

Ich muß diese Worte meines Onkels entweder noch einmal anführen, oder nachholen. Er sagte, ich weiß izt nicht mehr, in welcher Verbindung, vermuthlich an der Stelle, wo er mich überzeugen wollte, daß es nicht blos sein eigener Trieb gewesen sey, mein Bündniß mit Elisen aufzuheben: als mein Vater einige Monate nach seiner Zurückreise von Färmbüll, plözlich wieder befallen worden, sey er eilig nach Hamburg gerufen, habe den Kranken aber schon in einem hoffnungslosen Zustande gefunden.

Der

Der Kranke habe sich mit aller Anstrengung durch Worte und Zeichen zu erklären bemühet; und weil die Zunge ihm vom Schlage gelähmt worden, zwar nur die unvernehmlichen Namen, mein Sohn, Elise und Julie ausgesprochen, aber mit einer solchen Bewegung, daß mein Onkel aus seinen Bemühungen und Mienen leicht habe abnehmen können, wie sehr die Sache, darüber er sich erklären wollen, ihm am Herzen gelegen. „Und was konnte er anders meynen," sezte mein Onkel hinzu, „als daß er mir noch einmal empfehlen wollte, dafür zu sorgen, daß sie nicht mit Elisen, sondern mit Julien verbunden würden?"

Man erkläret denn, wie Sie wissen, was zweydeutig ist, nach seinen Lieblingsideen. Mein Vater konnte doch eben so gut das Gegentheil sagen wollen. Denn ob ich gleich nicht begreife, was er wider Julien hätte haben können, die er von ganzem Herzen liebte; *) so konnte ihn doch,

*) Th. 4. Br. 31.

doch, gesezt er wäre durch das Zureden meines Onkels im Ernst dahin gebracht gewesen, mich lieber mit Julien verbunden zu sehen, so konnte ihn doch, sage ich, in diesen feyerlichen Augenblicken, da er sein nahes Ende erwartete, sein Gewissen, und das Gefühl, daß es unrecht sey, die gebilligte erste Verbindung wieder aufzuheben, sehr wohl beunruhigen, und den lezten Wunsch bey ihm veranlassen, daß diese Sache bliebe, wie sie wäre.

Aber es sey, wie mein Onkel will; so ist doch klar, daß ihm der alte Familienverbindungsplan noch damals am Herzen lag, als ich mich so aus dem Herzen gegen ihn erklärte. Deswegen ließ er sich denn nicht anfechten, daß ich ihm meine Liebe zu Elisen gerade heraus gestand; sondern gab mir dennoch Bedenkzeit. Wie soll ich ihn denn izt anders verstehen, als daß er sich zu spät bedacht hat, und, um den Schein dieses Widerspruches zu verkleiden, die erste die beste Beschuldigung gegen mich ergreift? Und das aus welcher Ursache? — Dankwarts

An-

Antrag muß ihm wichtiger geworden seyn, als sein gegebenes Wort! —— So tritt er mir in den Weg, wo ich ihm nicht begegnen wollte; und weicht mir wieder aus, wenn ich ihm entgegen komme. Wo werden wir uns endlich antreffen?

Eilfter Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 2ten März.

Heute habe ich bey unserer Wittwe zu Mittage gespeiset; morgen werd' ich Luisen sehen, sie zurückholen, und bey ihrer Mutter ins Haus ziehen. O! mein Freund, welch ein Anfang wäre das, wenn —— Ich rede von Ihnen so gut, als von mir: denn ich bin noch immer Ihr Freywerber.

Ohne Zweifel hatte der Prediger die Mutter beredet, sich meinen Vorschlag gefallen zu lassen: und

und sie mögen nun beyde von mir glauben, was sie wollen; so hab' ich doch das Vertrauen der lezten so sehr gewonnen, daß sie mehr zu glauben als nicht zu glauben scheint, ich sey ihr Sohn.

Sie wollte Luisen abholen lassen, und hatte die Briefe, einen an die alte Freundin, den andern an ihre Tochter schon fertig, um sie noch heute abzusenden, damit sie sich in Bereitschaft seze, in einigen Tagen kommen zu können. Denn einige Tage, sagte sie, mögten wohl darüber hingehen, ehe sie alles in Ordnung hätte. Ich bat, sie mögte mir den Auftrag geben, die Briefe zu bestellen; und sie gab nach; doch mußte ein Bote voraus, meinen Besuch bey der Alten zu melden.

Ich wünschte den Inhalt, vorzüglich des Briefes an Luisen, zu wissen, und hatte die Freude, das Allgemeine daraus von ihr selbst zu vernehmen. Daß ihre Neubegierde abermal allerley Versuche machen würde, mein Geheimniß heraus zu locken, vermuthen Sie leicht.

Ein

Ein solcher Versuch war es, als sie mir sagte: „ich habe sie meiner **Luise** nicht anders, als meinen Sohn empfohlen. Hab' ichs so recht gemacht?" ——

„Nach meinem innigsten Wunsch," erwiederte ich; und küßte mit der Inbrunst eines Sohnes ihre Hand.

„Gott geb' es!" sagte sie, und drückte mir die Hand.

„Werd' ich's nicht seyn," sagte ich, „wenn Mutter und Tochter mich dafür annehmen?"

„Wie wird das Mädchen sich freuen," erwiederte sie, „wenn sie lieset" ——

„Möchte sie sich so freuen, als ich mich freuen werde, sie wieder zu sehen!" antwortete ich. „Ich bin wenigstens darauf bedacht gewesen, ihr dieß erste Wiedersehen angenehm zu machen. Ich habe einige Kleinigkeiten für sie in dem Kästchen, das mein Diener gebracht haben wird."

Sie rief das Mädchen, und fragte nach dem Kästchen. Das Mädchen gieng, und brachte

brachte es. Ich nahm daraus einen Schmuck von Werthe, und bat die Mutter, ihn anzunehmen. Was dem Werthe fehlte, wünschte ich, mögte der Gedanke bey ihr ersezen, daß er von dem käme, der —— ——

„Mein Sohn ist?" fragte sie sehr lebhaft. „Warum soll ich nicht wissen," sezte sie hinzu, „wie ich den Geber nennen, und wie ich ihm danken soll?"

„Nennen sie mich, o! nennen sie mich, wie ihr Herz mich gern nennen mögte!" antwortete ich. „Für mich wird alle Glückseligkeit in dem Namen begriffen seyn, wenn ich Mutter sagen darf."

„Nun denn," sagte sie, „zum erstenmal, mein Sohn! Gott gebe, nie anders! Und dann kann ich," sezte sie hinzu, indem sie mich umarmte, „mit diesem Danke abkommen."

Ihre Umarmung war sehr herzlich ——

—— —— ——

So weit war ich in meiner Erzählung, als mein Diener den Prediger bey mir ansagte.

Er entschuldigte sich, daß er mich überfiele, mit einem Bewegungsgrunde, der ihm eine Gewissenssache zu seyn dünkte; und fragte: ob die Wittwe meinen Antrag für den Herrn Thomä noch immer wie vorhin ablehne? Ich sagte, ich hätte dießmal nicht wieder davon geredet, hofte aber ziemlich gewiß, daß ich sie bereden würde.

So müßte er mir denn auf alle Weise rathen, es nicht zu thun. Er wollte sich lange nicht über eine weitere Erklärung einlassen. Endlich aber, da ich beständig in ihn drang, sagte er: er könnte sich nicht vorstellen, daß die Wittwe in dem Verhältniß, worin sie ohne Zweifel mit mir stünde, mir am Ende ein Geheimniß daraus machen würde. Weil sich aber doch auch das Gegentheil besorgen ließe; so wolle er lieber auf alle Fälle sein Gewissen beruhigen. Er müsse mir demnach, aber mir allein, offenbaren, es sey nun als einem wirklichen Bruder Luisens, oder als einem Freund, der sie um eines andern Freundes willen liebe, daß Luise zwar ein liebes Kind mit dem besten Herzen wäre, aber

das Unglück gehabt hätte, sich zu einer Uebereilung verleiten zu lassen, die dem Herrn Thomä nothwendig vorher bekannt gemacht werden müßte; und dann wäre wohl nicht zu erwarten, daß er seine Anwerbung fortsezen würde.

Liebster Thomä, wenn Sie diesen Wink verstehen, was sagen Sie? —— Könnten Sie sich entschließen, und liebten Sie Luisen zärtlich genug, zu vergessen? Sind Sie von Ihrem Herzen versichert, daß es keinen Vorwurf wider das arme Mädchen zurück behalten wird? Können Sie sich mit der Vorstellung auf allezeit versöhnen, daß —— Die Sache ist für Sie, für Luisen, und mich äusserst wichtig. —— Doch ich kann nun kaum hoffen, die Mutter zu bereden; und sollte Luise selbst, mit diesem Bewußtseyn sich entschließen können, Ihren Antrag anzunehmen? —— ——

Ich wollte meine Briefe erst in der nächsten Woche abgehen lassen, um Ihnen auch von Luisen selbst Nachricht geben zu können: aber dieser Umstand bewegt mich, sie mit der heutigen

Post

Post zu schicken. Antworten Sie mir mit der rückkehrenden, wiederum unter Ferdiners Adresse.

Zwölfter Brief.

Lotte an Leonore.

Färmbüll, den 3ten März.

Von Luisens Mutter ist kein Frieden zu hoffen! Ich habe ihr alle Bewegungsgründe vorgehalten, sie zum Schweigen zu bereden; die Dankbarkeit, welche sie Wolmern und Julien, die Schonung, welche sie beyden schuldig wäre; die gewisse und sichere Hoffnung, in allen Stücken von ihm unterstüzt zu werden; die gute Ausstattung ihrer Tochter, die Julie mehr als einmal versprochen hätte, an der einen, und an der andern Seite die Unmöglichkeit, ihre Anklage zu erweisen, gesezt auch daß sie wahr wäre; und wenn sie auch den bündigsten Beweis führen könnte, die gänzliche Unwahrscheinlichkeit, daß Ferdiner sich jemals zu dem verstehen würde, was

sie zu erwarten schiene; alles hab' ich ihr vorgestellt, allein es half nichts.

„Die Beschuldigung," sagt' ich ihr, „ist mir zwar völlig unglaublich; aber gesezt, sie wäre wahr; wie wollen sie die Wahrheit beweisen?"

„Die Umstände," sagte sie, „sind Beweis genug: Luisens Erwartung von Ferdinern, ihre Reise mit ihm, die plözliche Krankheit, der offenbare Erfolg derselben, einige Worte, die Luisen selbst entfallen sind, der ihr geschenkte Ring." Dazu wäre vor einiger Zeit noch ein Beweis hinzu gekommen; der nämlich, daß Ferdiner selbst an sie geschrieben, ihr eine Partie für Luisen vorgeschlagen, und ihr, wiewohl mit feinern Worten, so gut als ein Geschenk für den Abtritt geboten hätte. — „Sie sollen den Brief selbst lesen," sagte sie; holte denselben, und gab ihn mir.

In dem Briefe ist freylich mit geraden Worten, wie Sie leicht erachten, nichts gesagt, was

was zum Beweise dienen könnte. Indeß, wenn man die Sache selbst für wahr hält, könnte er doch zu fernerer Erläuterung und Bestätigung dienen. Ferdiners Worte, nachdem er den Antrag gethan hat, sind diese:

„Sollten Sie meinen Antrag genehmigen, wie ich sehr wünsche; so muß ich allerdings für den Charakter, und in allen Umständen für die Güte des Mannes stehen, den ich vorerst noch nicht nennen darf; und ich nehme seinetwegen alle Verantwortung über mich. Auch muß ich mir dann noch eine Bedingung vorbehalten: diese, daß ich das Vergnügen habe, der schönen Braut an dem Tage der Trauung ein Geschenk zu machen, wozu mich schon lange ein Familiengelübde, irgend eine Tochter einer Wittwe auszustatten, verpflichtet."

Die Mutter findet in diesen, an sich ganz unschuldigen Worten nicht wenig Bestätigung für ihre Klage. „Ist es nicht Furcht," sagte sie, „was ihn bewog, mich durch dieses Versprechen zu locken, daß ich mich mit ihm in Unterhand-

lungen einlasse, wo er sich denn leicht bewegen lassen würde, das Geschenk in einen Brautschaz zu verwandeln; so weiß ich keine Ursache, warum Ferdiner Freywerber wird, und sich zu diesem Geschenke erbietet; zumal izt, da er schon wissen wird, daß die Sache in Bewegung gebracht ist?

Seltsam scheint es, daß eben eine Ausstattung versprochen wird, so geschickt die Wendung auch genommen ist: allein am Ende ist es doch kein Beweis. Ich sagte ihr, was ich dächte; und ließ mich zwar niemals merken, daß ich die Beschuldigung glaubte; sezte aber doch den Fall, und bestand blos darauf, daß es ihr auch dann unmöglich werden würde, gerichtlichen Beweis zu führen. Und endlich, sagte ich, möchte sie betrachten, welche Vortheile sie verlieren, und welche Ungelegenheiten und Verdrießlichkeiten sie sich zuziehen würde; der öffentlichen schimpflichen Nachrede nicht zu gedenken, wenn eine solche ihrer eigenen, und der Ehre ihrer Tochter nachtheilige Sache gerichtlich untersucht werden sollte!

Das,

Das, sagte sie, wäre bisher noch das Einzige gewesen, wodurch sie sich hätte zurückhalten lassen, in der Erwartung, daß Ferdiner ohne ihr diesen äussersten Schritt nothwendig zu machen, ihrer Tochter die verlangte und billige Genugthuung leisten würde. Die angetragene Partie hätte sie in ihrer Antwort schlechterdings zurück gewiesen; und ihm deutlich genug gesagt, daß sie von keiner andern Vergütung hören könnte, als die durch seine eigene Person. Darauf erwarte sie nun seine Antwort, und wolle es noch vierzehen Tage ansehen. Am Ende wäre ihr nicht bange, daß Luise nicht endlich selbst bekennen, und ihre schwächern Beweise aufs vollkommenste bestätigen würde. ——

Als ich die Mutter verlassen hatte, sprach ich bey dem Prediger ein, und erzählte ihm, was vorgefallen war. Er wünschte, daß ich mich mit der Mutter gar nicht eingelassen hätte. Jedes Wort, was ihr ein Dritter von dieser Sache sage, erkläre sie für einen Versuch, wodurch sie sollte zum Vergleich beredet werden. So be-

stärke sie sich denn nur immer mehr in ihrer Meynung und in ihrem Vorsaze.

Was ist noch übrig? Ich wünsche zwar mit Luisen zu reden; aber ich sehe nicht, wozu es helfen kann? Wollte Herr Wolmer mit einer schriftlichen Versicherung zufrieden seyn, daß sie allen ihren Ansprüchen auf Ferdinern entsage; so mögt' ich die Reise daran wagen. Allein er hat sich einmal für alle erklärt, daß erst Ferdiner selbst sich zur Vergütung bey ihr erbieten müsse; und das wird er nimmer thun. Also muß ich der Sache ihren Lauf lassen.

Der Prediger hat doch noch einige Hoffnung; zwar weiß ich nicht, worauf sie sich gründet: allein seine Töchter sagten mir, daß sich vor Kurzem ein Fremder in Auenbrügge, zuerst ein paar Tage in dem schlechten Wirthshause, hernach bey Luisens Mutter aufgehalten, auch ein paar mal ihren Vater besucht hätte. Man muthmaße, er sey ein Verwandter der Familie. Vielleicht hofft denn der Prediger, die Sache durch diesen zu vermitteln. Er ist seit

einigen Tagen, wie es heißt, nach Hamburg gereiset.

Dreyzehnter Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 7ten.

Ich habe sie, liebster Thomä, habe die geliebte Luise wieder! Habe ihren schlanken Leib mit meinen Armen schon umfangen, ihr bleiches aber durch den stillen Kummer tausendmal verschönertes Gesicht schon mit tausend Küssen bedeckt, brünstigern Küssen vielleicht, als ein Bruder geben könnte, oder sollte; aber diese Küsse können Sie, wo nicht mir, gewiß doch Luisen alle verzeihen! Ach! Luise glaubte sie nur einem Bruder zu geben. —

Meine Ungeduld war der Sonne lange zuvor gekommen. Der Mond gab mir um vier Uhr das nöthige Licht zur Reise, was jene mir

nicht geben konnte; und schon vor Mittag war ich da, fuhr gerade vor das Haus, ließ mich bey der Alten ansagen, und zugleich meine Briefe an sie und Luisen abgeben. Ich mußte eine Weile halten, weil die Frauenzimmer sich so früh noch nicht zum Besuche angekleidet hatten, vrrmuthlich auch die Briefe erst lasen. Endlich kam Luise eilig mit dem Briefe in der Hand, den sie, sagte sie hernach, kaum gelesen hatte, in ihrer nachläßigen Kleidung, nur den Pelz umgeworfen, ohne Kopfauffaz, mit halb aufgemachtem halb fliegendem Haare, mir entgegen —— O! wie schön in dieser Eile und Nachläßigkeit! —— und empfieng mich, indem ich aus der Chaise sprang, mit offenen Armen, und mit dem Ausruf: „Ach! mein Bruder!"

Warum fiel der Name mir auf? O! daß sie ausgerufen hätte: mein Geliebter! Ich konnte mit keinem Namen von gleicher Beziehung antworten. „Ach! meine Luise," sagte ich, und drückte so heisse Küsse in ihre Wangen, daß sie davon errötheten.

Die

Die Mutter hatte ihr zu ausdrücklich geschrieben, daß ich ihr Bruder wäre. Dieß sezte mich in manche Verlegenheit, die Neubegierde abzuwehren, womit sie sich nach meinen Schicksalen erkundigte. Auch war mir bange für den Eindruck, den diese Verhältniß in ihrem Herzen zurücklassen möchte. Dem wünscht' ich vorzubeugen, und bat sie, alle diese Fragen bis dahin zu versparen, wenn wir zu Hause wären, und mich indeß als einen wiedergefundenen Vertrauten anzusehen, so lange sie noch Zweifel haben könnte, und müßte, mich ihren Bruder zu nennen. „Beynahe," sezte ich hinzu, „dürft' ich bitten, liebste Luise, sie wollten diese Verhältnisse, welche der Name Bruder und Schwester immer mit in die Vorstellung zu bringen pflegen, so lange gänzlich vergessen, bis sie mir auf einen Antrag geantwortet haben. Ich besorge immer, daß sie aus Gefälligkeit der Schwester anders antworten, als ihr Herz für sich allein antworten würde; und deswegen begeb' ich mich bis zu seiner Zeit aller Rechte eines Bruders, auffer der Liebe von meiner, und der Vertraulichkeit

lichkeit von ihrer Seite; auch wenn sie belieben, ausser dem Namen."

Sie wußte nicht, wie sie mich verstehen sollte; wurde seitdem ein wenig zurückhaltender gegen mich; und wenn ich eine oder die andere Vertraulichkeit wiederhohlte, ihr die Hand drückte, oder sie umarmte; erlaubte sie es nur so, daß sie zu zweifeln schien, ob sie es erlauben dürfte, nicht ohne zu erröthen. —— Süße unbefangene Unschuld! O! du magst wohl in irgend einem unglücklichen Augenblicke zu verführen seyn; aber darum bist du doch eben so liebenswürdig! ——

So verfloß der erste Tag. Luise konnte unter zwey Tagen zu der Zurückreise nicht fertig werden. Die Alte war so gefällig, mir eine Kammer einzuräumen; bedauerte aber bey der Kammer und dem Bette, die sie mir anboth, nichts mehr, als daß es eben Winterzeit wäre, und, daß sie meinen Besuch nicht acht Tage vorher gewußt hätte; und dieß Bedauren wiederholte

holte sie bey jeder Mahlzeit, immer sich auf ihren Herrn Vetter in Hamburg berufend, der sich ein Vergnügen gemacht haben würde, sie von dort her mit allem reichlich zu versorgen. — Lieber, als wenn ich aus London nach dem Dorfe Wolster gereiset wäre, um eine gute Mahlzeit zu halten, oder auf einem bequemen Bette zu ruhen! Als wenn ich in Wolster sonst etwas in der Welt zu suchen hätte, als Luisen? — Ich sagt' ihr, daß mir nirgend so wohl gewesen wäre, als izt in ihrem Hause; und versicherte, daß ich für ihre Mühe erkenntlich seyn würde. Sie schien darauf größere Rechnung zu machen, nachdem sie das Geschenk bestaunet hatte, das ich Luisen gab.

Auf Luisen selbst hatte meine Erscheinung eine Wirkung gemacht, welche in ihrem Gesichte so sichtbar war, als in ihrem ganzen Wesen. Der Trübsinn und die Farbe des Kummers waren daraus weggewischt: Leben und Munterkeit zeigte sich in ihren Reden und Handlungen; und schon den andern Tag besaß ich einen großen Theil

des

des Vertrauens dieser guten sich gern ergebenden Seele.

Ich hatte Ihrer noch mit keiner Sylbe erwähnt, und konnte meiner eigenen Ungeduld nicht widerstehen, die erste Stunde, da ich versichert war, mit ihr allein zu seyn, dieser Unterredung zu widmen. Sie hatte den Tag über wegen der manchen Geschäfte, welche ihr Abzug aus Wolster ihr machten, ihre Gesellschaft mir öfter entziehen müssen; und der Abend war bestimmt, das Versäumte nachzuholen. Die Alte, die sich müde gearbeitet hatte, sehnte sich nach dem Schlaf, schien sich aber aus Gefälligkeit für Luisen, die in derselben Kammer schläft, zu überwinden. Luise bat sie, sich niederzulegen, und versicherte, sie wolle sich hüten, sie zu wecken, wenn sie nachfolgen würde. „Ich will mich denn niederlegen," sagte die Alte. „Sie haben ja nun auch eine sichere Gesellschaft; und dürfen nicht bange seyn. Was das für eine Noth war mit dem lieben Kinde," sezte sie lächelnd hinzu, „wenn sie müde war, und ich einmal spät auf seyn mußte, sie ins Bette zu bringen.

Da mußte Licht brennen, die Thür offen stehen, und ich durfte keinen Schritt aus der Stube sezen! Wenn sie einmal reisen sollten, und müßten Nachts im Gasthause bleiben, was das geben würde!"

„Ich bitte sie!" sagte Luise, die im ganzen Gesichte erröthend in große Verlegenheit gerieth; „ich bitte sie!" sagte sie, und deckte mit beyden Händen ihr glühendes Gesicht. —— Ach! und ich —— Es fiel mir das Geheimniß ein, was der Prediger mir anvertrauet hatte, nach einer Gedankenfolge, die ich nicht sagen kann. —— ——

Zehnmal war ich im Begriff, als die Alte uns verlassen hat, Luisen um die Erklärung dieser von mir zu wohl beobachteten Veränderung zu bitten; niemals konnte ich den Vorsaz ausführen. Aber das beschloß ich, izt von Ihnen zu reden; und suchte erst ihre eigene Gedanken auf andere Gegenstände zu leiten. Endlich fragt' ich sie: ob der Brief, den ich ihr gegeben,

nichts

nichts von Ihnen erwähne? Sie antwortete, und erröthete abermal: sie hätte darin gelesen, und sich so sehr gefreuet, daß Sie einen einträglichen Pfarrdienst erhalten, als sie Ihnen verbunden, und dankbar wäre, daß sie mich wieder gefunden hätte.

Ich fragte sogleich nach ihrer Gesinnung gegen Sie.

Sie antwortete: sie müßte mit Beschämung gestehen, daß sie unrecht und nun auch sogar undankbar gegen Sie gehandelt hätte; und erzählte mir offenherzig, daß sie mit Ihnen so gut, als versprochen gewesen wäre.

„Warum nicht noch?" fragt' ich.

Nun könnt' es nicht mehr seyn, antwortete sie; den Ton auf könnte gelegt, und schlug die Augen nieder.

„Aber warum nicht izt, liebste Luise?" erwiederte ich, indem ich mich neben sie hin sezte und ihre Hand in die meinige nahm. „Hat

dieß

dieß liebe Herz," fuhr ich fort, und legte meine Linke auf ihre Brust, „hat es ehemals für den würdigen, besten Mann geschlagen, warum sollt' es izt nicht mehr für ihn schlagen? Meine Luise kann nicht leichtsinnig seyn!"

„Ich kann nicht entscheiden," sagte sie, „ob ich nicht Unrecht gethan haben mag; allein, wenn ich auf mein Gewissen versichern sollte, daß ich mehr, als Werthschäzung, Freundschaft, Hochachtung für ihn empfunden habe; so könnt' ich's nicht. Es war in einem Alter, wo man seine Empfindungen noch zu wenig versteht. Ich war nicht über funfzehen Jahr alt, als ich mich gegen ihn erklärte, wie unsere Mutter mir vorgesagt hatte, ohne daß ich wußte, was lieben hieß. Nachmals da ich es erfuhr, war es für Thomä zu spät; und nun, wenn auch aus dem Bewußtseyn, daß ich nicht recht gethan, aus der alten Freundschaft, Werthschäzung und aus meiner gegenwärtigen Dankbarkeit noch jemals das werden könnte, was Liebe zu heissen verdient, so —— —— könnt' es doch nun nicht mehr geschehen."

„Es könnte nicht? Liebes Kind, wie verſteh' ich das?"

„Hat meine Mutter ſich nicht darüber erklärt?" fragte ſie.

„Erklärt nicht weiter, als daß ſie meinem Antrage die Schwürigkeit entgegen ſtellte, ſich von ihrer Luiſe zu trennen."

„Sonſt nichts?" ſagte Luiſe.

„Sonſt nichts! und freylich wie unbedeutend iſt dieſe Schwürigkeit, wenn Luiſens Herz keine gröſſere hat?"

Das wäre, antwortete ſie, doch zu ſpät, zu unterſuchen, nachdem andere Umſtände es unmöglich gemacht hätten.

Ich bat ſie, ſich mir näher zu offenbaren; allein ſie bat viel inſtändiger, ſie damit zu verſchonen; wenigſtens bis zu einer andern Zeit, wenn ſie ſich geſezter fühlen würde, mir alles erzählen zu können.

Sie vermuthen, was das Geheimniß ſeyn wird?

Vierzehnter Brief.

Leonore an Lotte.

Gehrsen, den 6ten.

Juliens Sache nimmt freylich einen bedenklichen Gang. Zwar kann ich mich durchaus nicht bereden, daß Lerdiner schuldig ist. Allein ich sehe doch in beyden Fällen keine Auskunft. Er wird sich nicht vertheidigen wollen, wenn ich die Worte seines Briefes an mich recht verstehe; wie unangenehm und anstössig ist es unschuldigen Seelen von einer gewissen Würde, sich zu Rechtfertigungen herabzulassen? —— und Herr Wolmer wird, was vielleicht nur edler Eigensinn eines Unschuldigen ist, für Unvermögen sich zu rechtfertigen, und für Bekemtniß nehmen. Am Ende wird sich denn Julie, nur auf eine andere Art, so gut betrogen finden, als ich! Armes, gutes Kind! Könnte sie denn nur den Trost fassen, den ich beynahe gefaßt habe! Aber freylich, sie hat lange nicht so viel gelitten, und um den Trost der Verzwei-

felung fassen zu können, muß man erst verzweifelt seyn. ——

So ist, kurz zu sagen, mein gegenwärtiger Zustand. Ich schrieb Ihnen in meinem lezten Briefe, wozu ich entschlossen wäre; und alle meine Ueberlegungen seit der Zeit bestärken mich in diesem Entschlusse: also soll es dabey bleiben. Meine Wirtin selbst hat die Hoffnung verloren, daß die Sache zwischen mir und ihm —— Sie wissen, von wem ich rede! —— jemals zu demjenigen Vergleich kommen werde, den ich hätte erwarten sollen; und giebt mir den Rath, auf andere Weise für mich und mein Kind zu sorgen. Darin sind wir denn einig; nur in der Art und Weise, das ist, in der Lebensart, die ich zu ergreifen habe, sind wir vielleicht verschieden. Ich bitte sie, sich für mich nach einer Gelegenheit zu erkundigen, wo ich entweder als Gesellschafterin oder als Gouvernante meinen Unterhalt finde. Das sucht sie mir auszureden, und meynt, es müsse meine lezte Zuflucht seyn. Denn einmal, sagt sie, wenn

Friederich, welches noch nicht unmöglich wäre, wieder zurück kehren sollte, könnte ihm diese Lebensart, die ich ergreifen wollte, ein neuer Anstoß werden. Hernach wäre es doch immer viel besser für mich sowohl, als für mein Kind, wenn ich mich verheirathete. Und wer wüßte, wie der gütige Gott den Verlust eines ungewissenhaften Mannes durch einen treuen zu ersezen dächte! ——

Ersezen? —— Ja wenn ich nicht fühlte, wie unmöglich Ersezung ist; der Kampf, den es mich gekostet hat, meinen Entschluß zu fassen und auszuführen, würde leichter überstanden seyn. Aber —— was es auch koste, ich habe beschlossen; und da ich wohl weiß, daß meine Wirthin andere Absichten hat; so habe ich bereits für mich selbst gesorgt, und nach Hamburg geschrieben.

Sie hat schon einmal einen Besuch gehabt von dem nicht sehr nahen Anverwandten, dessen ich erwähnt habe. Er scheint ein guter feiner Mann von sechs bis acht und dreyßig Jahren,

der sich bisher noch nicht entschliessen können, zu heirathen, die Stille und das Land liebt, und vermuthlich derselbe ist, von dem meine Wirthin den Auftrag hat, einen Meyerhof zu suchen. Sie rühmt ihn ungemein; und versichert, wenn sie eine Schwester oder eine Tochter hätte, sie würde sich und ihr Glück wünschen, könnte sie dieselbe mit diesem Mann verheirathen. — Ich verstehe, was sie meynt: aber empfinde und denke nichts anders dabey, als daß sie zu meinem Friederich keine Hoffnung mehr hat. Ich habe sie auch nicht mehr, will sie nicht mehr haben; und doch quält es mich unbeschreiblich, wenn ich höre, daß auch andere verzweifeln.

Ich will keine Hoffnung mehr haben, sag' ich: und um mir das gewiß zu machen, hab' ich auch den Schritt gethan, davon ich lezt schrieb. Dünkel erinnerte mich, daß ich meine Quartalpension, wie gewöhnlich, durch einen Gevollmächtigten gegen meine Quittung einfodern möchte. Ich antwortete ihm: ich wollte weiter keine Pension, und verbäte mir alle Sorge

um

um mich, die er sich künftig vielleicht noch möchte geben wollen. Wir hätten gar kein Geschäft mehr mit einander. ——

Er hatte mich zugleich in seinem Billet noch um eine Quittung für das vorlezte Quartal gebeten. Zwar erinnere er sich, schrieb er, daß ich ihm schon eine geschickt; sie fände sich aber nirgend; und es wäre Zeit, die Quittungen für dieses Jahr nach Frankfurth zu senden, damit sein Vorschuß ihm zurückbezahlt würde. Wenn die verlorne Quittung sich wieder fände, wolle er sie mir ungesäumt zurückschicken.

Kennt' ich ihn als einen ehrlichen Mann, warum sollt' ich Bedenken tragen, die Quittung noch einmal auszugeben? Aber auch, so wie er ist, kann er mir damit schaden? Vorgeben, daß er mir eine Quittung zweymal gezahlt habe? — Was gewönn' er damit? Allenfalls könnte ja dieser sein eigener Brief ihn widerlegen, und die Sache erklären. Zweymal aber wird man ihm ein Quartal schwerlich bezahlen. Also seh'

ich zwar nicht, was er gewinnen, oder mir schaden könnte. Aber wer mit einem verdächtigen Manne zu thun hat, dem ist immer, als sagt' ihm ein unsichtbarer Schuzgeist in's Ohr: Hüte dich! — Also hab' ich geantwortet; ich hätte der Quittungen so viele geschrieben, als nöthig gewesen, und mehr, als mir angenehm wären. Nun dächt' ich keine mehr zu schreiben. Wenn sich die verlorne nicht wieder fände; so mögt' er, was das Quartal beträfe, sich nur auf mich berufen. Man könnte an mich schreiben oder schreiben lassen; ich wollte zeugen, daß es bezahlt wäre.

An Ferdinern hatte ich vorher schon geschrieben. Mich dünkte, ich wär' es ihm schuldig, seine ihn selbst angehende Frage zu beantworten. Also schrieb ich ihm: es wäre mir etwas von gewissen Ansprüchen gesagt, welche Luise an seiner Person zu haben vermeyne; wiewohl nicht so sehr Luise selbst, als ihre Mutter. Ich hofte doch, am Ende würde sich finden, daß es nur eine Höflichkeit, ein Scherz, oder

eine

eine Fleurette gewesen wäre, die man zu wörtlich verstanden, und für ein ernsthaftes Versprechen erklärt hätte. —

Was mich selbst betrift; so blieb es bey meinem Vorsaze. Ich schrieb ihm, daß ich mich nicht entschliessen könnte, seinem Rathe zu folgen. Ich würde mich ganz leidend verhalten, und kein einziges Wort mehr verschwenden. Der Pension hätte ich gänzlich entsagt, und sähe mich nur nach einer guten Gelegenheit um, mit und meinem vaterlosen Kinde denjenigen Unterhalt selbst zu verschaffen, den ich andern nicht länger wollte zu verdanken haben, die dadurch mehr als zu vergüten glaubten, daß sie mich zu Grunde gerichtet hätten. Schlauer verdiente zu sehr meine Verachtung, als daß ich ein einziges Wort für oder wider ihn sagen würde. Man mögte dieses nehmen, wie man wollte. Es könnte Vorwand zu brechen geben; aber man hätte meinetwegen auch keinen Vorwand mehr nöthig.

Gestern hatt' ich abermal einen Brief von ihm, worin er versicherte, daß sein Vetter ge-

wiß überkommen würde. Nach dem Inhalt seines lezten Briefes würde er izt schon hier seyn, wenn eine Krankheit seiner Mutter die Reise nicht verzögert hätte. Diese Dame, schreibt er, deren Eitelkeit mir bekannt genug wäre, hätte seit einiger Zeit gerade an dieser ihrer schwächsten Seite manche kleine Kränkungen dulden müssen, die eine übele Wirkung auf ihre Gesundheit gehabt hätten: und es schiene, als wenn sie an dieser Schwachheit einmal sterben würde. Die lezte Kränkung müsse sehr empfindlich gewesen seyn: denn sie wäre, wie sein Vetter berichte, gefährlich krank geworden. Den Ausgang der Krankheit könne man noch nicht absehen: aber in dem einen oder dem andern Falle würde sein Vetter gewiß kommen. —— Dann versichert er noch, daß er den von mir und Schlauern unterschriebenen Ehecontract selbst gesehen hätte. Die Hand wäre der meinigen so vollkommen ähnlich, daß er glaube, ich selbst würde mich darüber wundern. Er wünsche also, daß ich sie sehen mögte, um mein eigenes Urtheil zu hören. Er wäre nur besorgt für die Wirkung, die dieser

Auf-

Aufsaz bey seinem Vetter haben könnte. Was ihn selbst beträfe; so wäre er überzeugt, daß meine Unterschrift nachgemacht seyn müßte; und er wollte sogleich an seinen Vetter schreiben, um dem schlimmen Eindruck zuvorzukommen, der sonst leicht seinen Vorsaz zu reisen verändern könnte: da denn alles verloren seyn würde.

Mag es! Ich habe gethan, was ich konnte. Aber wer irren, und in seinem Irrthum beharren will, bey dem ist ja alle Zurechtweisung verloren.

Funfzehnter Brief.

Lotte an Leonoren.

Farmhüll, den 9ten.

Ich muß Ihnen gestehen, daß die Absichten Ihrer Wirthin mir bekannt sind. Sie schrieb an mich, und wollte, daß ich ihr für ihren Verwandten behülflich seyn sollte. Sie rühmt den Mann ungemein, und glaubt, daß Sie in keiner Ehe glücklicher leben könnten, wenn Sie sich anfänglich nur vorsezen wollten, eine alte Liebe für einen andern, von dem Sie doch nichts mehr hoften und hoffen wollten, zu überwinden. Es käme denn nur, meynt sie, auf einen einzigen Schritt an; nämlich auf den, daß Sie die neue Verbindung schlössen. Der Mann liebe Sie ungemein, wisse alle Ihre Umstände, die sie ihm freylich nicht hätte verschweigen dürfen. Er hätte sie inständig gebeten, und unterliesse in keinem Briefe sie zu bitten, daß sie bey Ihnen den Antrag für ihn thun mögte, und hätte noch neulich an Sie selbst

geschrieben. Wenn sie ihrem eigenen Kinde rathen sollte, sezte sie hinzu; so könnte sie ihm nicht besser rathen. Mit Einem Wort, sie führte so viele Gründe an, daß ich beynahe auf ihre Seite treten mögte. Doch das Zurathen in vielen, besonders in diesem Punkte, ist eine bedenkliche Sache. Also sag' ich Ihnen nur, wie ich die Sache einsehe, und überlasse Ihrem Verstande oder Ihrem Herzen, oder wenn es seyn kann, daß beyde zusammen stimmend wählen, überlaß' ich beyden, zu thun, was Ihnen gefällt.

Wenn Sie alle Hoffnung verloren haben, daß Ihr Geliebter wieder zurückkehre; so müßten Sie freylich die Pension zurück weisen. Keine andere Wahl! Aber nun die Aussicht in die Zukunft für Sie und Ihr liebes Kind! Gouvernante oder Gesellschafterin? Was ists? Kümmerlich das Leben hinzuhalten! Dagegen gänzlicher Verlust der theuren Freyheit, Dependenz, wer weiß von welchen Menschen. Aufs Beste ein beschwerliches, wie es gewöhnlich ist, ein elen-

des Leben, sich mit Kindern zu plagen, deren Eltern selten so sehr daran gelegen ist, daß sie unterrichtet und gebildet werden, als an eigener Ruhe und Musse, damit ihnen die Last der Erziehung vom Halse falle. Die meisten von denen, die begütert und betitelt sind, nehmen ihre Gouvernanten blos als Bedürfniß der Eitelkeit, und des Stolzes; nicht aus Sorge für ihre Kinder. Sie füllen ihr Haus mit einer Menge von Menschen ohne Wahl an; nicht einmal wie man ein Schiff mit Ballast anfüllt; Ballast ist doch noch nothwendig; sondern nur, weil sie auch ihren kleinen Hofstaat haben wollen; und halten für Gesinde alles, was in ihrem Hause, und aus ihrer Tasche lebt. Vom Hofmeister und der Gouvernante, die sie leider an ihrem Tische dulden müssen, bis auf den Hausknecht und das Kindermädchen, die aus ihrer Küche gespeiset werden, und vom Kindermädchen herab bis auf die Kaze, die sich auf ihrem Heerde wärmt, nichts hat einen andern Unterschied, als die Namen. Sie bilden sich ein, die armen Geschöpfe, die das Unglück haben,

mit

mit ihnen in dieser Verbindung zu stehen, durch das bischen Sold von allen Ansprüchen auf alle Stunden der Ruhe, der Erholung und des Vergnügens gänzlich abgekauft zu haben. —— Es mögen wohl einige recht gute Stellen seyn; denn obgleich Reichthum übermüthig, Titel eitel machen, und Uebermuth und Eitelkeit auch die nüchternste Seele so leicht berauschen; so giebt es doch auch noch wohl billige vernünftigere Reiche und Angesehene. Aber sind Sie versichert, so ein Loos zu werfen? Und gesezt, Sie finden die beste Stelle; so müssen Sie doch Ihr Kind täglich der Sorge anderer überlassen, indem Sie selbst für die Bildung und Erziehung anderer sorgen. Also entziehen Sie ihm, was Sie fremden Kindern geben: wie muß das eine Mutter fühlen!

An der andern Seite ist der Gedanke, sich ohne Liebe mit einem Mann zu verbinden, widerstehend. Man sagt's. Ich denke doch, das könne zweyerley bedeuten: nicht lieben und nicht leiden können; und das eine ist ganz und

gar

gar nicht so viel, als das andere; wiewohl es, wie ich befürchte, oft für eins genommen wird. Liebe Leonore, wär' es so, wie wenige unter allen Verheiratheten sind Personen, die sich liebten? Es wäre ja sehr traurig, wenn ich nur diese wenige für glücklich verheirathet halten sollte! Gewiß, der Liebe, wie Sie das Wort verstehen werden, die Sie die Kraft desselben fühlen, dieser Liebe bedarf es nicht nothwendig! Wenn nur zwey gute Herzen zusammen kommen, nur wechselseitige Gefälligkeit und Achtung für einander mitbringen; so wird Umgang und genauere Bekanntschaft die Bande bald eng zusammenziehen, und die Glückseligkeit der Ehe vollenden. Glückseligkeit ist ja wohl niemals ein Zustand der Schwärmerey! Schwärmerey ist immer so etwas Ueberspanntes; und das Ueberspannte kann nicht anhaltend seyn. Gewiß, das Glück der Ehen gründet sich mehr auf Freundschaft, als auf Liebe!

Da haben Sie einen Theil von meiner Weisheit! Nehmen Sie daraus, was Ihr eigenes

Herz

Herz wahr befindet, und entscheiden die Frage für sich selbst. Nur darum lassen Sie mich noch einmal bitten, daß Sie sich nicht übereilen, und einen hastigen Schritt thun, der es Ihnen hernach, wenn Sie auch gern wollten, unmöglich mache, wieder zurückzutreten. Was haben Sie zu eilen? Ihre Wirthin wird es gern sehen, (sie versichert es,) daß Sie bey ihr bleiben, so lange es Ihnen selbst gefällt. So haben Sie ja Zeit, den Vorschlag zu überlegen, Ihre Gedanken darüber reif werden zu lassen, und zu versuchen, ob Sie mit der Zeit des einen vergessen, und den andern lieb gewinnen können? Auch wird der Verwandte sich gern gefallen lassen, zu warten. Er selbst, schreibt sie, wünscht nur, daß er Zeit und Gelegenheit habe, Ihnen gefallen zu können. —— Oder befürchten Sie, der guten Wittwe beschwerlich zu fallen; warum wollten Sie lieber bey Fremden Gesellschafterin werden, als bey **Julien**? Seyn Sie versichert, Sie werden hier allen sehr willkommen seyn; wenn Sie **Sarah** vielleicht ausnehmen, die doch gar keine Stimme hat. Herr **Wolmer** schätzet Sie

ungemein, liebt Sie, wünschet, Ihnen dienen zu können, und siehet Sie für eine nahe Verwandtin seiner Familie an, wenn Sie auch niemals mit seinem Neffen sollten verbunden werden.

Alles dieß zusammen genommen, dünkt mich, müssen Sie durchaus den Schritt nicht thun, wozu Sie schon Anstalt gemacht haben. —— ——

Man bringt mir eben die ganz neue und unerwartete Nachricht, daß sich **Luisens** Bruder wieder gefunden habe. **Luise** selbst soll wieder in **Auenbrügge** bey ihrer Mutter seyn, und dieser Bruder soll sie von **Gehrsen** abgeholt haben. —— Ist etwas Wahres in diesem Gerüchte; so ist dieser Bruder gewiß der Freund, davon ich neulich schrieb: und wenn er **Luisens** Bruder ist; so begreif' ich die Standhaftigkeit der Mutter, womit sie auf ihrem Sinn bestand. Man spricht von grossen Schäzen, die dieser Bruder soll mitgebracht haben. Aber wir wissen ja, wie weit das Gerücht seinen Mund aufzureissen pflegt.

Ich

Ich schreibe indeß noch heute nach Hamburg an Henriette, daß sie sich bey Luisens Tante erkundige. Vielleicht können auch Sie mir schon einige Nachricht geben. Die Wittwe zu Gehrsen, denk' ich, wird es doch wissen! Was mich zweifelhaft macht, ist, daß die Walsborn, die uns gestern besuchte, zwar die Wiederkunft des Fremden und Luisens erzählte; aber doch nicht sagte, daß er für ihren Bruder gehalten würde. Was aber der Fremde gestern noch nicht war, kann er doch schwerlich heute geworden seyn.

Sechszehnter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 8ten.

Endlich hab' ich erfahren, was meinem Onkel nicht recht ist! Man hat ihn beredet, oder soll ich sagen, er hat sich bereden lassen? daß ich mit Luisen eine vertrautere Bekanntschaft gemacht, als man von einem, der einer andern verlobt ist, erwarten oder billigen könne. Oder daß ich mit Einem Worte mein ganzes Verbrechen sage: Luise soll von mir in denjenigen Zustand gesezt worden seyn, bey dem es dem blossen Zufalle zuzuschreiben wäre, daß kein lebendiger Zeuge unsere Vertraulichkeit den Augen der Welt verrathen habe. Dieser Zufall aber, heißt es weiter, liesse sich ganz wohl aus dem nachfolgenden Gefühl des guten Mädchens von seinem unglücklichen Zustande, und der daraus erfolgten anhaltenden Melancholie erklären.

Das sind ungefehr meines Onkels eigene Worte. Dieses Geheimniß, welches bisher in so tiefem Stillschweigen begraben gewesen, daß es in keines Menschen Sinn, zu geschweigen in irgend eines alten Weibes Mund, gekommen war, ist denn —— höchst wahrscheinlich, wie Sie bald sehen werden! —— gerade in der Stunde ausgebrochen, als ich zu **Kärmbüll** war, und von meinem Oheim aus **Glückstadt** mit der sichersten Hoffnung erwartete, daß er auf meine erste Bitte zurückfliegen, des vollen Triumphs seiner erreichten so theuren Absichten geniessen, und mit Freudenthränen seine geliebten Kinder, Mann und Frau würde werden sehen. Die Begebenheit ist nicht älter als anderthalb Jahre.

„Meine Bestürzung," fährt mein Onkel fort, „über eine solche Nachricht war desto grösser, je weniger meine Liebe und mein vormals fast unbegränztes Vertrauen zu ihrem Herzen, (mein's meynt er,) sich mit einem Glauben von der Art vergleichen ließ: inzwischen war der Aussager eine Person von zu grosser Würde."

Ich bitte, welche Person? Könnten Sie mir den Mann nicht nennen? — Ich sollte fast denken! —

Weiter schreibt mein Onkel: „Ich eilte, so bald es meine Geschäfte erlaubten, nach Hause, und mußte meine Zweifel und alle Partheylichkeit für sie gegen Beweise aufgeben, die sich schlechterdings, so viel ich sehe, nicht beantworten lassen, wenn ich nicht alle historische Glaubwürdigkeit für Possen erklären will.“

Wohl mag mein Onkel bestürzt worden seyn: denn ich will glauben, daß man ihn ohne sein Wollen hintergangen hat. Ein so geschwinder Entschluß, in einem Augenblick alle süssen theuren Hoffnungen eines Gegners, oder meiner Gegner, wenn deren mehr sind, als einer, durch einen kurzen Segen des Predigers auf einmal in den Mond zu bannen, wo alle vereitelte Dinge und Anschläge aufbehalten werden, *) und

*) Anspielung auf eine Stelle des Ariost im Oriando furioso, Canto 34.

und werdende Ränke in dem brütenden Gehirn zu ersticken, foderte allerdings ein eben so geschwindes als gewaltsames Gegenmittel, so unwahrscheinlich, als es denn auch in der Eile gegriffen werden mögte. Wenn es nur die Wirkung that, Zeit zu verschaffen; so that es alles. Kommt Zeit, kommt Rath, ist der Leibspruch des gemächlichen Dummkopfs, der sich unbesorgt von ihrem Strom durchs Leben fortschleppen läßt, und des Arglistigen, der auf jeden Augenblick passet, seinem Gegner einen Vortheil abzulaufen. So dacht' auch der, oder die, welche diese scheusliche Maschine mir verschoben: wenn der Onkel zurück kömmt, und wir haben ihn wieder in unserm tête à tête; so soll es uns nicht fehlen, aus dieser Lüge wenigstens Misverständnisse zwischen ihm und seinem Neffen herauszuspinnen. Also, sag' ich, mag mein Onkel leicht bestürzt genug geworden seyn: denn er konnte noch wohl glauben, daß die Sache sich so verhielte: er, der wenigstens schon geneigt war, viel Schlimmes von mir zu glauben. Aber ich, der ich mich selbst etwas besser kenne

als er, bin so weit entfernt, bestürzt zu seyn, daß ich wohl lachen könnte. Hätte er gesehen, mit welcher Gelassenheit und Kälte ich seinen Brief laß und wieder zusammen legte, vielleicht wär' es ihm ein Beweis gewesen, wie falsch das Mährchen seyn müßte. —— Oder wer weiß, ob nicht gerade das Gegentheil? —— —— Denn meine geschwinde Entschliessung und unerwartete eilige Ueberkunft nach Kärmbüll, schreibt er, in der Absicht die Trauung zu beschleunigen, würde ihn ohne diesen Vorfall befremdet haben. So aber, meynt er, liesse sich die Ursache und Absicht derselben begreifen.

Richtig! Wie ich Einfältiger dem Mann selbst die Waffen reiche, mich zu schlagen! Ich meyne, ich gebe ihm die unwidersprechlichste Probe von meiner aufrichtigen Gesinnung gegen Julien; er aber zeigte mir, es sey ein offenbarer Beweis von meiner Absicht, zwey gute Mädchen auf einmal zu betrügen. Ich bin mir bewußt, eine ächte Geldmünze in die Hand genommen zu haben; Hocus Pocus wird's ein

Stück

Stück Bley. So weiß ich denn freylich nicht, was ich meinem Onkel antworten soll! Denn da die Thatsache so ausgemacht ist, daß er auch nicht einmal nöthig fand, Beweise anzuführen, und gerade dasjenige, was ich für einen Gegenbeweis würde angesehen haben, ihm für Bestätigung gilt; so ist mir keine Art von Beantwortung übrig gelassen, als die Beschuldigung für einen Spaß anzusehen, der zwar nicht fein oder artig ist, aber doch die Lacher auf die Seite der andern Parthie ziehen würde, wenn ich nicht herzlich mit lachte.

Das seltsamste ist noch', daß mein Onkel, ungeachtet er die Handlung für so ausgemacht erklärt, daß er, ehe er sie nicht glauben sollte, alle historische Glaubwürdigkeit für Possen erklären müßte, daß er, sage ich, dennoch von mir Erklärungen und Rechtfertigungen erwartet! Wenn du mit solcher Gewißheit einen Angeklagten für einen Dieb erkennest, Lieber, so sprich ihm das Urtheil, daß er gehangen werde! Aber wenn du sagst: es sey ausgemacht, er habe diesen oder

jenen Diebstahl begangen, und, um ihn, und dich zu überzeugen, verlangst, daß er beweise, es sey nicht geschehen; wie soll der arme Verurtheilte diesen Beweis führen, oder was kann und soll er sonst thun, als leugnen?

Ich scherze, **Eduards**, oder wenn Sie wollen, ich spotte; und das ist das wenigste, was der Vorfall verdient. Aber ich kann nicht leugnen, ich spotte nur, weil ich gern verbergen mögte, daß ich mich ärgere. Dennoch will ich mich um **Juliens** willen mäßigen, und in meiner Antwort an meinen Onkel weder mich ärgern, noch spotten. Da ist denn der einzige Mittelweg, so viel ich sehe, gänzlich zu schweigen. Gewisse Dinge wollen ohnedem gar nicht beantwortet seyn. Also werd' ich meine erste Bitte angelegentlich wiederholen, und diese Sache auch mit keinem einzigen Worte berühren.

Siebenzehenter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 10ten.

Das Gerücht von dem wiedergefundenen Bruder dauert noch, wird aber immer dunkler und unerklärbarer. Der Prediger weiß nicht, was er davon denken soll. Der Fremde soll von **London** gekommen seyn, und hat ein Empfehlungsschreiben von **Thomä** an die Mutter, für den er nun von neuem um **Luisen** anhält; aber die Mutter will durchaus nicht. Das ist doch so romanenhaft! Sagen Sie's mir, wenn Sie's besser begreifen, als ich, wie hängt es zusammen, daß der Sohn sich erst durch das Schreiben eines andern seiner Mutter empfehlen läßt, und dann für diesen andern wieder Freywerber wird? Nicht zu vergessen, was vielleicht sehr bedeutend seyn könnte: er soll, wie sich der Prediger hat merken lassen, **Ferdiners** Freund seyn! ——

Darf

Darf ich muthmassen? Wenn dieser Freund und Bruder ein blosses Geschöpf seines Freundes wäre, eine Maschine, um etwas zurecht zu schieben, was vielleicht verrückt war; irgend so ein Gott, oder aus dem Grabe zurück gerufener Geist, den manchmal der Dichter erscheinen läßt, wenn er seinen Knoten so fest zusammen gezogen hat, daß ihn keine blos sterbliche Macht wieder auflösen kann? —— So etwas, oder ich weiß nicht mehr zu unterscheiden, wenn ich wache oder träume! Nur fürchte ich, der Geist wird bey seinem langen Todtenhemde ergriffen; man zieht es ihm ab, und das lebendige Wesen, was darunter war, steht beschämt da. Wer? — Das mögen Sie selbst muthmassen!

Indeß, da das Gespenst in **Auenbrügge** herum spuckt, haben wir hier Briefe von **Ferdinern**. Einen sehr zärtlichen für **Julien**, und einen sehr ernsthaften für **Wolmer**. Was der lezte wirken wird, weiß ich noch nicht; aber die Wirkung des ersten ist sehr gut, und kam eben in einer Stunde, wo es nöthig war.

Es gab hier wieder sehr, sehr trübsinnige Stunden. Julie weiß zwar noch nichts von der neuen Unruhe, und ihr Vater hält mit dem Geheimniß so gut zurück, als er kann: aber so sehr kann er's doch nicht, daß sie nicht einige Veränderung an ihm bemerke, einen neuen Rückfall ihres Geliebten besorge, und sich vielleicht desto mehr ängstige, je ungewisser und mannichfaltiger ihre Muthmassungen sind. Das fällt denn erstaunlich auf ihre Gesundheit zurück, die, wie Sie wissen, schon lange gelitten hat. Wenn aber wieder so ein zärtlicher Brief von ihm kommt, findet ihre niedersinkende Seele immer eine neue Stüze, die sie begierig ergreift, um sich wieder empor zu richten. —— Am Ende, meine liebe Leonore, was ists? Ich befürchte, nur ein langsames Sterben. Wenn das Geheimniß nun ausbricht und der lezte Schlag trift; so — — Gott gebe, daß ich zu viel fürchte! ——

Ich wollte Ihnen ein paar Auftritte erzählen, daraus Sie den gegenwärtigen Gemüthszustand Juliens abnehmen mögten.

Wir

Wir hatten noch immer unsere Besuche bey dem unglücklichen Mädchen *) abgelegt. Gestern bringt uns die Mutter die Nachricht, daß sie gestorben sey.

„Wie ist es mit ihrer guten Tochter?" fragte Julie hastig, als die alte Frau ins Zimmer trat. Die Frau konnte die Frage nicht mit Worten beantworten. Sie antwortete durch Handlung; brach in Thränen aus, und hielt sogleich die Schürze vor die Augen, um sie zurück zu halten.

„Ich weiß genug!" sagte Julie. „Gute Mutter, Gott tröste sie! Ich will sie nicht verlassen!" — Damit gieng sie in ihr Cabinet, und schloß sich ein. Ich wünschte der Frau los zu seyn, um Julien nicht allein zu lassen! aber sie hatte ein volles Herz, das sie erst ausschütten mußte. Da erzählte sie mir denn verschiedene

*) S. Th. 4. Br. 42.

schiedene Umstände von ihrer kranken Tochter; besonders von dem izt verheuratheten Knechte, der sich schon über die Bosheit seiner Frau sehr beklage, die äusserste Reue bezeige, und da er vorgestern die Kranke so elend gefunden, sich wie ein Unsinniger gebährdet hatte. Er war vor dem Bette der Kranken auf seine Kniee niedergestürzt, hatte sich bald vor die Stirn bald vor die Brust geschlagen, nach einem Messer gegriffen, welches auf dem Tische gelegen, das man aber geschwind weggenommen; und ob ihm gleich das kranke Mädchen, das schon zu schwach gewesen, zu sprechen, lange freundlich angesehen, und ihm die Hand zum Zeichen ihrer herzlichen Vergebung dargereicht; dann beyde Hände gefaltet, und zum Himmel aufgeschauet hatte, als wenn sie sagen wollte, daß sie für ihn bete; sey er doch, alles Zuredens ungeachtet nicht ruhiger geworden, und man habe ihn nicht anders, als mit Gewalt von der Stelle wegschleppen können.

Sobald die Mutter mit ihrer Erzählung fertig war, (ich freuete mich, daß Julie sie nicht gehöret hatte,) gieng ich zu ihr, und fand die Thüre noch verschlossen. Sie kam aber bald selbst heraus. Die Thränen blinkten ihr noch im Auge; sie fiel mir um den Hals, und sagte: „die arme Marie! Doch nun nicht mehr! Es ist gewiß so am besten für sie, und alle die, so leiden!"

Ich machte dem Gespräch bald ein Ende; aber was ich auch ersann, und redete, um ihre Gedanken zu zerstreuen, half nichts. Sie versank immer wieder in ein tiefes Nachdenken. Endlich bat ich sie, ein Stück auf dem Flügel zu spielen. Sie that, als ob sie wollte, suchte den Schlüssel, fand ihn aber nicht, und sagte: diesen Abend. Des Abends endlich, als wir uns niederlegen wollten, sagte sie: ich habe den Schlüssel wieder gefunden. Wenn sie's gern hören, will ich ihnen izt vorspielen. Ich bat um ein hübsches Stück, und seze mich, um zu hören. Sie trat an den Flügel, machte ein klei-

nes

nes Präludium, und als ich eins ihrer Lieblingsstücke von Tartini oder Pergolese erwartete, fiel sie auf einmal in die Melodie des Chorals: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende: so feyerlich, so voll Affect, so rührend. — Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich wischte sie heimlich ab, hörte einen Vers aus, umarmte Julien, und sagte: lassen sie's für diesen Abend genug seyn! — Sie mögen sich vorstellen, wie nach dieser Vorbereitung die Nacht war für mich sowohl, als für sie!

Diesen Morgen klagte sie denn über eine sehr unruhige Nacht, und über mancherley übele und gute Träume durch einander. Ich bat, sie mögte mir einen der guten erzählen. Ferdiner, sagte sie, redete neulich von einer Schwester. Diese sahe ich. Mein Vater führte sie mir zu, und sagte: hier ist seine Schwester! Sie schien aber sehr bleich, war in weissem Atlas gekleidet, und trug einen Kranz. Das bedeutet ja wohl, daß es nur der Geist einer Verstorbenen war; also mag sie schon todt seyn. Im Traum

kam es mir doch nicht anders vor, als ob sie noch lebte. Sie nahm mich vertraulich bey der Hand, wir giengen mit einander fort, und ich weiß nicht, wo wir blieben!

Ich sagte, sie hätte mir doch niemals gesagt, daß Ferdiner eine Schwester gehabt; auch hätt' ichs sonst nie gehört.

„Ich mag es wohl vergessen haben," antwortete sie. „Er sagt' es, als er das lezte mal hier war, ich weiß nicht mehr, bey welcher Gelegenheit. Diese Schwester sollte aber von einer andern Mutter seyn. Ich hielt es für Scherz; allein er versicherte, daß es eben so viel Ernst, als Scherz wäre; und versprach die Urkunde, worauf seine Vermuthung sich gründe, zu übersenden. „Es ist mir lieb," sezte Julie hinzu, „daß ein Traum mich daran erinnert hat. Ich will ihn das nächstemal an sein Versprechen erinnern. Vermuthlich ist diese Schwester schon gestorben: sollte sie aber noch leben, wer weiß, ob sie nicht unserer bedürfte? Und sollte sie denn mich überleben; so wüßt' ich, wer

mein

meine nächste Erbin seyn müßte. Es mag wohl hohe Zeit seyn, daran zu denken." —

„Hohe Zeit," sagt' ich lächelnd, und schlung meine Arme um ihren Hals: „Hohe Zeit! du hast ja schon dein zwanzigstes Jahr überlebt!"

In demselben Augenblick kam Metta mit einem Briefe — „Von Ferdinern?" fragt' ich. Julie sahe ihn an, und lächelte. — „Den wollen wir wenigstens noch erst lesen," fuhr ich fort, „ehe wir sterben." — Sie las ihn, und für das mal giengen die Sterbegedanken vorüber.

Achtzehnter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 14ten.

Die Sache wird ernsthafter, als ich denken konnte, und, wie ich hoffe, auch Sie, die Sie mir, wenigstens von der Seite, mehr

Stärke, oder das rechte Wort zu sagen, mehr Rechtschaffenheit zutrauen. Sie wird ernsthafter, sag' ich, und muß hinzusezen, beleidigender.

Meine geschwinde Reise nach Kärmbüll war in den Augen meines Oheims, wie Sie gesehen haben, Ein Beweis für die Gewißheit der Anklage, wie er es zu nennen beliebt, geworden: mein leztes Schweigen auf seine Anregung wird ihm der zweyte, und oben darein findet er in diesem Schweigen, ich weiß nicht, welchen vorsezlichen Eigensinn, von dem er nur, falls ich mich nicht erklären wolle, oder nicht könne, welches für eins, sagt er, gelte, die Bedeutung zu erfahren verlangt. —

Welche andringliche Ausdrücke sind das? Zwar ist er mein Oheim, und Julie, seine vorgebliche Tochter, ist meine Braut, die mir zu theuer ist, daß ich sie für ein Misverständniß, oder einen wenig bedeutenden Wortwechsel aufopfern sollte: aber wahrhaftig, weil Julie meine Braut, und ihr Pflegvater mein Onkel ist, deswegen will ich mich von ihm keineswegs an meiner Ehre beleidigen lassen!

„ Sie

„Sie wiederholen nur ihr Begehren," schreibt er, „und antworten auf meine Fragen kein Wort. Ich aber sehe nicht, wie jenes statt finden könne, ehe das Hinderniß, worauf sich diese beziehen, gehoben ist. Achten sie die angeschuldigte Handlung für eine so geringe Kleinigkeit, daß sie keine Beantwortung verdienet? Oder fühlen sie die Wahrheit derselben so sehr, daß sie keine zu geben wissen? In beyden Fällen muß ich abschlagen, was ich ihnen sonst so gern gewähret hätte."

Eine sonderbare Alternative! Als wenn eins von beyden seyn müßte! Als wenn nicht eben sowohl ein drittes, oder ein viertes seyn könnte? Freylich, wenn ich die angeschuldigte Handlung für eine Kleinigkeit hielte, also ein schlechter verächtlicher Kerl wäre, ohn Gefühl für Ehre und Rechtschaffenheit; so hätte mein Onkel Recht, einem Gewissenlosen seine Pflegetochter zu versagen. Auch möchte das in dem andern Falle gelten, wenn ich aus Gefühl der Wahrheit dieser Anklage geschwiegen hätte. Aber muß mein Schweigen das Eine oder das Andere bedeuten?

Nicht so, mein Onkel! Man schweigt am ersten im vollen Bewußtseyn seiner Unschuld. Schweigt am ersten, wenn man voraussezen darf, daß vorherbekannte Rechtschaffenheit jeden billigen Mann bewegen sollte, uns mit dergleichen Anschuldigungen zu verschonen: und dann ist dieses Schweigen weder das eine noch das andere, was mein Onkel es seyn läßt. Es ist eine stillschweigende Berufung auf unsere bekannte Ehrliebe und Rechtschaffenheit; eine ruhige Appellation an den Verstand des Richters, daß er den Charakter des Beklagten, und die Beschaffenheit der Anklage fein vergleiche; und so auch wohl ein feiner Verweis seiner Leichtgläubigkeit und Uebereilung, wenn er sich nicht Zeit gelassen hat, diese Vergleichung zu machen. Mein Onkel mag mir erlauben zu sagen, daß mein Schweigen gerade von dieser Art war. Also sezt er für mich umsonst hinzu: „Es muß mir sehr daran gelegen seyn, ihre Erklärung darüber zu vernehmen, mir, der ich Rechenschaft zu geben habe von dem so wohl, was ich für die Wohlfahrt eines meinem Gewissen anvertrauten und geliebten Kin-

des

des gethan, als unterlassen habe." Wahr! aber diese Erklärung, behaupt' ich, kann allein ihm die Kenntniß geben, die er von meinem Charakter, meinen Sitten und Gesinnungen hat. Und wenn die dergleichen gröblichen Mishandlungen geradezu widersprechen, so muß er finden, daß die Anklage keine Wahrheit habe; so muß er mein Schweigen in der besten Bedeutung nehmen. Dieß bedacht, würde er nicht hinzugesezt haben: „und wahrhaftig, Vetter, die Beschuldigung ist nicht von der Art, daß sie durch Schweigen widerlegt werde!" Sie ists offenbar; aber ich bin ihm als ein Wollüstling und gewissenloser Mensch bekannt! In diesem Fall mögt' ich ihn fragen: warum gaben sie mir diese ihnen aufs Gewissen anvertraute Pflegetochter so gern?

Doch die Beweise, womit die Anklage bey ihm unterstüzt ist, mögen ihn irre gemacht haben. **Luisens** Mutter sagt aus: daß ihre Tochter erst durch gar zu gewisse Merkmale einen gewissen Zustand verrathen, und am Ende durch eine frühzeitige Geburt denselben ausser Zweifel

gesezt habe. Sie führet sogar den Tag an, wo die Vertraulichkeit geschehen seyn sollte, und weiset einen Ring auf, den ich Luisen, wie ich nicht leugnen würde, geschenket habe. —

Dieß erklärt mir, beyläufig, eine sonderbare Antwort dieser Mutter auf meinen Bewerbungsbrief um ihre Tochter, den ich neulich für Gerstendorfen geschrieben hatte. Sie warf den Antrag weit von sich weg, wunderte sich sehr daß ich diese Besorgung übernommen hätte, und wünschte, daß ich bey dem, was ich wohl wissen würde, ohne ihre Erinnerung, das lieber meine Sorge wollte seyn lassen, ihrer Tochter selbst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Dieß erwarte sie, sezte sie hinzu, von meiner ihr oft gerühmten Rechtschaffenheit; und würde sich ungern gezwungen sehen, zu etwas anderm, als dieser allein ihre Zuflucht zu nehmen. Das war denn dahin zu deuten. Ich verstand es damals nicht; hab' also nicht geantwortet. Folglich hat sie ihre Zuflucht zu etwas anderm nehmen müssen, als zu meiner Rechtschaffenheit. Und

sehen

sehen Sie, welche Wendungen gute Vorsäze und Handlungen in der Welt nehmen können, Unheil und Verdammung auf den Kopf der ehrlichen Seele zu bringen, die es gut meinte! Mein Bewerbungsbrief sowohl, als mein Schweigen auf diese Antwort sind beyde wieder zu Schlingen geworden, die mein Oheim mir um den Hals wirft.

„Sie haben zwar den Versuch gemacht," schreibt er weiter, „Luisen in der Geschwindigkeit auf eine andre Art zu versorgen. Aber es sey nun der Mann, den sie für das gute Mädchen ausgesucht haben, eine gute Parthie, oder eine erkaufte; — jeden dieser Fälle ihrem Gewissen überlassen! — so muß ich doch versichern, daß damit die Sache unter uns keineswegs beygelegt seyn würde, gesezt auch, daß Mutter und Tochter den Vergleich angenommen hätten." Sehen Sie, welch ein durchtriebener Bube Ihr Freund ist! Kann man gleichgültig bleiben?

Das ist noch nichts! Der unbeantwortlichste Beweis wider mich ist die Aussage — rathen Sie, wessen?

Dankwarts vielleicht?

Dem Namen nach nicht. Der heißt Wallstädt, und ist, damit dem Spaß keine Feyerlichkeit fehle, Pastor loci. — Ihm hat es Luise im Beichtstuhl gerade herausgestanden? — Man kann auch auf der Folter, mögten Sie denken, als wahr gestehen, wovon man weiß, daß es nicht wahr ist: warum nicht auf Fragen, wobey die heisse Hölle alle Augenblick beschworen wird, ihren flammenden Rachen aufzusperren? — — Aber nein; nicht gestanden, sondern freywillig, aus eignem Gewissensdrang ausgesagt. So ausgesagt, daß das Gesagte als Vermächtniß einer Sterbenden, oder, welches einerley ist, einer die da glaubte, daß sie sterben würde — indeß, Gott sey gedankt! mit dem Leben davon gekommen ist — dem Prediger hinterlassen, und seiner Verschwiegenheit anvertrauet seyn sollte.

Ich könnte spotten: aber ich will nur fragen. Luise, der Prediger und mein Onkel wissen es, hat geschwärmet. Wenn ich das öffentliche Versammlungshaus des menschlichen Elends von allen Arten besuche, und sehe hier einen Menschen schüchtern sich vor mir in den Winkel drängen, weil er sich für ein Gerstenkorn und mich für einen Hahn ansiehet, der das Gerstenkorn fressen will; oder ich höre dort ein zusammengedörrtes betagtes Weib, das ein halbes Jahrhundert in seiner Zelle zugebracht hat, über Wehen winseln, um die Hülfe der Hebamme schreyen, und der Welt, einen Prinzen von Alexander dem grossen ankündigen; so fühl' ich Beklemmung im Herzen. Meine Schultern ziehen sich in die Höhe, meine Gesichtszüge bilden ein wehmüthiges Lächeln, und mir entfährt ein Seufzer, daß Gott seinem armen Geschöpfe die Noth erleichtern wolle! Aber wie sollte mirs einfallen, Alexander den grossen in Verdacht zu nehmen, daß er Vater werden wird?

Luise hat freywillig aus eigenem Gewissensdrang ausgesagt. — Ich könnte spotten: aber

ich

ich will nur fragen. Dieser Gewissensdrang war er nicht vielleicht eben eine Anwandelung von Schwärmerey? Sie wissen, mein Freund, woran es dem Ritter von Mancha fehlete, und was man Donquichotterie nennt. Traun, dieser Ritter war in vielen Hinsichten ein vernünftiger soberer Mann. Nur das Capitel von der Chevallerie durfte man nicht berühren. Alles, was er sonst sprach, war sehr vernünftig und wahr; nur seine schöne Dulcinee war der Fels, woran sein Verstand scheiterte. Und wenn nun Luise — Sie mögen den Gedanken selbst ausführen.

Der Verschwiegenheit des Predigers hat sie es anvertrauet. Abermal könnt' ich höhnisch spotten: aber ich will nur fragen. Wie ist denn dieser Prediger so gewissenlos, was seiner Verschwiegenheit als ein Vermächtniß einer Sterbenden, die zwar nicht gestorben ist, anvertrauet war, meinem Onkel ins Ohr zu flistern? Wenn die Aussagerin es seiner Verschwiegenheit anvertrauete; so war ja, sollte man denken, alles, was sie suchte, Erleichterung ihres Gewissens, nicht

nicht daß ein Dritter von diesem Geheimniß Gebrauch machen, oder mir schaden sollte. Warum denn wird es weiter ausgesagt? So plazt der Schwärmer, nachdem er mit grossem Gezische, Funken um sich speyend, herum gefahren war, so plazt er am Ende, und hinterläßt nichts als — Pulvergestank! Ich hoffe, so solls auch mit diesem Mährchen werden.

Was werd' ich denn meinem Onkel antworten? Auf seine vorgelegten Fragen nichts. In Beziehung der Sache selbst werde ich schlechthin, und nur einmal so viel sagen: mein Onkel, sie sind hintergangen. Ich berufe mich auf meinen Charakter. Richten und handlen sie, nachdem sie den befinden; aber verschonen sie mich mit weitern Fragen von dieser Sache.

Wenn meine Gegner emsig genug sind; so können sie den Knoten noch so durch einander wirren, daß es länger dauret, ihn aufzulösen, als einer von uns beyden Geduld haben mögte. Ich verstehe nur meinen Onkel. Denn was mich betrift — Was mir zukommt, hab' ich mir niemals

niemals leicht abspannen, oder abtrozen lassen; auch wenn ichs gern für das erste gute Wort weggegeben hätte. Hier ist nun vollends der Gegenstand selbst zu wichtig, und ferner —— Warum verschwieg' ichs? —— mein Gegner, Herr **Dankwart** —— Einer von uns muß der Narr des Spiels seyn. Also muß ganz ausgespielt werden. Da kann denn freylich der Spaß noch seine Weile dauren. Gewiß ist's, daß Sie Ihre Niece eher den Armen ihres Mannes übergeben werden, als mein Onkel seine Pflegetochter den meinigen: und möge Sie ein Schutzengel des Friedens dahin begleiten!

Neunzehnter Brief.

Ferdiner an Wolmer.

Hamburg, den 14ten.

Sie verstehen mein Schweigen unrichtig, mein Onkel. Es hat weder die eine, noch die andere von den beyden Bedeutungen, die Sie ihm zu geben belieben. Ich schwieg nur, weil es gewisse Fragen giebt, die nicht besser beantwortet werden, als durch Stillschweigen. Ich bin versichert, daß Ihnen selbst in Ihrem Leben dergleichen Fälle mehr als einmal vorgekommen seyn müssen. Welcher Mensch hat nicht seine Feinde und Verläumder? Und wie ist einem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er Rechenschaft gebe über Fragen, welche Feinden und Verläumdern beliebt, ihm vorzulegen? Dergleichen zu erfinden, ist bekanntermassen ein Gewerbe gewisser Leute; aber wenige können Zeit oder Lust haben, zu widerlegen, was müßige Leute erfinden, und was nichts als Verachtung verdient.

Dieß

Dieß ist doch nicht die Ursache, warum ich schwieg. Ich dachte: zwar hat mein Onkel sich durch ein Geschrey von manchen Seiten überreden lassen: allein der Nebel wird bald zerstieben. Also fodert die Verehrung, die du ihm schuldig bist, ihn seiner eignen Ueberlegung zu überlassen, und in Zuversicht auf seine helle Einsichten und gute Meynungen von dir, zu schweigen.

In der That, mein Onkel, hätte auch die ganze Geschichte nicht schon das Merkmal eines Weibermährchens, und also das Brandmahl ihrer Verdammniß an der Stirne; wären nicht schon auffallende Mishelligkeiten und Widersprüche in den Umständen: so deucht mich doch, die blosse Rücksicht auf meinen Charakter und meine Sitten müßte über die Wahrheit oder Unwahrheit derselben Erläuterung und Auskunft genug geben. Waren diese Ihnen zweifelhaft, oder zweydeutig; so wüßte ich doch nicht, womit ich eine so geschwinde Veränderung Ihrer Achtung verdient haben könnte; und vielmehr dürfte ich fragen: welche Seite von mir Ihnen bekannt

sey, die solche Beschuldigungen wahrscheinlich macht?

Verzeihen Sie mir denn, wenn ich mich weder dießmal noch inskünftige jemals auf einzelne Fragen einlassen werde. Alles, was ich kann, und gewiß, mein Onkel, ich bequeme mich nur dazu aus Hochachtung, Liebe und Gefälligkeit für Sie! — Alles also, was ich kann, ist, daß ich mich auf mich selbst berufe. Wie Sie mich kennen, so nehmen Sie mich, so, und nicht anders; und entscheiden Sie darnach über die Geschichte, ob sie Lüge, ob sie Wahrheit sey? Anders kann ich mich nicht vertheidigen; vergeben Sie mir das: denn ich kann mich nicht bis zu dem Koth meiner Verläumder herablassen, auch wenn davon die Verwegerung oder Gewährung meiner Bitte abhienge, wie Sie zwar zu sagen belieben, ich aber nicht denken kann, wenigstens nicht wünsche. Bin ich irrig in diesen Gedanken, und dieser Hoffnung; so muß ich doch sagen, daß meine Ansprüche gleich gerecht bleiben, und daß ich mir dieselben alle vorbehalte. Ich will unausgemacht lassen, was Sie

thun könnten, oder nicht könnten. Aber das ist gewiß, wenn Sie mir versagen, was ich zu fodern berechtigt bin, und nur erbitten will; so wird die Verantwortung versagter Gerechtigkeit nicht auf meine Seite fallen!

Sollte dieß der Fall seyn, wie ich doch kaum fürchte; so ist es nicht wider die Ehrerbietung, die ich Ihnen schuldig bin, mich auf meine Rechte zu berufen, wenn ich meine Bitte abermal, blos deswegen umsonst wiederholen sollte, weil ich nicht Lust habe zum Divertissement meines geschäftigen Gegners, oder meiner Gegner, wenn deren mehr sind als Einer, zu tanzen, wenn sie Lust haben, mir aufzupfeifen, und mich tanzen zu lassen. Diese sähen es freylich gern, daß ich Punkt für Punkt, wie ein einfältiger Knabe, beantwortete. Allein, mein Onkel, einmal kann auch ein Schöps mehr fragen, als alle sieben Weisen zu beantworten verstehen: und ferner läßt die Natur der Sach offenbar nur eine einzige Antwort auf alle Fragen zu, wenn derer auch tausend wären, diese nämlich: daß die Geschichte ein Mährchen ist: un

endlich wären doch alle meine Antworten nichts als Worte, womit Ihnen nichts gedient seyn kann, wenn Sie an der Ehrliebe und Rechtschaffenheit, und folglich auch an der Wahrhaftigkeit dessen zweifeln, der sie sagt oder schreibt.

Demnach bleibt mir nichts übrig, als daß ich mich auf mich selbst berufe, und noch einmal bitte; nehmen Sie mich, wie ich **bin**; oder wenn das zweifelhaft ist, so nehmen Sie mich, wie Sie mich kennen, und entscheiden die Sache. Ich kann alsdenn gewiß erwarten, daß Sie mir künftig das Misvergnügen ersparen, noch mehr versichert zu werden, welche Veränderung in Ihrer Gesinnung gegen mich seit nicht langer Zeit vorgegangen ist: nicht zu sagen, daß ich die Wiederholung derselben, oder ähnlicher Fragen für eine Beleidigung meiner Ehre ansehen müßte, die ich nicht verdiene. Auch werden Sie damit Sich selbst eines zweyten Verdrusses über mein Stillschweigen überheben, was Sie mir doch sonst nothwendig gemacht haben würden.

Ich kann diese Antwort nicht schliessen, ohne Sie noch einmal meiner lebhaften Hochachtung und des innigsten Wunsches zu versichern, daß Sie mir endlich erlauben, zu dem Namen Ihres Neffen auch den Namen des Mannes Ihrer Pflegetochter zu führen; und bitte Sie inständig, mir den Tag zu bestimmen, der mein Glück vollenden, alle geschäftige Zungen stumm machen, und Sie und mich des Misvergnügens überheben wird, Geschichten von dieser Art ferner zu hören, und zu beantworten.

Zwanzigster Brief.

Friderike an Lotte.

Hamburg, den 18ten.

Meine Schwester war an dem Tage, als Ihr Brief eingieng, eben mit Anstalten zu einer Reise nach Stade beschäftigt, die sie schon vorher in diesem Frühjahr zu machen beschlossen hatte, wiewohl nicht so früh, noch so schleunig, als nun geschehen ist. Herr Feldheim, und ich weiß, Sie freuen sich dieser Nachricht so sehr, als ich, die ich sie schreibe, ist endlich mit Jetta verlobt, und wünschte seine Braut mit seinen Verwandten in Stade bekannt zu machen; doch war die Zeit der Reise nicht so nahe gesezt. Gerade an dem Tage, da wir Ihren Brief empfiengen, bekam sie Veranlassung, dieselbe zu beschleunigen. Clärchens Mutter gab uns die traurige Nachricht, daß ihre Tochter krank nach Stade zurück gekommen ist, und leider! ohne Hoffnung bey Feldheims Verwandten niederliegt. Jetta, untröstbar über das Unglück ihrer lieben

Clare, entschloß sich, ihre Freundin, wie sie sagte, selbst zu warten und zu pflegen, bis sie wieder hergestellet wäre, oder ihr wenigstens die Augen zuzudrücken. Wir konnten nicht sehr wi: derrathen, und Feldheim, der ihr, wie Sie wissen, nichts versagen kann, erboth sich, sie zu begleiten. Sie reiseten also mit Clärchens Mutter in Gesellschaft gleich des folgenden Tages zu Wasser von hier. Dieß ist die Ursache, und zugleich die Entschuldigung, daß sie Ihren Brief nicht selbst beantwortet.

Ihr Auftrag ist inzwischen nicht versäumet. Was Jetta nicht besorgen konnte, hab' ich selbst besorgt: wiewohl ohne Erfolg. Luisens Tante, Madam Berg, weiß entweder noch nichts von der Zurückkunft des Bruders, oder will davon nichts wissen. Sie kennen die Weise dieser sonst herzlich guten Frau, die zuweilen Geheimnisse aus Dingen macht, welche man ohne Gefahr in die Zeitungen könnte sezen lassen, und ein ander: mal offenherzig ist mit Sachen, die Verschwie: genheit erfoderten. Sie hätte, sagt sie, seit

drey

drey Wochen gar keine Briefe von ihrer Schwester. Meine Meynung zu sagen, kömmt das Gerücht mir ein wenig abentheuerlich vor; besonders da Sie, die Sie so nahe an dem Orte sind, wo der Vorfall geschehen ist, es so schwer finden, zur Gewißheit zu gelangen, daß Sie den Weg nach **Auenbrügge** über **Hamburg** nehmen müssen. Indeß wünsch' ich von Herzen, daß es sich zur Freude **Luisens**, und ihrer Mutter bestätige!

Was **Clärchen** betrift, so hat ihre Zurückreise und ihre Krankheit leider eine und dieselbe Ursache. Ein so guter Mann **Griffenstein** im Grunde gewesen seyn mag, der Erfolg zeiget, daß beyde glücklicher gewesen wären, wenn sie sich niemals gekannt hätten. Weil ich die arme Mutter durch Fragen nicht kränken, und Ihnen doch gern einige nähere Umstände des Vorfalls schreiben wollte; ließ ich durch meinen Mann bey Herrn **Ferdiner** nachfragen: ob er keine Briefe von **Eduards** hätte? **Ferdiner** antwortete, er hätte sehr traurige mit der vorlezten Post, und war so gut, ihm von dem, was **Clärchen**

angieng, einen Auszug zu versprechen. Den hab' ich erst heute erhalten, welches die Ursache ist, warum ich acht Tage später schreibe. Die vormalige Eile Griffensteins, seine Zerstreuung und Aengstlichkeit, als er hier war, *) die wir so wenig begriffen, sind nun leider sehr begreiflich! Er war gewiß ein ehrlicher Mann: ich will nicht daran zweifeln. Nichts, als die Liebe hat ihn verleitet, sagt mein Mann. Wenn das aber Wirkungen der Liebe seyn können, liebste Lotte, welch eine gefährliche Leidenschaft ist diese Liebe! Unempfindlichkeit mag wohl keine Gemüthsverfassung seyn, die man sich wünschen sollte: aber wer denn wiederum ein so zärtlich liebendes Herz hat, das mit Ausschliessung aller andern nur einen einzigen Gegenstand fest hält, in welcher Gefahr ist der, wenn das Glück ihm nicht die günstigen Umstände geben will, das, was er liebt, besitzen zu können, sich dieselben durch die unerlaubtesten Mittel selbst zu schaffen! Wie viele, meine liebste Lotte, machen sich

täglich

*) Th. 3. Br. 42.

täglich auf diese Weise unglücklich! — Ich für meine Person habe schon in mehrern, als diesem Beyspiele, Gelegenheit gefunden, Gott zu danken, daß ich noch eben zu rechter Zeit aus meinem Irrthume zurück kam. *)

Ich küsse unsere **Julie**, der ich von ganzem Herzen alle die Glückseligkeit in ihrer Liebe wünsche, die ich meiner Schwester, obwohl vielleicht bey geringerer Zärtlichkeit gegen ihren **Feldheim**, mit Zuversicht verspreche!

*) Th. 1. Br. 2. Th. 2. Br. 8.

Ein und zwanzigster Brief.

Eduards an Ferdiner.

(Ein Auszug.)

Stade, den 9ten.

— — Wir reiseten von Stade, wo wir von Feldheims Verwandten, an welche wir von ihm Briefe hatten, sehr freundschaftlich aufgenommen, und einige Tage länger aufgehalten waren, als ich nach meinem Reiseplan beschlossen hatte, den 14ten Februar nach Bremen, und dachten von da nach einer Ruhe von zwey Tagen weiter nach Amsterdam; fanden aber bereits unter Bennings Couvert, der vorauf gereiset war, einen Brif von Griffenstein, daß wir, um einen Theil der Beschwerlichkeit und der Reise zu ersparen, nur nach Osnabrück reisen mögten, wo er uns treffen wollte. Ein beygelegtes Billet von Benning sagte, daß wir uns länger als acht Tage Zeit lassen könnten; weil sein Freund gewiß nicht eher von

Amsterdam würde abreisen können, und erboth sich, wenn meine Geschäfte nicht leiden sollten, mich so lange aufzuhalten, auf den geringsten Wink von mir, den ich ihm aber mit der umkehrenden Post geben müßte, in Bremen zu seyn, und meine Stelle als Begleiter meiner Niece zu vertreten. Dieß war doch nicht die Absicht meiner Reise. Ich wollte Griffensteinen selbst sprechen, und erst von ihm die Ursachen seiner Flucht hören, ehe ich ihm meine Niece anvertrauete. Ich dankte demnach Benningen für seine Höflichkeit, und schrieb ihm, daß ich sie selbst begleiten müßte. Es wunderte mich, daß Griffenstein nichts von diesen acht Tagen geschrieben hatte: vielmehr schien es nach seinem Briefe, daß er bereits im Begriff wäre, nach Osnabrück abzugehen. Allein in der Unruhe, worin er sich befand, mochte er leicht vergessen haben, was sein Freund hernach auf sein Begehren erinnerte.

Wir blieben doch nur sieben Tage in Bremen, und kamen den 23ten nach Osnabrück,

Abends

Abends sehr spät. In dem Gasthofe, der uns von Griffensteinen zum Einkehren vorgeschlagen war, sagte man uns, daß seit gestern ein Fremder dreymal nach uns gefragt hätte. Ich schloß daraus, daß Griffenstein und Benning uns schon zuvor gekommen wären, welches mit der Nachricht des lezten wiederum nicht wohl übereinstimmete. Weil ich Bedenken trug, den ersten Namen zu nennen, ließ ich Benningen zurück sagen, daß wir eben gekommen wären, und daß ich ihn morgen, so früh er wollte, zu sehen wünsche, wenn es diesen Abend zu spät wäre. Des Morgens war meine Niece, aus begreiflichen Ursachen früher aufgestanden, als ich. Das gute Mädchen hatte bey ungleich grösserer Ermüdung von der Reise, die sie weniger gewohnt war, dennoch in ihrer weit grösseren Erwartung und Gemüthsbewegung weniger schlafen können, als ich. Unglücklicherweise bringt man ihr in dieser Zeit ein Billet an mich, von Bennings Hand geschrieben. Sie will mich nicht wecken, und dennoch ist ihre Begierde, das Couvert zu öffnen, worin sie einen Brief von Griffensteinen erwar-

tet,

tet, unüberwindlich. Die Unglückliche thut endlich, was jedes andere Frauenzimmer in ihren Umständen gethan haben würde; sie öffnet das Billet, lieset, sinkt hin, und liegt eine Zeitlang ohne Hülfe. Endlich kömmt eine Aufwärterin des Gasthauses, und ruft andere. Man sucht sie zu ermuntern, ruft mich, ich komme auf, und finde sie in den Armen der Wirthin, da sie sich eben aus der Ohnmacht erholet hatte, und eine andere Frau reicht mir heimlich das geöffnete Billet, welches ich geschwind lese, und den ganzen Auftritt verstehe. Der Inhalt war dieser:

„Ich berichte Ihnen ungern eine Begebenheit, wozu ich wünschte, Sie erst vorbereiten zu können. Allein ich selbst war es nicht, und meine äusserste Verwirrung, und die Kürze der Zeit erlauben mir keine Umschweife. In dieser unglücklichen Nacht ist mein Freund Griffenstein in aller Stille, ich möchte sagen, fast in meinen Armen aufgehoben, mit einer Wache von vier Mann weggeführet, und, wie ich vor einer

halben

halben Stunde, da ich nach der Wache gieng, und ihn zu sprechen begehrte, erfuhr, schon mit Anbruch des Tages, wie es heißt, nach Bremen zurück gebracht. Ich erstaune nicht so sehr über diesen Vorfall, als über die weit schlimmere Nachricht, die ich vernehme, daß er mit seinem und meinem Freunde von der Werft falsche Banconoten gemacht haben soll. —— Ich bin so ausser mir, daß ich keine Ruhe finde. Ich eile, wenn es möglich ist, meinen Freund noch einzuholen, sogleich nach Bremen. Behalten Sie alle Ihre Fassung, um Ihre liebe Niece zu unterstüzen.

Benning.

Ich selbst hätte niedersinken können, als ich das Billet las. Halb sinnlos stand ich wenigstens eine Zeitlang da. —— Was konnt' ich thun, als Griffensteinen seinem Schicksale überlassen, und alle meine gegenwärtige Sorge auf die Erhaltung meiner allein unglücklichen Niece einzuschränken?

Sie

Sie hatte, wie ich hernach hörte, das ganze Billet noch nicht gelesen; sondern war gleich bey der Nachricht, daß Griffenstein gefangen genommen worden, in Ohnmacht gefallen. Ich sprach ihr zu, und der erwähnte Umstand half mir nach und nach noch einige Hoffnung bey ihr zu erwecken, da ich sie bey ihrem alten Irrthum ließ: daß Griffenstein Feinde hätte, die zwar mächtig seyn möchten, und ihn eine Zeitlang, aber doch nicht lange, verfolgen könnten. Dadurch brachte ich sie so weit, daß ichs wagen konnte, nach einigen Tagen nach Bremen zurück zu reisen: aber hier wurde sie mir wieder schwach, und ich mußte abermal acht Tage bleiben. Endlich sehnete sie sich selbst nach ihrer Mutter, und trieb mich an, weiter zu reisen: und so sind wir denn nach Stade zurück gekommen, wo ich sie so schwach finde, daß ich mich nicht getraue, weiter zu reisen.

Das war die Ursache der schleunigen Flucht Griffensteins, *) und das ist das Ende der unglück-

*) S. Th. 3. Br. 46.

glücklichen Liebe meiner Niece, die wohl ein glücklicheres Loos verdient hätte, wenn ich sagen darf, daß je ein Mensch etwas verdienen könne!

Zwey und zwanzigster Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 18ten.

Wir sind schon über acht Tage zu Hause, Leben in vollkommener unschuldiger Vertraulichkeit Einer Familie, und überall trägt sich das Gerücht mit der Zeitung, die Wittwe Brockhorst habe ihren Sohn wieder gefunden. Welch ein sonderbares Verhältnis für mich! An der einen Seite ohne Unterlaß von der Mutter in Versuchung gesezt, mich endlich zu entdecken; an der andern täglich in der Ge-

sell

sellschaft einer Geliebten, die mich ohne Zweifel für ihren Bruder hält, und in der schwesterlichen Liebe, womit sie mir zugethan ist, zeigt, wie sie lieben würde, wenn ich ihr Geliebter wäre! Ich habe alles zu thun, was ich kann, um dem Andringen der einen zu wehren, und bey der andern immer noch leichte Zweifel zu erregen, daß ich vielleicht ein anderer seyn könnte, als wofür sie mich hält: eine ganz besondere Lage! Gegen die Mutter weiß ich mich durch nichts mehr zu vertheidigen, als daß ich bald Luisens Zurückhaltung vorschüze, die sich in Ansehung Ihrer noch nicht zu meiner Zufriedenheit erkläret habe; theils mich auf Briefe berufe, die ich von Ihnen erwarte. Gegen die Tochter hab' ich ein recht ausstudirtes Mittel zwischen brüderlicher Zärtlichkeit und Liebe zu beobachten: und wie schwer ist das! O! wie hab' ich an mir selbst zu arbeiten, wenn das geliebte Mädchen mir erzählt, daß sie eine Zeitlang trostlos, trübsinnig, oft ihrer selbst sich so wenig bewußt gewesen, daß alles, was sie empfunden und gedacht, nur wie die flüchtigen Erscheinungen eines Traums ihr vor-

über gefahren sey, und helle Thränen von ihren Wangen träuffeln! — O Thomä, ich möchte dann gleich hinstürzen zu ihren Füssen, und ein Geheimniß entdecken, das — Oft kann ich mir nicht helfen, ich muß sie in meine Arme schliessen, und wegküssen von ihren Wangen diese lieben Thränen. — Und es hilft. Sie fühlet durch mein Zureden Erleichterung in solchen Anwandlungen ihres zurückkehrenden Tiefsinns. Da steht sie denn neben mir, ihre Hand ruhet oft auf meiner Schulter, oder fähret liebkosend über die Wangen ihres vermeinten Bruders, indem sie mir sagt, welcher Trost es ihr sey in ihrem Leiden mich zu haben. — O Thomä! daß ich noch nicht reden darf.

Drey und zwanzigster Brief.

Henriette an Friederike.

Stade, den 19ten.

Noch lebt unsere unglückliche Clare; aber mit so weniger Hoffnung zu genesen, daß die Aerzte sie bereits aufgegeben haben. Die Freude, eine Mutter und eine Freundin um sich zu haben, war anfänglich von guter Wirkung auf ihre leidende Seele, die in ihrer äussersten Schwachheit noch Kräfte zu sammlen schien, sich wieder aufzurichten. Allein wir sahen bald, daß es nur das lezte äusserste Aufstreben und Anstrengen war, welches in demselben Augenblicke, wo es Kräfte sammlet, dieselben zerstört. Den Tag darauf erfolgte, nach einer schlaflosen Nacht, eine so gänzliche Entkräftung, daß sie beynahe allen Gebrauch der Sprache verlor. Sehr traurige Augenblicke, meine Schwester, giebt es hier! Wie das wehe thut uns allen, der Mutter, Feldheims Tante und mir, die Kräfte des lieben guten Kindes nach und nach sich verzehren,

langsam absterben zu sehen in den besten Jahren ihrer Jugend, und bey den innigsten Wünschen zu helfen, nicht helfen zu können! —

Als wir kamen, war sie schon sehr schwach, und man besorgte, daß sie den dritten Tag nicht überleben würde. Wir brauchten freylich die Vorsicht, sie zu unserm Besuche vorbereiten zu lassen; konnten aber dennoch nicht verhüten, daß sie, als sie uns sahe, nicht lebhaft gerührt wurde. Sie hatte vorher fast immer im halben Schlummer gelegen, und wenn sie erwachte, mit halbem Verstande irre geredet, wie zwischen Wachen und Träumen. Als man ihr aber sagte, daß ihre Mutter und ich erwartet würden, war sie zu sich selbst gekommen, und hatte mehr als einmal gefragt, ob wir noch nicht da wären? Endlich da sie genug vorbereitet schien, gieng ich zuerst zu ihr. Sie wollte sich aufrichten, mich zu umarmen; aber ich kam ihr zuvor, indem ich mich zu ihr neigte, sie küßte, dann ihre Hand nahm, die sie mir darreichte, und sie bat, sich ganz ruhig zu verhalten. „Hättest

du das gedacht?" fragte sie. — „Nein, mein Kind," antwortete ich; „das war mir ganz unerwartet. Aber daraus siehest du, wie leicht das kommt, was man nicht erwartet, das Gute sowohl, als das Schlimme. Also sey du nur ruhig!"

„Wenn ich nur wüßte," erwiederte sie mit Bewegung, „warum man ihn aufgehoben hat?"

„Hast du denn vergessen," sagt' ich, „was Benning so oft versicherte?"

„Benning soll ihm nachgefolget seyn," antwortete sie: „der gute, gute Mann! Wenn er ihn doch wieder eingeholet hätte, und mir nur eine einzige Zeile schriebe!"

„Das wird er gewiß," sagte Feldheims Tante. „Nur eine kurze Geduld, meine Liebe!" —

Endlich kam auch ihre Mutter, die sich, aller Vorbereitung ungeachtet, und alles überlegten Vorsazes Fassung und Ruhe zu behalten, dennoch der Thränen nicht enthalten konnte, als sie ihre Tochter umarmte. Das bewegte denn freylich die schwache Tochter zu sehr. — Ich will

Dir diesen Auftritt nicht beschreiben; Du kannst ihn Dir ja selbst vorstellen. —— ——

Auch bey diesen Umständen habe ich viele Gelegenheit, Feldheims gutes theilnehmendes Herz sowohl, als seine Stärke und festen männlichen Charakter kennen zu lernen. Ich hatte ihn immer mehr für biegsam und weich gehalten, immer für nachgebend und ohne Kraft zu widerstehen: weil ich ihn so gegen mich, und meine oft sehr weit getriebene Spöttereyen gefunden hatte. Allein izt sehe ich das Gegentheil: und was mir manchmal leidende Schwachheit, Gefühl eigenen Unvermögens, Mangel an Zutrauen zu sich selbst schien, das war theils Liebe zu mir, theils Bescheidenheit, welche das Selbstvertrauen immer in seinen gehörigen Gränzen zurück hält, verbunden mit Scharfsicht, davor ich mich am wenigsten gehütet hatte. Er hatte bald bemerkt, daß meine Scherze und Spöttereyen nicht aus Gleichgültigkeit flossen, sondern eine geheime Neigung zum Grunde hatten, die ich durch diese Manier am besten zu verbergen glaubte; folglich hatte er sehr gewiß voraus gesehen, daß er überwinden

winden würde; und das war's, was ihn zur Geduld bestimmte. — Izt kann ichs ja wohl gestehen, daß er Recht hatte. Nur muß ich mich über mich selbst wundern. Wie konnte ich mich wohl täuschen, seine Geduld für Schwäche zu halten, da ich doch täglich mehr empfand, wie eben diese Geduld mich entwaffnete! — Oder wie kann man überhaupt Geduld für Schwäche halten? Es ist mir izt sehr klar, daß der Geduldige allein der Starke ist.

Meiner Mutter die zärtlichste Empfehlung, und Dir meinen wärmsten Kuß! —

Ich werde nicht unterlassen, Dir von Zeit zu Zeit von dem Zustande unserer Kranken weitere Nachricht zu geben. Es fehlt hier, wie du weißt, nicht an öftern Gelegenheiten nach Hamburg. —

Vier und zwanzigster Brief.

Henriette an Friedchen.

Stade, den 21ten Morgens.

Mein Brief ist ehegestern nicht abgegangen. Er sollte mit einem Bekannten Feldheims über, dem ein Hinderniß in den Weg kam, das ihn bis heute Mittag aufhält. Ich schliesse also noch einen bey.

Gestern fieng unsere Clare wieder an zu schlummern: aber Schlummer ohne Erquickung. Und wenn sie erwachte, sprach sie irre.

„Da ist er ja!" sagte sie einmal sehr lebhaft und vernehmlich. —

„Wen meynen sie, mein Kind?" fragte unsere Tante. —

„Ist's nicht Benning?" antwortete Clärchen. —

„Es ist mein Vetter Feldheim:" antwortete die Tante. —

„So muß ich denn geträumet haben," sagte sie wieder, kam auf kurze Zeit zu sich selbst,

selbst, sank aber eben so bald wieder in den vorigen Schlummer.

Gegen Abend kamen die Anwandelungen des Schwärmens häufiger. Unter andern fragte sie mich, die ihr zunächst am Bette saß:

„Wo mag mein Oheim bleiben?“ —

„Er ist nur hinausgegangen,“ antwortete ich; „soll ich ihn rufen?“ —

„Laß nur,“ sagte sie, „er wird den Brief hier nicht lesen wollen.“ —

„Mein Kind, ich weiß nicht, daß er einen Brief bekommen hätte,“ antwortete ich. —

„Nicht?“ fragte sie. Nach einer guten Weile betrachtete sie mich einige Zeit sehr aufmerksam, und fragte: „für wen hast du Trauer angelegt, Jetta?“ —

„Ich, mein Kind?“ —

„So tiefe?“ fragte sie wieder, und nahm einen Zipfel meines Kleides zwischen ihre Finger, als wollte sie den Stoff befühlen.

„Es scheint nur so,“ antwortete ich, „weil ich im Schatten size.“ —

„Wittwentrauer!“ sagte sie: „so tief muß ich auch trauren.“ —

„Du, mein Kind?“ —

„Bin ich nicht Wittwe?“ fragte sie wieder. —

„Gott behüte dich!“ antwortete die Mutter. „Ich hoffe, du wirst es nicht werden, meine Tochter.“ —

„Ach nein!“ sagte sie, bewegte die Hand hin und her, und schlummerte von neuem. —

Der Arzt glaubte nicht, daß sie die Nacht durchkommen würde; und wir selbst besorgten es; denn sie wurde gegen die Nacht immer unruhiger, fuhr mit der flachen Hand beständig über der Decke von einer Stelle zur andern, oder pflückte und faltete sie mit den Fingern zusammen, und redete gar nicht mehr. Indeß soll sie doch, wie die Wärterin und unsere Tante versichern, welche die Nachtwache hatten, eine halbe Stunde geschlafen haben. — Ach! sie wird freylich nicht so sanft hinsterben wie eine Betagte, die ausgelebt hat! —

Noch einen Umstand von gestern, den ich nicht vergessen darf! Benning ist wieder hier; ich vermuthe, seit vorgestern spät. Gestern kam er, und sprach eine gute Zeit mit Eduards allein; ich weiß aber nicht, was er gebracht hat. Gutes gewiß nicht: denn Eduards war ausser seiner gewöhnlichen Fassung, als ich ihn wieder sah. Er hat aber von dem Inhalte der Unterredung noch kein Wort gesagt, sogar nicht zu Feldheimen.

Nächstens mehr, und Gott gebe, wenns noch möglich ist, etwas Besseres!

Fünf und zwanzigster Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 22ten.

Heute erzählte mir die Mutter etwas von den Ursachen der tiefen Melancholie meiner Schwester, wie sie Luise immer nennet; Sie ver-

verstehen leicht, in welcher Absicht? Diese Ursache war's denn auch gewiß, warum Luise ihre Gesinnung gegen Sie veränderte; wenn ich's Veränderung der Gesinnung nennen kann. Eine verhaßte Ursache! Liebe für einen andern. Ich hatte alle meine Stärke nöthig, um Fassung zu behalten! Die Mutter bemerkt einen Theil meiner Bestürzung; schrieb ihn aber vermuthlich meiner brüderlichen Liebe zu. —— Auch fragte sie: ob Luise mir nichts davon gesagt hätte? Dieß wäre das erste und wahre Hinderniß gewesen, warum sie die Partie mit Ihnen bedenklich fände. Die Sache, sezte sie hinzu, wäre gewiß nach manchen Ausdrücken, die Luisen mehr als einmal in ihrer Krankheit entfallen wären. Allein in ihren gesundern Augenblicken hätte sie's ihr nie gestehen wollen. Ich möchte mich doch des Vertrauens bedienen, das Luise auf mich seze, dieses Geheimniß von ihr heraus zu bringen. ——

Welch eine Sache! Welch ein Auftrag! —— —— Wenn ich damit vergleiche, was

der

der Prediger mir anvertraute, und dann eine Begebenheit — ich mögte verzweifeln!

Sechs und zwanzigster Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 22ten.

Auch Luise ist im Begriff, mich zu ihrem Vertrauten zu machen. Was werd' ich erfahren? Ich brenne es zu vernehmen, und fürchte zu hören, was ich vermuthe. Mein eigenes Grübeln kömmt ihrer Erklärung zuvor! —

Sie hätte das Unglück gehabt, sagte der Prediger, sich zu einer Uebereilung verleiten zu lassen. Das Unglück! zu einer Uebereilung? Entweder das erste Wort ist gegen das lezte zu hart, oder das lezte ist viel zu gelinde für das erste. Sich verführen, ihrer Unschuld berauben zu lassen, wollte der Mann zu denken geben,

und sagte dafür: sich zu einer Uebereilung verleiten zu lassen. Wäre das —— o! Thomä! —— Und doch warum wundere ich mich? —— Ich? Weiß ich doch —— O! Thomä, daß ich so viel weiß, und wieder so wenig! ——

Sieben und zwanzigster Brief.

Eduards an Ferdiner.

Stade, den 23ten.

Meine unglückliche Niece kömmt nicht durch. Doch ich sage, unglückliche. Versteh ich auch, wer glücklich oder unglücklich ist? Ist unglücklich der oder die, welche viel leiden? Das wäre trostlos! Ist glücklich der, welcher, ob er hier gleich leidet, ein besseres Leben in Unterwerfung und Demuth hoffen darf; warum soll ich nicht sagen, meine glückliche Niece? Ja, mein Freund, glücklich auch darin, daß sie mit diesem Manne nicht verbunden worden, der diejenige äussere Sicherheit, nicht einmal zu sagen,

Seelen-

Seelenruhe, welche eine so nothwendige Forderung der Glückseligkeit ist, schwerlich an irgend einem Orte gefunden, und das arme unschuldige Geschöpf durch alle die Sorgen und Foltern seiner Furcht, und seines unstäten Lebens mit sich hindurch geschleppt haben würde!

Ich bin kein strenger Richter meiner Nebenmenschen. Gott bewahre mich, daß ich auch nicht den allerkleinsten Theil des Mitgefühls, der Nachsicht und der Vergebung andern versage, die ich selbst von ihnen bedarf. Ich bedaure den Mann aufrichtig und warm, aber ich hasse seine Handlungen. Er ist kein Mörder, kein solcher vielleicht, der mit kaltem Blute gethan hat, was er that: doch wo ist der, der Böses thut um des Bösen willen? Immer ist's eine Leidenschaft, die ihn betrügt. Aber, ob dann gleich die menschliche Schwachheit um Mitleiden ruft, ist's doch gar keine Rechtfertigung, zu sagen: ich war meiner Leidenschaft nicht mächtig. Also leide dafür, und büsse durch dieses Leiden die Schuld ab, die du dir zugezogen hast!

Denn

Denn wie kannst du verlangen, für Böses Gutes zu erhalten? ——

Es war Unbesonnenheit von uns, die Trauung vollziehen zu lassen mit einem Manne, der so unbegreiflich flüchtig war, wie Griffenstein. Nicht zu untersuchen? Nicht wenigstens aufzuschieben? —— Und ein Theil der Verantwortung dieser Unbesonnenheit, ich weiß es, fällt immer auf mich. Allein war es unmöglicher, daß ein Mann, den jeder Bekannte für einen ehrlichen Mann erklärte, und noch dafür erkläret, war es unmöglicher, daß der ein grosses Loos in der Lotterie gewinne, als daß er sich überwinde, falsche Banconoten zu machen. Ich frage jeden guten Mann, zu sagen, was er am ersten glauben würde. —— Daß er eilfertig war, wußt' ich; und freylich war es mir anstössig: allein gesehen hatt' ich ihn nicht; hatte nicht ihn selbst befragen, noch mir selbst irgend einen übeln Verdacht durch Gründe rechtfertigen können: und so —— was konnt' ich in meiner Abwesenheit, als zum Aufschub rathen, so lange es helfen wollte? Endlich half es nicht mehr: da ließ ich's geschehen.

Noch

Noch grösser war die Unbesonnenheit, dem Flüchtigen seine Angetraute nachzuführen: ich gestehe es. Aber daß er es verlangte, nicht aufhörte, darum zu bitten, darauf zu dringen, das war gewiß seine schlimmste Handlung! Wenigstens war denn doch meine Unbesonnenheit nicht ohne alle Klugheit. Das hatt' ich fest beschlossen, meine Niece ihm nicht eher zu übergeben, bis er mich durch eine völlige glaubwürdige Rechtfertigung befriedigt hätte. Freylich ohne neue Erdichtung hätt' er das nicht gekonnt, und ich wäre vielleicht noch einmal hintergangen worden: aber dann allein auf seine Verantwortung! denn ich bin ein Mensch, der sich hintergehen lassen kann.

Lieber Freund, sollte das alles bey ihm blos Verblendung, und Täuschung der Ungeduld und der Liebe gewesen seyn? — Wenn sie's war, zu welchen häßlichen Handlungen macht Liebe fähig? Und doch was hätt' es anders seyn können? — Oder soll ich, um ihn zu entschuldigen, sagen, alles höre auf, böse zu seyn, wozu diese Leidenschaft fortreißt? sagen, daß

die natürlichen Gesetze, oder wenn man will, die Gesetze des Uebereinkommens und der Convenienz unbedeutend und nichts sind? Ich fürchte, dieß ist eine von den Ungereimtheiten, welche jede gewaltsame Leidenschaft den Betrogenen, den sie beherrscht, zuerst glauben macht: und wehe ihm, wenn er so weit ist! —— ——

Ich komme ins Moralisiren, und wollte erzählen.

Benning ist uns nach **Stade** gefolgt. Auch der liebt, und ich fürchte —— aber das wäre scheußlich! Also daß ich nicht voreilig richte. ——

Gestern kam er zu mir. In **Glückstadt** hatte er **Griffensteinen** wieder angetroffen, aber ihn nicht gesprochen. Man hatte es ihm, wie er sagt, nicht erlauben wollen; aber wegführen hatt' er ihn gesehen, in Ketten und Banden, wie ich es aus seiner gebrochenen seltsamen Erzählung zusammen nahm. Der Mann war so ausser sich, so rastlos, so erschüttert! —— Es

mag

mag doch nichts gewesen seyn, als Gefühl der Freundschaft. — Er fragte oft nach Claren mit einer auffallenden Neubegierde.

„Sie befindet sich, wie sie erachten können," sagt ich, „nicht wohl." —

Er wünschte sehr, sie zu sprechen.

„Das wär' ihr nicht zuträglich. Was wollten sie ihr sagen?

„Freylich was? O! O!" antwortete er, schlung die Arme in einander, und gieng mit hochpochendem Herzen, und einem so von Blut aufgeschwollenen Gesichte, daß die Adern an der Stirn hochhervorstrozten, heftig auf und nieder. — „Aber ich bitte sie," fuhr er fort, und trat vor mir, „ich bitte sie, daß ich sie sehen darf!"

„Darf? Warum nicht dürfen? Sie haben sie ja nicht beleidiget." —

„Ach!" sagte er, und wandte sich weg. „Wenigstens hab' ich sie herüber gezogen —

habe ich n—— bin vielleicht Schuld an ihrem, wie an seinem Unglück! —— Er war sicher in Amsterdam —— wollte durch die Niederlande nach der Schweiz; ich beredete ihn, seine Reise zu verändern, zog ihn nach Osnabrück —— Ohne mich —— Wehe mir, daß ichs that! daß ich ihm den Rath gab!" ——

„Sie wußten also seine That schon früher?"

„Ich wußte sie: wußte auch, daß sie entdeckt war; kam nach Hamburg, um ihn zu retten, rettete ihn —— und da" ——

„Das war Freundschaft! Aber sie verschwiegen es meiner Niece, und beredeten sie, ihm nachzuziehen: das war der Freundschaft zu viel!" ——

„O! lassen sie mich sie sehen, daß ich auf meinen Knieen um Vergebung bitte!"

„Sehen können sie sie izt nicht: aber machen sie sich darüber keine Vorwürfe."

„Ach! Herr Eduards, warum versagen sie mir diese Bitte?"

„Weil

„Weil die Umstände es nicht erlauben. Ihre Gegenwart würde sie zu sehr beunruhigen.“ ——

„Weiß sie?“ —— fragte er mit einem Gesichte, welches bleich ward, wie der Tod. ——

„Sie weiß nichts von der That ihres Mannes; aber ihre Krankheit könnte durch die geringste Gemüthsbewegung leicht tödtlich werden.“

„Tödtlich?“ —— rief er. ——

„Wir haben ohnedem schon wenig Hoffnung.“

„Gott im Himmel!“ sagte er, stand eine Weile, wie versteinert: sagte noch einmal: „Gott! im Himmel!“ gieng auf und nieder, und eilte aus dem Hause, ohne ein Wort weiter zu sagen. ——

Was denken Sie von dem Manne? Ich begreif' ihn nicht.

Acht und zwanzigster Brief.

Feldheim an Friderike.

Stade, den 25ten.

Unsere Freundin ist nicht mehr, meine geliebte Schwester! — Niemand hatte Fassung und Geduld, es Ihnen zu schreiben. Meine Henriette trug das traurige Geschäft mir auf, zu denen Thränen, die hier vergossen werden, auch die Ihrigen zu fodern. Diese Nacht um Ein Uhr entschlief sie sanft in den Armen ihrer Mutter.

Nachdem sie seit dem lezten Briefe meiner Geliebten die vorigen Abwechselungen von Phantasiren und Schlummern noch einigemal gehabt hatte, wurde sie um sieben Uhr Abends ausserordentlich unruhig. Dieß dünkte mir der Verbothe eines nahen Todes; und ich wünschte unsere Frauenzimmer zu entfernen, besonders die Mutter und meine Henriette. Allein keine wollte von der Stelle. Also that ich, was ich noch konnte, beyde zu dem vorzubereiten, was ich erwarten mußte.

mußte. Nach eilf Uhr fieng sie an, ruhiger zu werden. Das Herz schlug ihr langsamer, und der Odem gieng leiser. Bewegen konnte sie sich nicht mehr; reichte aber der Mutter die Hand dar, und bewegte die Lippen, als sagte sie, gute Nacht! Die Mutter legte diese Hand an ihr Herz, und Henriette warf sich auf ihre Kniee am Bette nieder, ihre Lippen auf den Arm geheftet, den sie mit ihren Thränen benezte. Um zwölf Uhr gieng eine grosse Veränderung in ihrem Gesichte vor. Die geschlossenen Augen, und ihre Wangen sanken tiefer, die Nerven und Fiebern zuckten und zitterten, und ihre Lippen schlossen sich fester zusammen. Endlich noch eine starke Verzückung, noch ein tief herauf geholter Seufzer; und sie war nicht mehr! ——

Unsere Frauenzimmer, welche den größten Theil der Nacht mit dem Leichname beschäftigt gewesen waren, hatten nur wenige Stunden ausgeruhet, und sind izt, um acht Uhr, wieder versammelt, um, wie Sie denken können, ihre Trauer zu erneuern. Da sizen sie der Leiche

gegenüber, und machen sich trauriger, indem sie sich trösten. Ich gehe ab und zu, und nehme mehr Standhaftigkeit an, als ich zuweilen selbst besize. Es ist ein sehr trauriger Anblick, so viele geliebte Personen in dieser Lage zu sehen! Die Mutter, die freylich am meisten leidet, sizt mit verhülltem Gesichte, und zerfließt ohne Unterlaß von neuem in Thränen: neben derselben meine geliebte Henriette, den Kopf auf den Arm gestüzt, eine so niedergeschlagen und stumm, als die andere; und selbst meine Tante hat ihre gewöhnliche Fassung verlohren. —

Benning, welcher seit einigen Tagen hier ist, redete vorgestern mit Eduards, und wünschte, die Kranke zu sehen: aber Eduards entschuldigte sich mit den Umständen, die es nicht zuliessen. Der Mann ist sehr bewegt worden, da er gehört, daß Eduards an ihrem Aufkommen verzweifelte. Der lezte ist einiger Geschäfte wegen seit einer Stunde nicht zu Hause, und unterdessen ist mir ein Brief aus Glückstadt an ihn überreicht, vermuthlich von einem Freunde, der

ihm

ihm vielleicht von einigen Umständen den unglücklichen Griffenstein betreffend Nachricht ertheilet. So viel wissen wir schon, daß er von Glückstadt nach Rendsburg gebracht worden, um von da weiter nach Copenhagen geführet zu werden. Sein Schicksal läßt sich leider voraus sehen; und nur die überall bekannte Gnade des menschenliebenden Dänischen Friederichs kann den Freunden des Unglücklichen Hoffnung machen, wenn sie erwarten, daß er mit dem Leben davon komme. Ewiges Gefängniß ist doch das gelindeste! —— ——

Man ruft mich hinunter. Wie ich höre, ist das Haus in grosser Bewegung. Gott behüte die gute leidende Mutter! —— Ich lege die Feder nieder, um zu sehen, was vorgefallen ist. ——

Von Henrietten hinzugesezt.

Ich komme aus dem Trauerzimmer, um Dir einen unerwarteten traurigen Auftritt zu schreiben, und finde Feldheims Brief unvollendet, und offen auf dem Tische liegen.

Indem wir so sizen, wie er erzählt hat, eine die andere trösten wollen, und keine zu reden vermag, meldet die Wärterin einen Fremden, der durchaus als ein Bekannter in das Trauerzimmer gelassen zu werden verlangt; und ehe wir uns noch besinnen können, nach dem Namen zu fragen, ist er schon da. — „Wo ist sie?" frägt er, sieht mit wildem verstörten Gesichte umher; und indem er den mit einem Tuche bedeckten Tisch sieht, stürzt er dahin, hebt die Decke weg, läßt sie, sobald er das bleiche Gesicht der Leiche sieht, wieder fallen, fährt zurück, seine zitternde Hände heftig zusammen schlagend, und so gefaltet empor haltend, und ruft: „todt? — todt? — Gott erbarme dich! todt?" — stürzt mit einer Gewalt, daß der Boden schüttert, aufs Gesicht nieder, und wiederholt beständig dieselben Worte. Unsere Bestürzung stelle Dir vor, die wir eben aus der tiefen Schwermuth zu diesem erschütternden Auftritt erwachten!

„Es ist Herr Benning," sagt' ich; denn ich erkannte ihn am ersten, und eilte hin, ihm auf-

aufzuhelfen. Feldheims Tante, und die erschrockene Mutter kommen mir zu Hülfe; aber er liegt wie leblos da. Wir rufen seinen Namen, schütteln ihn, fassen ihn an, um ihn aufzuheben. Aber er will nicht. „Laßt mich! laßt mich" — ruft er, "hier liegen, hier sterben. Ich will nicht wieder aufstehen. Ach! hab' ich nicht ihr bleiches Gesicht gesehen! Ist sie nicht todt? — todt? Gott im Himmel, todt?" —

Indem wir in grosser Angst beschäftigt sind, ihn zu sich selbst zu bringen, aber unvermögend, ihm aufzuhelfen, kömmt das Haus in Bewegung; Feldheim wird gerufen, alle andere Mannspersonen kommen mit ihm; niemand weiß, was geschehen ist. „Was ist hier?" frägt Feldheim. „Benning," antwortete ich; „da liegt er," — Feldheim sieht ihn, geht zu ihm, redt ihn an, umfaßt ihn, und will ihn aufheben. Er will wieder nicht, sucht sich los zu winden aus seinen Armen, und ruft: „Laßt mich, Weiber, oder Männer! Laßt mich! mein Schmerz und meine Verzweifelung macht mich fürchterlich! — Ist

sie

sie nicht todt?" — Die Mannspersonen selbst stehen erschrocken, wenigstens unthätig: nur Feldheim hält ihn immer fest in seinen Armen. „Mein Herr, besinnen sie sich," sagt er „schonen sie ihrer. Wenigstens schonen sie einer Gesellschaft von Frauenzimmern, die hier einer unglücklichen Freundin und Tochter die lezten Pflichten erweisen. Ihre Betrübniß sollte ihnen ehrwürdiger seyn; vornehmlich die Betrübniß der alten Mutter." —

„Der Mutter?" — fragte Benning, sich umsehend: und da er die Mutter sahe, die ihre Thränen abwischte, stand er auf, ergriff ihre Hand, die er an seine Lippen drückte, und vor ihr aufs Kniee niederfiel. „Wohl," sagte er, „ist deine Betrübniß mir ehrwürdig, o, du unglückliche Mutter! Vergieb mir nur diese Unruhe, die ich dir izt mache! Mehr sollst du, mehr kannst du mir nicht vergeben. — Ach! wenn du wüßtest, daß ich deine Tochter geliebet habe" — —

„Ich

„Ich weiß," sagte die Mutter, „ich weiß, wie viel Freundschaft sie ihr bewiesen."

„Freundschaft? Nein, Liebe war es!" erwiederte er —— „Liebe bis zum Unsinn. —— Darum ist sie nun todt." ——

„Der unglückliche Mann!" sagte die Mutter leise, indem sie sich zu uns kehrte: „ich fürchte, er schwärmet."

„Darum todt! sag' ich," fuhr er fort: „verstehst du das?"

„Leider!" antwortete die Mutter, indem sie wiederum in Thränen ausbrach.

„Nun so fluche mir! —— Doch du weißt noch nicht alles. Denn deiner Tochter Mann" —— ——

„Der war ihr Freund," erwiederte die Mutter, „und sie waren der seinige." ——

„Freylich!" antwortete er, indem er aufsprang: „und das, das ist's! denn ich sage dir, er wird auch sterben!" ——

O! mein Herr, sagte Feldheim, indem er Benningen wieder umfaßte, um ihn wegzuführen: „quälen sie eine schon gebeugte Mutter nicht noch mehr.“ Dann bat er die Mannspersonen, ihm zu helfen. Sie faßten an, und schleppten Benningen, seines Widerstrebens ungeachtet, aus dem Zimmer, indem er der Mutter noch zurief: „Ach! ich sage dir, er wird auch sterben! — sterben, weil ich sein Freund war: nun fluche mir!“ —

Ich weiß diesen ausserordentlichen Auftritt noch nicht zu erklären. Ob Clarens Mutter Recht hatte, Bennings Reden für Schwärmerey zu halten, oder ob es — —

(Von Feldheimen.)

Verzweifelung, Gewissensangst, Reue war, wollte ohne Zweifel meine Henriette hinzusezen: und so — — erbarme Gott sich des Mannes! — Liebste Schwester, ich mag mich nicht näher erklären; auch kann ich noch nicht mit Gewißheit. Ich habe eben unsere Jetta, die ich beym

Schrei-

Schreiben fand, herunter gerufen zu der Mutter, die durch diesen Auftritt so sehr erschüttert worden, daß sie in Ohnmacht fiel. Noch ist das ganze Haus in Bewegung. Ich schliesse noch nicht. — —

Nur ein paar Worte hab' ich Zeit hinzuzusezen. Ich habe Eduards den Brief gegeben, — auch einen Theil davon gelesen. — Welche Geschichte ist das, meine liebste Schwester! Benning ist ohne Zweiffel Griffensteins Angeber und Verräther. Der Freund seines Freundes Verräther aus Liebe zu dessen Weibe. Welche Geschichte ist das! — Mehr kann ich izt nicht schreiben. Es fehlt mir in diesem Augenblick auch an Fassung, und Gemüthsruhe. Eduards wird morgen an Ferdiner schreiben. Lassen Sie sich seinen Brief geben. —— Wir umarmen Sie mit innigster Liebe.

Neun und zwanzigster Brief.

Eduards an Ferdiner.

Stade, den 26ten.

Die Geschichte ist nicht nur tragisch, sie ist auch schrecklich. Benning ist der Verräther seines Freundes! — und, wie ich in diesem Augenblick, da ich Ihnen die Geschichte nach dem Briefe eines meiner Freunde aus Glückstadt erzählen wollte, mit Schaudern vernehme; nicht nur schrecklich ist die Geschichte, sondern auch abscheulich! dieser Verräther Benning hat sich vor einer halben Stunde entleibt! Eine solche Reihe von Handlungen und Begebenheiten, welche die Natur empören, aus einer so geringscheinenden Ursache, Liebe?

Das wäre Werk der Liebe? — O mein Ferdiner! Was ist denn diese Liebe, die den noch unbefangenen jungen Seelen unserer Jünglinge und Mädchen von schwärmenden Poeten und empfindsamen Schöndenkern so sanft und reizend, so wonne-

voll

voll, so himmlisch, so ganz von Engelnatur und Gestalt tausendmal vorgemalet wird, was ist sie anders, als von glühender Einbildung aufgefachtes Gefühl, ausschliessende, überspannte, unsinnige Anhänglichkeit an einen einzigen Gegenstand, die alles, was edel und männlich ist, Arbeitsamkeit, Hoffnung, Geduld, Stärke und Würde zerstöret, und ausser dem Verderben des unmittelbar Schuldigen auch Betrübniß und Leiden über einen nicht kleinen Theil der menschlichen Gesellschaft ausbreitet? — **Werner**, *) **Griffenstein** und **Benning**, wenn man nicht einmüthigen Zeugnissen Glauben versagt, drey anfangs gute, vernünftige, ehrliche Männer, was ist aus ihnen geworden? Der eine, ein gewisser Erbe grosser Güter, raubt seines Nachbars Weib, zieht mit ihr, und mit dem Fluche, oder mit den Seufzern zweyer Familien, als ein Vagabond, in der Welt herum, und geräth in äusserstes Elend. Der andere, Betrüger seines Landsherrn und des öffentlichen Glaubens, macht falsches

*) S. Th. 3. Bt. 21.

sches Geld, wandert eine Zeitlang mit dem Brandmale der Schande, und mit immer folgender Furcht unstät in der Irre, ohne einen Fleck zu finden, wo sein Fuß ruhe, bis er verrathen, ergriffen, und vielleicht zum Schrecken anderer aufs Schaffot geführet wird. Der dritte, wo möglich noch schwärzer, als sie alle, Verräther seines eigenen Freundes, dessen Weib er liebet, wird von den Rechtschaffenen angespieen, und trägt in seinem eigenen Busen seinen eigenen Peiniger, der ihn endlich zwingt, sein elendes Leben durch einen Dolchstoß zu endigen. —

Werner, Griffenstein, Benning! Mögte die Geschichte ihrer unseligen Leidenschaft aller Welt bekannt werden, um den unbedachtsamen Lobredner der Liebe Lügen zu strafen, und die junge falschbelehrte Seele zu warnen, daß sie unterscheiden lerne, was rasende Leidenschaft, und ächte von Vernunft geleitete Liebe sey! —

Dreyßigster Brief.

Eduards an Ferdiner.

Stade, den 26ten.

Der Brief, aus dem ich Ihnen erzählen wollte, war mir aus Glückstadt von einem Officier geschrieben, einem Mann, den ich lange gekannt habe, und dem Griffenstein überliefert war. Als er von dem Gefangenen hörete, in welcher Verbindung er mit mir stand, nahm er freundschaftlichen Antheil an seinem Unglück und meiner Betrübniß; und versprach Griffensteinen, der selbst nicht schreiben durfte, seine Aufträge treulich an mich zu bestellen. Die Geschichte aus diesem ziemlich ausführlichen Briefe, und einigen Papieren Bennings, die er vermuthlich bald nach seiner Treulosigkeit unter grosser Gewissensunruhe aufgesezt zu haben scheint, ich weiß nicht gewiß zu welchem Gebrauche, ist folgende.

Von der Werft, ein halber Abentheurer, dem das Glück nicht so geschwind helfen wollte,

als er wünschte, hatte in Copenhagen verschiedene Mittel und Projecte ohne Erfolg versucht. Er war ein guter Kopf, der sich durch Zeichen- und Kupferstecherkunst nährte, die ihm aber den Weg zu einem solchen Vermögen, als er wünschte, wenigstens ordentlicher Weise nicht wohl führen konnten. Der Zufall, der meistens die erste Veranlassung giebt zu Erfindungen, und vielleicht noch öfter zu schlimmen, als guten, gab auch dem von der Werft eine Gelegenheit, seine Kunst einmal auf eine zwar besondere, aber doch noch unschuldige Art zu versuchen. Es ist sehr der Mühe werth, auf die kleinsten unbedeutendsten Umstände Acht zu haben! Aus ihrer Verbindung siehet man meistens den Menschen stufenweise werden, was er endlich ist. Die ganze Reihe der tragischen Begebenheiten, die Sie bisher gelesen haben, fängt von einer in Bezahlung empfangenen Banknote an.

Diese Banknote bringt den von der Werft auf den Einfall, in Nebenstunden zu versuchen, wie genau er sie nachstechen könne. Der Versuch,

sich, vielleicht eben nicht der erste, geräth vollkommen; und seine kleine Freude über seine Geschicklichkeit ist anfänglich seine ganze Belohnung. Der in einem Winkel glimmende Funke wird einmal vielleicht durch einen zufälligen Tritt ausgetreten, und erstickt; zehenmal wird er durch einen andern Zufall gelüftet, daß er um sich greife, und das Haus im Flammen seze. Das lezte begegnet dem von der **Werft**. Er wird mit **Griffensteinen** bekannt, der die ausserordentliche Fähigkeit besaß, jede Hand bis zur höchsten Täuschung nachzuschreiben. *) Jener legt diesem, ohne Absicht, blos als eine Probe seiner Kunst, den Abdruck seiner Platte vor, und dieser schreibt, wie in einem Wettstreite, wer von ihnen in seiner Geschicklichkeit der größte Meister sey, mit gleicher Täuschung nach einer richtigen Banknote die Namen darunter. Einer bewundert den andern, das ist dießmal alles. **Griffenstein** verbrennet die Probe, und vergißt den Vorfall gänzlich: aber so nicht von der

*) Th. 2.

Werft. Der Ueberdruß, seine Kunst nicht besser nüzen zu können, um zu leben, wie er wünscht, und die daraus entspringende Begierde, schnell reich zu werden, die nur nach Gelegenheiten auf der Lauer lag, hält diese fest, als das gewisseste Mittel, seine Wünsche zu befriedigen. Er schleppt sich lange mit dem Einfalle, den anfänglich Gefühl der Ehrlichkeit, vielleicht vorzüglich der Furcht zurück halten. Allein durch öfters Ueberlegen wird man auch mit der Vorstellung der Todesstrafen vertraulich: und der Dieb, der anfänglich nicht ohne Zittern einem Gerichtplaze vorüber gieng, vergräbt endlich sein geraubtes Gut unter dem Galgen.

Von der Werft sagt sein gefährliches Project seinem Freunde. Anfänglich verdeckt, entfernt, nur wie im Scherze; darauf mit so viel Ernst, als seine Sicherheit erlauben will; endlich, da ihm auch Griffensteins Verbindung mit meiner Niece bekannt war, sucht er die schwache Seite des Mannes, seine Liebe, auf seine Seite zu ziehen: aber noch war ihm durchaus nicht beyzukommen.

Griffen-

Griffenstein hatte izt so gewisse Versprechung auf eine einträgliche Bedienung, die um diese Zeit vacant wurde, daß er alle seine Zuversicht darauf gegründet, seine künftigen Einrichtungen größtentheils schon gemacht, und zu voreilig eine artige Geldsumme aufgenommen hatte. Wider alle Erwartung wurde diese Bedienung mit einem andern besezt. Der Kummer über die fehlgeschlagene Hoffnung, die Sorge wegen seiner Schulden, der Verdruß, in seinem nächsten Briefe an seine Braut seinen lezten Nachrichten zu widersprechen, und ihr und sich alle nahe Aussicht wieder verschlossen zu sehen, sezten ihn in eine Mismüthigkeit, die der Verzweiflung nahe war. Diese unglücklichen Augenblicke ergreift von der Werft, ihm alle fernere Hoffnungen als unwahrscheinlich vorzustellen, und durch die vermehrte Verzweifelung an der einen, und die gereizte Sehnsucht und Liebe an der andern Seite sein Project mit mehr Eindruck zu empfehlen. Kurz, der unglückliche Mann läßt sich in diesen Umständen bereden, und der Anfang wird im Kleinen gemacht, wiewohl nicht

ohne Zittern. Weil dergleichen Betrüge nicht so geschwind entdecket werden; so hat der Schuldige bey der Langsamkeit der Strafe Zeit mit der Furcht vertrauter zu werden, und sie endlich zu vergessen. Griffenstein wird nach und nach dreister, und streuet, um der Welt die Augen zu verblenden, das Gerücht von einem grossen Gewinn aus, der ihm aus der Utrechter Lotterie zugefallen sey.

Inzwischen sahen doch beyde leicht ein, daß sie in Flensburg, wo sie izt waren, nicht lange sicher seyn könnten, und beschlossen, nach Amsterdam zu gehen. Griffenstein reisete voraus, um endlich seine Verbindung mit meiner Niece zu vollziehen, und von der Werft wollte zu einer vorher bestimmten Zeit nachfolgen. Kaum war der erste acht Tage in Hamburg, so redete in Flensburg schon ein schleichendes Gerücht von falschen Banconoten, welche umliefen. Benning, erst Griffensteins alter warmer Freund, nachmals auch des von der Werft, bringt die Nachricht zufälliger Weise

dem

dem lezten; und dieser entschließt sich augenblicklich, der Gefahr zuvor zu kommen. Er reiset also mit Benningen, der von seinem Freunde zu seiner Hochzeit eingeladen, aber durch ein Geschäft um ein paar Tage verspätet war, des folgenden Tages nach Hamburg.

Benning, weder Theilnehmer noch Mitbewußter, mag doch leicht aus Vergleichung der schleunigen Abreise des von der Werft mit dem Gerüchte, und dem ihm an seinen Freund so angelegentlich empfohlnen eilig zu bestellenden Billete die Ursache und die Wahrheit errathen haben. Er kommt gerade an dem Tage der Hochzeit, schickt das Billet seinem Freunde, und dieser entkommt glücklich. Indeß siehet Benning meine Niece; sieht sie nicht so bald, als er sie liebt, und gründet auf die Flucht seines Freundes, der wahrscheinlicher Weise niemals zurück kommen würde, alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, womit sich ein unbesonnener Liebhaber so gern und so leicht schmeichelt. Desto eher hängt er seiner ungestümen Leidenschaft

nach, welche zwar durch die bemerkte zärtliche Liebe meiner Niece gegen ihren Mann Schwürigkeiten, aber zugleich neue Reizung und Nahrung findet.

Da besonders seine Freundschaft für Griffensteinen ihn meiner Niece empfohlen hatte, findet er nicht rathsam, das Geheimniß zu entdecken, sondern geräth auf den Einfall, die Rolle des Freundes fortzuspielen; und übernimmt vorerst die Mittelperson zwischen ihr und Griffensteinen, ihre Correspondenz zu sichern, mit dem Entschlusse, zu erwarten, was die Zeit bey meiner Niece zu seinem Vortheil thun werde. Die Zeit vereitelt seine Erwartung; er findet vielmehr **Clärchen** auf die Bitte ihres Mannes völlig entschlossen, ihm nachzufolgen. **Bening** widerräth, bemerkt, daß sein Rath mißfällt, ergreift einen andern Plan, sattelt um, und biethet sich zum Begleiter an. Dieser Plan gründete sich auf die Hoffnung, aus der Zeit und der vertrauten Freundschaft, die eine solche Reise veranlassen müßte, alle Vortheile zu zie-

hen,

hen, die er könnte, und allenfalls meine Niece ganz andere Wege zu führen, als nach Amsterdam. Aber auch in dieser Hoffnung betrog er sich: theils weil meine Niece selbst die Gesellschaft eines Mannes, der seine Liebe zu oft verrathen hatte, unanständig fand; theils weil auch ich sie von keinem andern wollte führen lassen, als von mir selbst.

Was war einem Liebhaber übrig, der anfieng, zu verzweifeln, und die Kette, die ihn an meine Niece heftete, selbst zu fest zugezogen hatte, um sie wieder auflösen zu wollen? Halb fertig, allenfalls lieber seinen Freund aufzuopfern, als zu sehen, daß seine Geliebte ihm auf immer entrissen würde, schreibt er nach Copenhagen um eine öffentliche Ordre und Vollmacht, **Griffensteinen** und von der **Werft**, denen er auf der Spur zu seyn versicherte, wo er sie fände, festhalten zu lassen; bekommt die gesuchte Vollmacht, reiset von uns voraus nach Amsterdam, und locket **Griffenstein** aus einem Orte, wo es dem Verräther schwer, vielleicht

leicht unmöglich gewesen seyn würde, sich seiner Person zu versichern, nach Osnabrück. Griffenstein, der nach seinem lezten Briefe uns schon in Osnabrück erwartet hatte, fand uns noch nicht da, und wurde bestürzt. Benning stellt sich anfänglich, als wenn er selbst an unserer Ueberkunft zweifelte, redet oft von der Unsicherheit des Orts, und sucht ihn zu bereden, daß er sich nicht länger verweile. Griffenstein, der nur an seine Geliebte denkt, fürchtet keine Gefahr, und ist nicht zu bewegen. Vielmehr schreibt er noch über Bremen nach Stade, und da die Erwartung der Antwort ihm zu langweilig dünkt, entschließt er sich, selbst nach Bremen oder Stade zu reisen; doch weiß der andere seine Reise immer zu verzögern; bekennt am Ende seine Liebe zu meiner Niece geradezu, und verlangt, daß er ihm seine Rechte abtrete, als das einzige Mittel sein Leben zu retten. Griffenstein verwirft das nichtswürdige Begehren mit Verachtung. Wir kommen um ein paar Tage früher, als Benning erwartet hatte; der Mensch findet sich durch unsere Gegenwart in Gefahr,

fahr, alle seine Hoffnungen und Anschläge vereitelt zu sehen. Liebe und Verzweifelung reissen ihn hin, in einer Lage, wo es auf geschwinden Entschluß ankam; kurz, der Unglückliche macht an demselben Abend in der Eile seine Anstalten, und hat seinen Freund kaum verrathen, als sein Gewissen ihm die Schändlichkeit seiner That vorstellt. Er wünscht das Geschehene ungeschehen, thut was er noch kann, und warnet und beschwört seinen Freund, den Augenblick abzureisen. Endlich beredet er ihn; aber es war zu spät. Die Wache kömmt, und bemächtiget sich des unglücklichen Mannes, wie Benning selbst sagte, fast dem Buchstaben nach in dessen Arme. Dieß ist die abscheuliche Geschichte!

Man hat noch verschiedene Briefschaften unter den Sachen des Entleibten gefunden, und man sagt, auch einige Papiere, die mich angehen. Gegenwärtig sind sie in den Händen der Obrigkeit, bey der ich mich melden werde, um sie zu erhalten.

Ein und dreyßigster Brief.

Auguste an Elisen.

Hamburg, den 23ten. Aus dem Gasthofe London.

Nur ganz ruhig, meine Elise! Ihren Bruder will ich so gewiß wieder nach Lübeck zurück senden, als er izt hier ist; und Ferdiner soll mir Uhrfähde schwören! Umsonst hab' ich mich diese drey Tage nicht in dem Gasthofe London aufgehalten. Jedermann weiß, daß ich geradesweges von Lübeck gekommen bin; und was meinen Vetter Larner und seines Bruders Frau betrift, so sind wir nur, da wir Zimmer an Zimmer logiren, Abends von acht Uhr bis Mitternachte Verwandte; übrigens kennen wir uns so wenig, wenn wir uns am hellen Tage begegnen, daß wir uns mit einem Knix und einem Reverenz abspeisen.

Versteh ich mich ein wenig auf Voraussicht, so reiset der Major schon morgen. Lesen Sie nur, was sich heute zugetragen hat.

Der Mann muß diesen Gasthof gewöhnlich besuchen, oder er hatte auch in Lübeck vernommen, daß meine Verwandte herüber gereiset wären, war ihnen gefolgt, und hatte den Thorzettel vom vorigen Tag gelesen. Dieß lezte ist mir am wahrscheinlichsten. Also war er gestern hier: ich weiß aber nicht, was er gemacht hat; denn Philipp war eben unglücklicher Weise bey Ihnen in St. Georg. Vermuthlich hat er vorläufige Nachrichten eingezogen.

Heute war er als Mittagsgast wieder da. Sogleich stellet Philipp seine Person zur Schau. Allein der Major merkt nicht auf ihn: ein Beweis, daß er Philippen nicht mehr kennt. Er fragte sogar in dessen Beyseyn den Miethlackeyen: ob hier neulichst ein paar Damen aus Lübeck eingekehrt wären? Seit dem 20ten: ant-

antwortete der Lackey; und dieser, auf Philipp zeigend, wäre der Diener der einen. Der Major öfnete seine Augen, um diesen Philipp genau zu betrachten, kannte ihn aber doch nicht; und fragte nur nach dem Namen seiner Dame. Philipp nennete ihm denselben. — Ob ich allein wäre? fragte er weiter. — Ganz allein, war die Antwort. — Wo denn die Dame geblieben wäre, welche sich in Lübeck bey mir aufgehalten hätte? — Davon wüßte er nichts: es müßte vor seiner Zeit gewesen seyn. Er wäre noch nicht lange in meinen Diensten. — Wie lange? — Ungefähr zwey Monate. — So lange ungefähr müßte die Dame auch da gewesen seyn. — Davon hätte er nichts gehöret, das wüßte er aber sehr wohl, daß seine Herrschaft gerade an dem Tage, wo er seinen Dienst angetreten, eine von Hamburg aus nach Rostock durchreisende Dame in der Klockengiesserstrasse bey der Wittwe Petersen empfangen, und auf ein paar Meilen begleitet hätte. — So? fragte der Major nicht ohne Verwunderung, und sahe Philipp

lipp an, als ob er zweifelte. — „Könnt' ich die Dame wohl sprechen?" fragte er weiter. — **Philipp** zweifelte gar nicht; fragt', ob er ihn melden sollte, und unter welchem Namen? Der Major besann sich — „Major Teuenheim," sagt' er endlich; und **Philipp** lauft schon die Treppe hinauf. — „Hör er doch, Patron," ruft ihm der Major nach, „laß er's heute lieber gut seyn! — Ein andermal." Damit geht er nach der Gaststube zurück; dreht sich aber geschwind wieder um, und frägt: „Wie lange bleibt sie?" — „Nur ein paar Tage." — „Dann wieder nach **Lübeck**?" — „Um Vergebung, erst nach **Grumbuy**." — „Ha, so weiß ich schon! Hör' er doch, Ami; sag' er der Dame lieber nichts von mir. Sie würd' es übel nehmen, wenn ich ihr die Visite nicht mache; und weiß Gott! ich habe so viele Geschäfte! Ich will es in **Lübeck** wieder gut machen. Also nur einige Tage," frägt er noch einmal, „bleiben sie hier?" — „Ich denke nicht länger, als den 28ten." — „Und dann erst nach

Grumbuy? — Er weiß wohl nicht, auf wie lange?" — „Auf vierzehn Tage, wenn ich recht vernommen habe." — „Ha!" sagte der Major, und gieng ins Zimmer.

Was meynen Sie, wird er zurück reisen?

Zwey und dreyßigster Brief.

Auguste an Elise.

Hamburg, den 25ten.

Der Major ist noch hier; Philipp hat ihn heute gesehen. Er hält sich im schwarzen Adler auf, und muß also in diesen Gasthof nur so nach der Witterung hergestreift seyn. Orbens ist gleichfalls da: beyde sind zusammen gekommen; also hoff' ich, sie werden auch zusammen wieder gehen. Philipp ist auf Kundschaft aus, zu erfahren, wie lange der lezte noch zu bleiben gedenkt? —

Mit

Mit Ferdinern hab' ich eine gute Stunde gesprochen, und hätte ihm gern noch eine Stunde zugehört. Der Mann —— aber ich darf ihn ja Elisen nicht erst empfehlen! ——

Er kam ohne meine Veranlassung in diese Auberge. Ich weiß nicht, ob er eine andere Person, oder mich suchte: doch glaub' ich das Lezte. Philipp sagte mir schon vorgestern, daß sein Diener ihm begegnet wäre, der ihn angeredet und gefragt hätte: ob seine Herrschaft gegenwärtig hier sey? Philipp sagte ja, und der Diener fragte nicht weiter. Heute, da ich von Ihnen zurück komme, und aus dem Wagen steige, bietet mir ein Herr die Hand. Ich nehme den Dienst an, steige aus, und erkenne Ferdinern. Er führt mich zu meinem Zimmer, und entschuldigte seine Etourderie in der Landschenke auf der Reise nach Färnbüll. Der Irrthum, sagte er, wäre so natürlich gewesen, daß er ihn nach der Zeit leicht noch einmal hätte begehen können. Sonst pflege sein Herz ihn nicht zu betrügen. Doch, sezte er hinzu, es

hätte ihn auch nicht völlig betrogen: denn ob ich gleich nicht diejenige wäre, für die er mich angesehen; so wüßte er doch, daß ich die erste Freundin derselben wäre.

Ich nöthigte ihn in mein Zimmer, und unsere Bekanntschaft war bald gemacht. Ich dachte anfänglich, er wisse schon, daß Sie hier sind, und stelle sich nur, als ob er das Gegentheil glaube; allein hernach fand ich doch, daß er's nicht wußte. Er fragte: ob ich seit Kurzem keine Briefe von meiner Freundin hätte? —— Ich antwortete lächelnd: ich hätte der Freundinnen, Gott Lob! mehr als eine. Von welcher er rede? —— Von der, antwortete er, die man für mich nehmen könnte, eher so leicht als er mich für sie genommen hätte. —— Wohl fühlt' ich das Compliment! Nie war mir eine grössere Schmeicheley gesagt. Auch bekam er dafür eine tiefe Verbeugung. —— Aber was würd' er von meiner Eitelkeit gedacht haben, hätt' ich mich merken lassen, daß ich seine Vergleichung für ernstlich gemeynt

a

annähme? Nein, ich verstand sie nicht, liebes Kind, und sagte:

„Meine Base, Sophie Althausen, meynen sie doch?“

Er bat um Verzeihung, daß er dießmal an die Althausen nicht gedacht hätte: und nannte Ihren Namen.

Ich antwortete lächelnd: seit einigen Monaten hätten wir keine Briefe mehr mit einander gewechselt.

„Die Ursache?“ fragte er mit der Miene der Befremdung.

„Die darf ich nun so geradezu nicht verrathen. Aber wenn sie mir versprechen auf Treue und Glauben, sich einer gewissen Bedingung zu unterwerfen, so will ich sie sagen.“

Er erklärte sich mit der Bedingung zufrieden, und ich wollte ihm seine Urfähde schwören

lassen; das heißt, er sollte auf seine Ehre versichern, daß er nicht den geringsten Versuch machen wollte, meine Freundin weder zu sehen, noch an sie zu schreiben. —

Das wäre eine zu harte Bedingung, sagte er: zumal in derjenigen Lage, worin er sich gegenwärtig, gewiß nicht durch seine Schuld, befände. Es wäre fast nothwendig, daß er Sie sehe; wenigstens Ihnen schriftlich gewisse Vorfälle erzähle.

Ich wollte die Bedingung denn etwas gelinder machen, so aber müßte sie nothwendig bleiben. Sehen müßte er Elisen vorerst durchaus nicht; wenn er aber schreiben wollte, so könnte der Brief durch meine Hand gehen. Das versprach' ich ihm, seine treue Mittelsperson zu seyn.

Er fieng an, zu accordiren: endlich versprach er feyerlich auf seine Ehre, überall keinen Versuch zu machen, der meiner Bedingung entgegen wäre, wenn ich ihm nur mein Wort

gäbe

gäbe, daß er Sie zu einer selbst beliebigen Zeit sehen sollte. Darauf gab ich ihm meine Hand; und nun erzählt' ich ihm, daß ich Sie auf der Reise nach Rostock aufgegriffen, begleitet, und ohne Ihr Wissen einen andern Weg zu einer gemeinschaftlichen Freundin geführt hätte, wo Sie sich endlich hätten bereden lassen müssen, vor der Hand zu bleiben, und wo ich Sie von Zeit zu Zeit besuchte.

„Zu Grumbury?" fragte er mit auffallender Neubegierde.

Ich betheuerte, weder zu Grumbuy, noch zu Lübeck. Mehr dürfte ich nicht sagen: auch könn' ihm genug seyn, was ich versprochen hätte.

Er bäte denn nur, daß die Erfüllung meines Versprechens nicht lange aufgeschoben würde, und gelobte noch einmal, so lange ruhig zu seyn. —— Das war der Inhalt unserer Unterredung. Ich zweifele nicht daran, daß er sein Wort halten wird. ——

Nun ist auch Philipp wieder zurück gekommen mit der Nachricht, daß Orbens und der Major morgen zurück reisen. Der lezte kann wohl nicht anders glauben, als daß Sie in der That in Rostock sind; und um ihn in seinem Irrthum zu erhalten, wird es gut seyn, daß ich meine Verwandtin begleite, und mich einige Tage öffentlich in Lübeck sehen lasse. Ohne Zweifel wird er gleich nach Rostock schreiben. Erhält er denn die Antwort, daß Sie nicht da sind; so kann es kaum fehlen, daß er Sie abermahl bey mir suchen wird. Bin ich aber hier; so wird er nicht ruhen, bis er mich ausgefragt hat, und Ihr Aufenthalt wird ihm schwerlich verborgen bleiben. Sieht er mich hingegen in Lübeck; so mag er mich dort immer überfallen; er wird Sie nicht bey mir finden, und wieder irre werden.

Dieß, dünkt mich, ist das beste. Eine Zeit von acht bis vierzehen Tagen ist lang genug, die Maskerade auszuspielen: und Sie haben indeß keinen Ueberfall zu befürchten: denn auf Ferdinern verlaß ich mich gewiß.

Drey

Drey und dreyßigster Brief.

Auguste an Sophie.

Hamburg, den 26ten.

Ich schreibe Ihnen aus dem Gasthofe London: denn Base Larner und ich haben auf einige Tage unsere Wohnungen umgetauscht. Sie zog bey Elisen, und ich zog hier in ihr Zimmer ein; so bekam sie mehr Bequemlichkeit, mit Elisen vertrauter zu reden, und sie nach und nach zu ihrem Antrag vorzubereiten: ich aber, den Major, der seine verlorne Stiefschwester mit grosser Emsigkeit wieder sucht, durch ein Blendwerk von der rechten Spur zu locken, und wieder nach Lübeck zu schicken. Das lezte ist nach Wunsch gelungen; das erste schlug so aus —— wie ich Ihnen voraus gesagt hatte. Der wichtigste Tag, worauf unsere Anverwandten ihre Hoffnung gesezt hatten, war gestern. Also nur etwas von der Geschichte dieses Tages!

Wir waren alle, unser guter Vetter, unsere Base, und ich bey Elisen versammlet; und die ersten, vorzüglich die Mutter, stellten ihre Sache so dringend und beweglich vor, daß ich nicht sehe, was sie noch mehr sagen oder thun könnten. Ich spielte die stumme Person. Denn ich habe, wie Sie wissen, Elisen einmal mein Wort gegeben, neutral zu bleiben; das mußt' ich halten. — Es war ein rührender Auftritt!

Weil die Versammlung einige Veranlassung haben mußte, hatte ich meine Verwandte zu Mittag gebeten. Anfänglich sprach man von gleichgültigen Dingen. Ich bemerkte aber die ganze Zeit über die Beklemmung der Mutter und ihre Ungeduld auf die Hauptsache zu kommen von der einen, und Elisens Aengstlichkeit und Besorgniß, daß so ein Auftritt kommen würde, von der andern Seite. Jene warf immer einen fragenden und bittenden Blick auf diese: diese blickte wiederum die andere mit wahrem Mitgefühl und inniger Theilnehmung an.

an. In den Augen Elisens war deutlich die Frage nach dem Befinden des unglücklichen Sohns, die sie nicht wagte mit Worten zu thun: in den Mienen der Mutter war ungefähr das furchtsame zweifelnde Hülfebegehren eines Kranken, der seinen Zustand fühlt, und seinen Arzt mit Furcht und Vertrauen anschauet. Mit diesen Blicken begegneten sie sich oft, lächelten sich dann voll Wohlwollen zu, und ihre Hände kamen einander entgegen, sich zu drücken.

Nach der Mahlzeit sezte sich unser Larner Elisen zur Linken, unsere Base hatte sich ihr zur Rechten gesezt, und Elisens Hand in die ihrige gelegt. Ich saß ihnen gegenüber. „Schade," sagte ich, „daß Vetter Larner, und Dankwart nicht hier sind, um die Hauptpersonen unserer ganzen Familie zusammen zu haben!" Diesen Anlaß ergriff unser Vetter, die Unterredung auf die Sache zu leiten.

„Sie

„Sie sind so gut, als hier," sagte er: „denn sie müssen mich für drey Personen ansehen. Hier ist meine Vollmacht von meinem Bruder, und hier von Vetter Dankwart. Wenn sie erlauben, will ich meine Creditive ihnen lesen," sezte er hinzu; „denn ein Abgeordneter muß sich qualificiren." Er sezte seine Brille auf, und laß erst die eine, dann die andere. Die erste bestand in einem Auftrage des Vaters an seinen Bruder, seine Stelle zu vertreten, mit der Mutter gemeinschaftlich bey Elisen für seinen Sohn anzuhalten, alle Bedingungen, die ihr belieben würden, anzunehmen, und den Ehecontract, falls sie ihn schliessen wollte, in seinem Namen zu unterschreiben. Der Auftrag Ihres Bruders war ein Billet, worin der Onkel gebeten wurde, ein eingeschlossenes Schreiben Elisen zu übergeben.

Als Larner das erste gelesen hatte, wandte er sich an Elisen, und sagte: „also sehen sie, daß wir eine Gesandtschaft ausmachen,

die

die im Namen einer gesammten Familie kommt. Ich rede also mit allen denen Münden, die in der Sache zu reden haben. Wir wünschten gute Antwort zurück zu bringen, und sind gewiß, daß wir dann dem einzigen, der unsern Namen fortpflanzen könnte, Hoffnung der Genesung und des Lebens, und den übrigen allen Ruhe, Friede und Glückseligkeit zurück bringen. Das ist, bey Gott! alles werth, was wir in unserm Vermögen haben! Es kömmt vielleicht sehr auf die gute Art des Vortrags an. Weil ich nun weiß, daß mein Vetter besser zu reden versteht, als ich; so bitt' ich sie, seinen Brief für mich reden zu lassen."

Elisens Wangen glüheten von einer feurigen Röthe, und ihre Brust arbeitete. Sie nahm den Brief mit Unentschlossenheit an. Ihre Augen sanken nieder. Sie wußte nicht, ob sie ihn erbrechen sollte. Dieß machte eine kurze Pause, wo niemand ein Wort sprach. Die Augen der Mutter hiengen indeß an den Augen

Elisens. Sie saß mit dem Gesicht hingelehnt nach ihr, als wollte ihre Seele sich dem Munde Elisens nähern, um die erwünschte Antwort geschwinder zu vernehmen. Die Bewegung ihrer Brust zeigte, wie ihr Herz klopfte, und ihre Hand lag noch in Elisens. Endlich konnte sie das Erwarten nicht mehr aushalten. Sie floß auf einmal in Bitten über, ehe noch Elise ein Wort geantwortet hatte.

„Da sieht man die Mutter!" sagte unser Lerner. „Tante," fuhr er fort, „das war wieder unsere Abrede. Sie sollten den Brief erst lesen lassen."

„O! ich fühle," sagte sie, „daß ein Brief das Anliegen eines mütterlichen Herzens so nicht sagen kann, wie die Mutter selbst! Niemand, theure Mamsel, fühlt meine Leiden so sehr, als ich. Ich kann sie am besten sagen; wo nicht mit Worten, doch mit meinen Thränen, und mit allen denen Zeichen des Kummers, die sie an mir sehen. O! betrachten sie denn diese Mutter. Dieses verfallene bleiche Gesicht

sicht ist nicht so durch Alter, sondern durch Gram und Furcht, mein Kind zu verlieren, die mich nun schon ins zweyte Jahr ängstigen. Alles in und an mir wird Zunge, sie einmüthig um Erhörung meiner Bitte anzuflehen." Bey dieser Rede hatte sie Elisens Hand auf ihr Herz gelegt, und drückte sie fest an.

„Meine theure Madam," sagte Elise, „warum kann ich nicht —— ich leide unbeschreiblich, daß ich —— ich kann das Wort nicht aussprechen, was sie mir abdringen wollen! —— Darf ich sie bitten, darf ich sie beschwören, erlassen sie mir die Nothwendigkeit? —— Meine Auguste ruf' ich als Zeugin, wie innig ich ihre Leiden mit ihnen theile, und als Fürsprecherin, wie unmöglich es mir ist —— —— o lassen sie mich die Worte zurück behalten."

„Darum bitt' ich, darum bitt' ich!" sagte der Onkel, der Elisens Hand angriff. „Behalten sie diese Worte zurück, die wir erwarten könnten, und müßten, wenn wir uns an ihr

Herz

Herz wendeten, und Liebe forderten für den, der noch keine hat verdienen können. Nein, wir wenden uns zwar an dasselbe Herz; aber seine Großmuth, sein Wohlwollen, seine Menschenliebe, sein Mitleiden soll zuerst reden; und diese, diese Entscheidung sprechen sie aus!"

„Will nicht immer," erwiederte Elise, „das ganze Herz entscheiden? mit allen seinen Schwachheiten, die darin sind? Und immer mehr für diese Schwachheiten, als für den edlen und bessern Theil seiner Neigungen?"

„Wir haben sie freylich zu sehr beleidiget, und zu wenig verdient," sagte die Mutter, „daß auch für uns noch in diesem Herzen Neigung und Wohlwollen übrig seyn könnte. Aber ich bitte, vergeben sie dem Vater um des unglücklichen Sohnes, und um der leidenden Mutter willen!" ——

„Kein Wort von Beleidigung, theuerste Madam," erwiederte Elise, „kein Wort von Vergebung. Ich bitte, ich bitte inständigst, kränken, beschämen, demüthigen sie mich nicht durch

durch diese Worte! — Gewiß, wenn ihre gesammte Familie meine größten Wohlthäter wären; mit der wärmsten innigsten Dankbarkeit würd' ich, was diese Sache betrift, nicht mehr vermögen. Und ist nicht hier," sezte sie lebhaft hinzu, indem sie sich an den Onkel wendete, „ist nicht hier in der That einer meiner edelsten Wohlthäter? Wann unter uns jemand um Vergebung zu bitten hat; gewiß, gütiger Mann, so ist es dieses vaterlose, unglückliche, schwache Mädchen, das in diesem Augenblick den Schmerz fühlt, undankbar gegen sie scheinen zu müssen."

„O! Gott!" sagte die Mutter mit zusammengefalteten Händen. „O mein Gott; wenn ich sie nicht erbitte!" — Der Angriff auf Elisen wurde von dem Onkel und ihr lebhafter: Elise war gerührt, aber blieb unerbittlich. — Als die Mutter ihre Hoffnung verlohren sahe; stand sie auf, gieng in grosser Bewegung das Zimmer hinunter, und sagte: „Also ist nun keine Hülfe mehr! Wie soll ich dieß Elend ertragen? — Mein Sohn, mein einzig geliebter

Sohn!" — Dann kam sie wieder zurück zu Elisen, umfaßte sie und sagte: „lassen sie sich erbitten!"

„Meine theureste Madam," erwiederte Elise, „wenn sie den Zustand meines Herzens wüßten — wie unmöglich es geben kann, was es so gern gäbe!"

„Unmöglich?" sagte die Mutter, und sank vor Elisen aufs Kniee: „O! bedenken sie, es kostet sein Leben! Bedenken sie, daß ich ihn unter meinem Herzen getragen habe!"

Elise, die sich dieser Demuth von der Mutter nicht versehen hatte, wurde desto mehr gerührt. „Wie beschämen sie mich," sagte sie, indem sie neben ihr hin kniete, und sie umarmte. „O! theure Mutter eines guten Sohns, Was ist Menschenhülfe? Wir alle können nichts, um ihn zu erhalten, als beten! Hier lassen sie uns zusammen liegen und zu dem beten, der es allein vermag!" — —

Der Auftritt wurde fast zu lebhaft. Der Onkel sahe, daß die Sache mehr Zeit haben wollte.

wollte. Er hub die Mutter auf, wie ich Elisen: „Liebe Base," sagte er, „gutes Ding will Zeit haben. Sie quälen eine die andere. Schonen sie sich. Wir wollen vorerst zufrieden seyn, wenn wir nur das Versprechen erlangen, daß Elise auf eine kurze beliebige Zeit nach Lübeck kommen, und unsern Kranken besuchen will."

„Wollen sie das?" fragte die Mutter, Elisen umarmend, „nur das?"

„Ich will gern alles," antwortete sie, „alles, was ich vermag."

„Und das vermögen sie!" sagte ich.

„Aber die einzige Bitte," sagte Elise, „müssen sie mir gewähren, nicht so einen Auftritt wieder!" — — —

So war der Ausgang, Sophie. Ich wollte, Sie hätten dabey meine Stelle vertreten: nicht weil ich glaube, daß Sie mehr gethan haben würden, als ich that; sondern weil ich mich seitdem so getheilt fühle, daß ich selbst nicht weiß, wessen Partie ich nehmen soll.

Der Onkel hatte den Ehecontract bey sich, der, wenn Elise sich hätte bewegen lassen, auf der Stelle sollte gezeichnet worden seyn. Er wies ihn mir, und wollte ihn Elisen übergeben. Allein ich widerrieth es; denn ich bin versichert: wenn sie sich noch entschliessen sollte; so geschieht es aus keinen andern Bewegungsgründen, als denen, die schon gebraucht sind; das ist, der blossen Vorstellung, daß sie dem jungen Menschen das Leben, der Mutter ihren Sohn erhält, und dem würdigen Oheim gefällig ist. Gäbe man ihr den Ehecontract, der so sehr vortheilhaft für sie eingerichtet ist, daß sie, ausser dem, was ihr auf den Sterbefall des jungen Menschen, auch alsdann schon, wenn sie nur verlobt, und noch nicht einmal getrauet sind, von dem Vater ausgesezt worden, auch von dem Oheim noch zur Besizerin von Lindendorf erklärt wird, gäbe man ihr, sag' ich, diesen Contract; so weiß ich gewiß, der Gedanke, daß sie nun scheinen könnte, sich aus Eigennuz entschlossen zu haben, der Gedanke allein würde sie bewegen, sich nicht zu entschliessen. Der Onkel gab mir Beyfall;

also hat sie den Contract nicht gesehen, und muß ihn durchaus nicht sehen.

Besser ist es, daß sie den Brief ihres Bruders hat, der völlig so eingerichtet ist, wie er seyn soll. Sie hat ihn gelesen; aber noch kein Wort davon gesprochen. Ich denke, sie wird ihn beantworten; der Inhalt desselben kann Ihnen ja wohl nicht unbekannt seyn.

Uebrigens muß ich, nach der Aussage des Onkels, fürchten, gesezt auch, Elise sollte sich noch entschliessen, daß es bereits zu spät ist. Der Onkel fürchtet, daß die Gesundheit des Kranken immer abnehmen werde, wie die Aufdämmerung seines Verstandes zunimmt. „Güldenstein," sagt er, „giebt nicht viel Hoffnung." —— Gott gebe denn einen desto bessern Erfolg! ——

Unsere Verwandte bleiben noch einige Tage hier; wie lange, weiß ich noch nicht. Die Mutter kann sich mit dem, was sie von Elisen erhalten hat, wie es denn auch wenig ist, noch

nicht recht beruhigen, und hoft noch immer mehr zu gewinnen. Sie wird es doch schwerlich erlangen; wiewohl die längere Bekanntschaft nicht schaden kann. —— Sobald sie zurück kommen, sehe ich Sie auf **Grumbuy**.

Vier und dreyßigster Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 26ten.

Und wäre sie denn auch verführt; dennoch könnt' ich sie lieben! dennoch sie zu der meinigen erwählen; wär' es auch alles so, wie ich vermuthe: nur daß sie mich wieder liebte, —— und künftig mich allein —— so unbeschreiblich gefällt sie mir! —— Gefällt sie mir? Welch ein Ausdruck für eine Liebe, der die Sprache den Ausdruck schuldig bleibt? —— Und dann —— Ein andermal! ——

Eben stand sie in ihrer gewöhnlichen vertraulichen Stellung neben mir, die mich so ganz hin-

hinreißt, ihre Wangen mit unschuldiger Rosenfarbe geröthet; und ihre Augen fragten: ob sie mir ein Herzensgeheimniß entdecken dürfte? Das riß mich hin.

„Rede, liebes Mädchen," sagt' ich, und legte die Hand auf ihre Wange, „rede! Sage mir alles, was dein liebes Herz beunruhiget; und solltest du auch mit jedem Worte zehnfachen Kummer in das meinige übertragen: wenn es dich nur erleichtert; so will ichs gern für dich leiden!"

„Lieber Bruder," erwiederte sie, und senkte ihre glühende Wange vertraulich an die meinige, indem sie mich mit beyden Händen umfaßte: „ich habe vorerst nur noch einen Kummer, der mich quält. Ich habe eine Freundin beleidigt, von der ich Vergebung erbitten muß. Wenn ich ruhig seyn soll; so suchen sie von meiner Mutter Erlaubniß, daß wir morgen auf die Nachbarschaft fahren. Ich will dann schon sagen, wohin sie mich führen sollen."

Sie wollte! Was könnt' ich ihr versagen? Also fahren wir morgen zusammen, ich weiß nicht, wohin?

Fünf und dreyßigster Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 28ten.

Alle meine Wachsamkeit, das unselige Geheimniß vor Julien verborgen zu halten, meine Freude, daß es mir bisher gelungen war, und meine Hoffnung, die Sache mit Luisens Mutter durch Hülfe unsers guten Predigers endlich noch gütig beyzulegen, ist mir ehegestern auf einmal vereitelt! Julie hat alles erfahren, gerade auf die schlimmste, auffallendste Art, wie sie es immer hätte erfahren können; ganz unerwartet, ohne alle Vorbereitung, und um alles auf einmal zusagen, von Luisen selbst. Ermessen Sie selbst die Wirkung auf Julien! Ich befürchtete, daß es ihr Leben kosten würde.

Wir

Wir saßen im Vorsaal gegen die Zeit der Abenddämmerung; sprachen von mancherley, endlich auch von dem Schicksale der **Walsborn**, die wir denselben Nachmittag von Auenbrügge erwartet hatten, wo sie sich bey dem Prediger aufhält, und die Ueberkunft des Hauptmanns erwartet. — „Er hat ihr Nachrichten zu überbringen versprochen," sagte **Julie**, „welche all' ihr voriges Leiden vergüten sollen. Welche Nachrichten können das seyn? fragte meine **Caroline**. Ich mögte auch so fragen."

Wenn der Hauptmann von Anträgen geschrieben hätte, antwortete ich; so wollt' ich sagen, es wäre ein Heirathsantrag. Denn Sie schrieben mir, *) daß der Hauptmann gleich in den ersten Augenblicken der Bekanntschaft, ein sehr warmer Verehrer der **Walsborn** war. **Julie** gab durch ihre Miene zu verstehen, als glaubte sie nicht, daß sie sich wieder verheirathen würde.

„Das Alter des Hauptmanns ist freylich wohl zu ungleich;" sagt' ich.

*) S. Th. 2. Br. 21.

„Des Alters wegen!“ versezte Julie.

„Das denk ich auch;“ fuhr ich fort. „Ich kenne manche sehr glückliche Ehe auch unter Personen von ziemlich ungleichen Jahren. Auch muß Caroline etwas für ihr Kind aufopfern.“

„Wie ich sie kenne,“ erwiederte Julie, so kann sie nicht vergessen!“

„Das wäre ihr aber zu wünschen; “ sagt' ich.

„So denken sie,“ antwortete Julie, indem sie mir lächelnd die Hand drückte; so denken sie, und vielleicht jede andere Person. Aber gewiß, Lotte, was ihr in diesen Umständen zu wünschen, oder nicht zu wünschen ist, das weiß keine andere Seele, als sie selbst.“

„So will ich meine Worte ein wenig verändern, und sagen: es wäre zu wünschen, daß Caroline selbst wünsche, vergessen zu können!“

„Wer das wünschen kann, dem ist schon so gut als geholfen;“ sagte Julie. „Auch hätte sie dann nicht ausserordentlich gelitten. Den

Mann

Mann überleben ist ein ziemlich gemeines Schicksal!"

„Aber die Art seines Todes!" erwiederte ich.

„Einer leidet im Sterben mehr, der andere weniger;" antwortete sie. „Ich denke, was wir einen gewaltsamen Tod nennen, fällt nur uns, den Zuschauern, härter auf. Was aber den Sterbenden selbst betrift; so hat er viel, wo nicht alles, gewonnen, wenn er Zeit gewinnt, sich mit dem Gedanken des Todes vertraut zu machen. Sterben, wenn noch alle die Fäden, die uns an die Welt fesseln, fest halten, und alle auf einmal zerrissen werden, ja, das mag den Tod schwer machen. Aber der Gefangene, der auf den Tod sizet, und so auch der Leidende und Kranke, der sein Ende nahe voraus siehet, für den hat jeder Augenblick eine Sichel, einen dieser Fäden nach dem andern sanft abzutrennen; *) und dann stirbt er weniger

für

*) Ein Gedanke Young's in seinem Nachtgedanken.

für sich selbst, als für das Auge des Ueberlebenden."

„Das wohl:" erwiederte ich; „aber Caroline war eben die Ueberlebende."

„Aber, wenn sie das wünschen könnte," sagte Julie, „was sie wollten; so fühlte sie ja auch, daß sie für einen andern leben könnte; und so war's nur ein vorübergehendes Leiden."

„Wünschen sie denn," fragte ich, „daß es ein immer dauerndes sey?"

„Ich weiß nicht, was ich ihr wünschen soll:" sagte sie. „Meynen sie indeß nicht, daß auch Süßigkeit im Leiden ist? Dem Traurigen ist nichts angenehmer, als sein Kummer."

„Das ist wieder in ihrer eigenen Manier. Für diesen Abend genug davon. Izt wollen wir in die freye Luft, und den Mann im Monde sehen." Mit diesen Worten stand ich auf, legte

Ju-

Juliens Hand in meinen Arm, und wollte mit ihr hinaus.

In demselben Augenblick wird die Thür geöffnet: es kömmt ein Frauenzimmer mit verschleyertem Gesicht herein; Julie ruft: „meine Caroline!" und indem sie ihr entgegen eilt, schlägt die Fremde den Schleyer zurück, und ich erkenne sie. „Es ist Luise!" sagt' ich. „Gott Lob! daß wir sie wieder haben! Wie leben sie denn, mein Kind?" — Luise antwortet mir nicht, fällt Julien zu Füssen, umfasset ihre Kniee, und bittet sie mit Thränen um Vergebung. Julie verstehet nicht, was dieser Auftritt bedeutet, hält es für eine neue Anwandlung der Krankheit, siehet bald mich, bald Luisen mit Befremdung an, umarmt sie, und will sie aufheben. Aber sie will nicht aufstehen, wiederholet ihre Bitte dringender, redet von Ferdinern, bezeugt sehr lebhaft ihren Unwillen über das Verfahren ihrer Mutter, und betheuret, daß sie keinen Antheil daran habe. Julie, die von der Geschichte der Mutter nichts weiß, und Luisen

kein Wort versteht, sieht mich an mit weit grösserer Befremdung als vorher, und frägt mich leise: was sie sage? Ob die Unglückliche vielleicht wieder schwärme? Ich, die Luisens Worte nur gar zu wohl verstand, faßte diesen Irrthum Juliens auf, und sagte zu Luisen, zugleich in der Hoffnung, sie werde meinen Wink verstehen: „mein liebes Kind, besinnen sie sich. Julie weiß nichts, als lauter Gutes von ihnen. Kommen sie zu sich selbst!" Allein es hilft nicht. Luise höret mich, oder versteht den Wink nicht, und wird dringender in ihrer Bitte. „Ich schwärme nicht, Lotte!" antwortete sie; „ich schwärme nicht, liebste Julie! Ich weiß, was ich sage, fühle, fühle das Unrecht, das ich ihnen gethan habe, und stehe nicht auf, ehe sie mir vergeben."

Ich falle ihr immer in die Rede, und wiederhole meine Worte. „Verstehen sie mich denn nicht, meine liebe Luise? Ich sage ihnen, Julie weiß von keiner Beleidigung. Ich bitte, besinnen sie sich." Julie selbst, noch immer in demselben ihr so heilsamen Irrthum, umarmt

Luisen,

Luisen, versucht abermal sie aufzuheben, und sagt ihr: „meine liebe Kranke, wir verstehen sie nicht. Wie könnten sie mich beleidiget haben? Gewiß, mein Kind, es ist Einbildung, was dich beunruhigt!“ —— Aber das alles umsonst! Das gute Mädchen ist so voll von seinem Vergehen, so ausser sich, daß sie keinen meiner Winke verstehet, nichts höret, liegen bleibt, Juliens Kniee fester umfasset, in Thränen zerfließt, und immer dieselbe Aussage wiederholt.

„Nein, meine liebste Julie, ich schwärme nicht: es ist nicht Einbildung! Lotte, reden sie doch! Lotte, sie wissen ja, was ich ihnen geschrieben habe: reden sie, sagen sie doch Julien, die ich in der Seele beleidiget habe, daß nicht Ferdiner, daß ich allein die Schuldige bin. Sagen sie ihr's doch, damit sie mir vergebe, und erzählen alle die Umstände. Ferdiner ist unschuldiger.“ — —

„Ferdiner?“ frägt endlich Julie mit einer Miene, welche zeigt, daß ihr ein schreckliches Licht aufzugehen begann. „Ferdiner? was sagen sie, daß er sey?“ ——

„Un-

„Unschuldiger, als ich;" antwortete Luise. „O! vergeben sie wenigstens ihm, wo nicht mir! Meine Verantwortung ist die schwerste. Und dennoch, wenn sie die Umstände erwägen —— die Reise —— Liebe —— Einsamkeit —— der Ort —— die Nacht —— Lotte, ich bitte, erzählen sie, was ich ihnen geschrieben habe!" ——

Endlich versteht Julie mehr, als Luise selbst ausgedrückt hatte. „Das ist nicht Schwärmerey! Gott, ich verstehe, was sie sagt! Verstehe die Ursache des Tiefsinns und des geheimen Leidens meines Vaters! O! mein Gott! war es das?" sagt sie, und ringt ihre Hände. „Mein Gott! ich ertrag' es nicht!" seufzt sie; erbleicht über dem ganzem Gesichte, und sinkt mir als eine Sterbende in die Arme. Ich habe in der Angst, worin ich bin, noch so viel Besinnung, das Haus nicht in Bewegung zu sezen, damit der Auftritt nicht noch weiter bekannt würde, fasse alle meine Kräfte zusammen, und bringe sie, ohne Hülfe Luisens, welche selbst zu sehr ausser sich war, in ihr Cabinet aufs Bette, wo sie sich aus einer langen Ohnmacht endlich

wieder

wieder erholt, und mich bittet, sie einen Augenblick allein zu lassen.

Ich hätte diese Zeit gern genüzt, mit Lisen, die sich auf einen Stuhl hingeworfen, ihr Gesicht verhüllet hatte, und in Thränen zerfloß, Abrede zu nehmen, daß sie ihrer Aussage, wenn es noch helfen wollte, eine andere Wendung geben mögte: aber aus Besorgniß für Julie hatt' ich nicht das Herz, mich von der Thür zu entfernen, die ich halb offen gelassen hatte, um sie immer im Auge zu haben.

Das war denn freylich ein sehr trauriger Augenblick für mich! Das liebe leidende Mädchen lag auf ihren Knieen, die Hände gefaltet, und das Gesicht, von dem die Thränen herunter strömten, bald gen Himmel gerichtet, bald aufs Bette gedrückt. —— So lag sie länger, als eine Viertelstunde, als ichs nicht mehr ausstehen konnte, und wieder hinein gieng. Da wischte sie ihre Thränen ab, und sezte sich aufs Bette.

„So!“ sagte sie, und sahe mich mit einer freundlich lächelnden Miene an, die mir durch die Seele gieng: „So! — Mir ist schon leichter. Kommen sie doch, meine liebe Lotte,“ fuhr sie fort, und reichte mir die Hand entgegen, da sie sich noch einmal die Thränen abgewischt hatte. „Es ist mir, als ob ich getraumt hätte. Ein übler Traum!“

„Aber doch nicht mehr, als ein Traum, der vergessen seyn muß, sobald man erwachet:“ sagte ich.

„Ferdiner!“ fuhr sie fort, ohne bemerkt zu haben, was ich sagte. „Er sollte die arme unglückliche so gemißhandelt —— ihrer Unschuld beraubt haben! —— War es nicht so? Lotte.“

Ich antwortete, ich hätte Luisen nicht verstanden. Sie hätte ohne Zweifel geschwärmt.

„Es war auch wenigstens so unglaublich, wie eine Schwärmerey;“ antwortete Julie. —— „Was sagte sie noch alles? — Eine Reise — Welche Reise? — sagte sie das nicht? — Die Liebe —

Liebe — die Einsamkeit — der Ort — die Nacht —— das stimmt sehr wohl zusammen. Wissen sie noch, das sagte auch Marie zu ihrer und seiner Entschuldigung! — Arme Marie! — Liebe —— Einsamkeit —— der Ort —— die Nacht, und dann die grausame, grausame That! —— Nein, so zusammenhängend pflegt man nicht zu schwärmen! —— Sie sagte auch, daß sie ihnen geschrieben hätte. Was hat sie ihnen geschrieben?"

„Ich bitte sie, meine liebe Julie, wie kann' ich darauf geachtet haben?" antwortete ich.

„Ich mögt' es doch lesen," erwiederte Julie; „vielleicht finden wir darin deutlichere Spuren der Schwärmerey. Ich kann es nicht fassen. —— Sie ihrer Unschuld beraubt! —— Verdiner! der edle Mann. —— O! ich glaubte immer, seine Seele wäre wie sein Gesicht und seine Rede. Er sprach! — er sprach — Lotte, sprach er nicht, wie ein Engel? — Hätten sie ihn gehört, als er mir das leztemal seine Verirrung be-

kannte! Mit welcher Bewegung! welcher Wahrheit! welchem Gefühl seines Irrthums! — Und als uns Caroline ihre Geschichte erzählte —— wissen sie es noch? —— Doch sie waren nicht dabey —— Wie der Mann litte, als sie erzählte, daß Walsborn Weib und Kind vergessen, und ein zwotes geheirathet hätte! Seine Augen standen in Thränen. Er warf einen Blick auf mich —— ich sehe ihn noch! Seine ganze Seele war in diesem Blicke! Es war, als wenn sie mir sagte: O! der treulose Mann! Aber wenn ich dich jemals vergesse! —— Und nun —— ein armes Mädchen, der Unschuld beraubt! Und mich seine Braut —— Wie groß wäre der Unterschied unter dieser That und Walsborns? —— Ich kann es nicht fassen, Lotte! So viel edles, schönes Mitgefühl, und diese Handlung, blos der Umstände wegen —— Reise —— Einsamkeit —— Ort —— Nacht? Es ist ungereimte Schwärmerey, ohne Zusammenhang. Helfen sie mir's zusammen sezen, Lotte, und geben sie mir den Brief."

"Bestes

„Bestes Kind," antwortete ich, „ich sollte eine solche Schwärmerey wiederholen, um sie um nichts und wider nichts zu quälen? Bedenken sie nur dieß einzige; könnte eine solche Begebenheit wohl so lange verschwiegen und unbekannt geblieben seyn?"

„Was das betrift!" sagte Julie. „Warum nicht? Haben sie nicht gehört, was sie sagte: die Einsamkeit, die Nacht? —— Dann redete sie auch von ihrer Mutter."

Ich stellte mich, als wenn ich das nicht gehöret hätte, und fragte: „von ihrer Mutter?"

„Sie eiferte sehr wider das Verfahren derselben," antwortete Julie, „und betheuerte, daß sie keinen Antheil daran nähme. Welches Verfahren? Ich denke, die Mutter hat es entdeckt, hat Gerechtigkeit verlangt —— das ist ja so billig! —— hat sich an meinen Vater gewandt. — Da verstünd' ich denn seine Verlegenheit, seinen Unmuth, seine Sorge, alles, alles! Zwar er wollte mir's verbergen: aber ich hab' es lange

bemerkt! Ohne Zweifel hatte er auch von dieser Schwärmerey Luisens gehört: und mich dünkt, er hält's für etwas anders! —— Aber ich bitte sie, bitte sie inständigst, was will Luise ihnen geschrieben haben? Sagen sie mirs, meine Lotte, geben sie mir den Brief. — Oder, mein Kind, wenn wir uns die ganze Schwärmerey noch einmal erzählen liessen? Ich bitte sie, Lotte. Ich habe ja nun Stärke und Fassung genug, alles aus ihrem Munde zu hören. Ich bitte sie!"

In welcher Verlegenheit war ich nun! Ich wußte mir durch nichts zu rathen, als durch Aufschub. —— „Liebe Julie," sagt' ich, indem ich sie umarmte, „beruhigen sie sich nur auf heute. Morgen, mein liebes Kind, ich versprech' es ihnen gewiß, morgen soll Luise alles wiederholen: wenn sie morgen noch weiß, was sie heute sagt; und sie werden sehen, daß sie geschwärmet hat."

„Um Gottes willen nicht morgen!" erwiederte Julie, indem sie voll Bewegung aufstand.

„Da

„Da hätt ich, wenns nur Schwärmerey war, welch' eine fürchterliche Nacht um nichts und wieder nichts! Ist's aber mehr, als Schwärmerey, o so wird diese fürchterliche Nacht gewiß nicht ausbleiben, spät oder früh! — Und lieber früh, als spät! — Ich bitte, lassen sie mich meinen Willen haben," sezte sie hinzu, indem sie mit beyden Händen meine Hand ergriff. „Ist Luise noch da?"

„Ich zweifle;" antwortete ich.

„Mein Gott!" erwiederte Julie, „ich habe sie ja wohl nicht angefahren. Hab' ich, Lotte?"

„O! meine allerbeste Julie," sagt' ich, indem ich sie mit Inbrunst an mein Herz drückte, und die Thränen mir aus den Augen stürzten: „schöne, holdselige, theure, theure Seele, ich bitte, ich beschwöre dich, schone deiner! Nein, du Engel, nicht angefahren! O! wie könntest du jemanden anfahren?"

„Das wäre ja auch lieblos!" erwiederte Julie. „Und wenigstens war in meinem Herzen

kein Unwillen, keine Lieblosigkeit gegen sie. Aber ich war meiner Sinnen kaum mächtig. Vielleicht daß zufälliger Weise mein Gesicht. "

„Nichts, nichts! mein Kind, keine kränkende Miene!"

„Das erfreut mich!" sagte Julie; „aber daß sie ja komme, damit ich mich selbst überzeuge. Ich bitte darum! — O! sie sollen sehen, " fezte sie hinzu, indem sie mich lächelnd ansahe, „sie sollen sehen, wie ruhig ich seyn werde."

„Was konnt' ich, liebste Leonore? Alle meine Vorstellungen und Bitten halfen nichts. Ich mußte Luisen hereinführen, ohne ihr einen Wink geben zu können; denn Julie gieng ihr selbst entgegen.

„Komm, meine liebe Leidende," sagte Julie, als Luise ins Cabinet trat, und reichte ihr die Hand: „komm hieher neben mir, deine Hände in die meinigen; und, wenn du Fassung genug hast, so erzähle mir deine Geschichte. —— Oder nein! So eine Erzählung darf ich dir nicht zumuthen. Also keine Erzählung, keine Umstände! Nur antworte

worte mir, ob ich recht vernommen habe? Du hättest Ferdinern geliebt?"

„Luise weinte! und schlug erröthend die Augen nieder.

„Liebes Kind," sagte Julie, „warum errötheſt du, und warum diese Thränen? Liebe ist eine Leidenschaft, die man sich selbst nicht geben, und wenn sie denn da ist, selten, selten überwältigen kann!"

Luise küßte Julien, ehe sie's wehren konnte, die Hand, und bat um Vergebung.

„Was hab' ich zu vergeben?" antwortete Julie. „Haben sie nicht Freyheit zu lieben, wen sie liebenswürdig finden? Was hab' ich denn zu vergeben? Sieh', mein Kind, das ist eben, als wenn ich dich um Vergebung bäte: denn ich liebte ihn auch. Ach! wie unaussprechlich! wie unaussprechlich! Und er war's werth! —— Aber weiter, meine Luise: sagten sie nicht auch, daß er sie wieder liebte?"

Luise antwortete: das hätte sie nicht gesagt; wiewohl sie lange schwach genug gewesen wäre, sich damit zu schmeicheln.

„Ach ja!" sagte Julie. „Man schmeichelt sich denn so leicht! Ich selbst habe mir lange so geschmeichelt."

„Aber," fuhr Luise fort, „ich erfuhr bald, daß er mich niemals geliebt hatte."

„Sagen sie das nicht," erwiederte Julie. „Ich sage ihnen, sie sind ein liebenswürdiges Kind, und er" ——

„Er war Juliens Verlobter, die er, wie ich gewiß weiß, allein liebt," sagte Luise.

„Es war eine Zeit," antwortete Julie, „wo ich auch wußte, daß er mich liebte. —— Vielleicht daß er mich auch izt noch werth schäzet. Aber ich habe von einem Mann gehöret, der ein geliebtes Weib und ein gemeinschaftliches Kind sizen ließ, und ein zweytes geliebtes Weib nahm. Die Männer, mein Kind, können lieben, und wieder vergessen: eine andere, eine dritte lieben, beyde wieder vergessen, und zur ersten wieder zurückkehren; alles, alles wie die Umstände wollen! Siehst du, das hab' ich gehört! Aber das hab' ich nicht gehört, daß sich einer um Eine

zu Tode geliebt habe! —— Doch, daß ich nicht die Unwahrheit sage, von Einem hab' ich gehört, hab' ihn sogar selbst gekannt, der so bis an den Tod liebte. —— Er hieß Veit, und war ein geringer Bauknecht, mein Kind. *) Nun ist er todt, der einzige Mann von der Art, den ich kannte. —— Mannstreue! —— Kennen sie's, Luise? Kennen sie's, Lotte?"

„Was? mein Kind," fragt' ich.

„Es ist ein Kraut," antwortete sie. „Seinen Kunstnamen weiß ich nicht; auf deutsch heißt es, wie ich sagte, Mannstreu. **) Kennen sie es nicht?"

„Nein," sagt' ich: „hab' auch noch niemals den Namen gehört."

„Das glaub' ich;" erwiederte Julie. „Es ist ein sehr seltnes Kraut: wenigstens in unsern Gegenden. Es pflegt nur auf Bergen und Höhen zu wachsen. Ich dacht einmal, daß ichs gefunden hätte, allein ich habe mich geirret. Wenns

auf

*) S. Th. 3. Br. 48.

**) Eryngium.

auf Grabhügeln wüchse; so dächt' ich, wir fänden es auf Veits Grabe. —— Daß ich mich nicht vergesse. Gewiß, meine Luise, gewiß Ferdiner muß dich geliebt haben. O! ich wollte nicht um die ganze Welt, daß er dich nicht geliebt, und doch so mit dir —— du verstehst, was ich nicht gern wiederholen wollte. Aber habe ich dich verstanden."

„O! mein Gott!" sagte Luise, indem sie Julien um den Hals fiel.

„Liebe," fuhr Julie mit ernsthaftern Gesichte fort, "es sollte nicht geschehen seyn! —— Könnten sie sich in der unglücklichen Zeit ihrer Krankheit nicht eine Handlung eingebildet haben, die nicht geschehen war? Ach! man hat zuweilen Träume, die sich nicht wieder auslöschen lassen, so gewiß man weiß, daß es Träume sind. So könnte sich ja auch wohl in ihre empfindsame Seele eine solche Vorstellung so tief eingeprägt haben, und durch die feurige Einbildung so täuschend geworden seyn, daß sie dieselbe bald für Sache nahmen?" ——

Ich

Ich hustete, räusperte, bewegte mich, gab einen Wink über den andern, um Luisen zu verständigen, daß sie hier noch einlenken. und diese Frage mit vielleicht beantworten mögte: aber es half nichts. Das Mädchen war auſſer Stande, sich zu besinnen, und solche Winke zu verstehen.

„ Wollte Gott," sagte sie, „ wollte Gott, es wäre nur das! "

„ Ich denke und hoffe doch," erwiederte Julie, „ so war's! Denn wodurch könnten sie sich des Gegentheils überzeugen."

„ Durch einen Erfolg, " antwortete Luise, „ der —— —— "

„ Einen Erfolg?" fragte Julie, indem sie aufstand, Luisens beyde Hände nahm, und ihr sehr erschüttert starr ins Gesicht sahe. „ Einen Erfolg? Um Gottes willen, welchen Erfolg?"

„ Gott! Wie kann ichs sagen?" antwortete Luise, uud verhüllte ihr glühendes Gesicht.

„ Versteh' ich?" erwiederte Julie. „ Versteh' ich? —— Ein unglückliches Geschöpf?„

„ Ich

„Ich kann's nicht aussprechen," antwortete Luise. „Ein unglückliches Geschöpf, das der Kummer der Mutter zu früh getödtet hatte."

„Nun," sagte Julie, und sank aufs Bette zurück; „so! so!"

„Ich hätte erstarren mögen, als ich Luisens Worte hörete. „Luise," rief ich? „Luise, wie schwärmen sie! Sehen sie denn nicht, wie sie ihre liebe Julie quälen? Sie sind irre, mein Kind, sie sind irre!"

„Wie können sie das sagen, Lotte?" sagte Julie sehr gelassen. „Es ist ja alles so zusammenhängend." Hierauf sah sie Luisen gedankenvoll an, und sagte nach einer Pause: „Nein, du gutes Kind, das war nicht Schwärmerey! Liebe —— Liebe von beyden Seiten, Reise, Ort, Einsamkeit, Nacht! —— Waren sie jemals mit Ferdinern allein gereiset?"

„Ein einzigmal:" sagte Luise.

„Und das ist schon ewige Zeit her," sagt' ich; „ich glaube schon vor zwey Jahren."

„Das

„ Das wäre denn doch die Reise," antwortete Julie. „ Und da waren sie vielleicht so einsam zusammen?" fragte sie Luisen.

„ Wir mußten in der Landwirthschenke übernachten:" antwortete diese.

„ Nun so haben wir alles, Liebe, Reise, Ort, Einsamkeit, Nacht, die grausame, grausame That, und den Erfolg; alles, alles! —— O Gott!" rief sie aus, indem ihr Herz zu voll war: faßte sich aber gleich wieder, und sagte, indem sie Luisen umarmte, mit der holdseligsten Miene, und dem gelassensten Ton: „ nun, meine Liebe, habe nur Geduld! Es kann noch alles gut werden, und soll gut werden. —— Gute Nacht, mein Kind! Du hast der Ruhe nöthig, und ich auch. Sey du nur ruhig, und laß mich —— Nein, ich werde dir nicht im Wege seyn; ich fühle schon, daß ich —— O! Gott! —— Gute Nacht! gute Nacht! —"

Luise, unvermögend ein Wort zu sprechen, stürzte hin zu Juliens Füssen, wollte reden, konnte nicht, und bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen.

Julie hub sie auf, und umarmte sie. „Gute Nacht, gute Nacht!" rief sie ihr nach, als ich sie aus dem Zimmer führte. —

Diesen Auftritt hatten wir ehegestern. Julie hat in diesen beyden Nächten wenig geschlafen; gegessen hat sie noch weniger. Der Schlag war desto schlimmer, weil er ganz unerwartet kam. Ich besorge, er hat einen der feinsten und hauptsächlichsten Fäden des Lebens zerrissen. Die Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist, fällt sichtbar ins Auge. Sie ist in diesen zwey Tagen mehr verfallen, als beynahe in der ganzen Zeit, die ihre Unruhen nun schon gedauert haben. Herr Wolmer hat zum Glück diese beyden Tage einmal auf Grumbuy, das andremal bey dem Prediger in Auenbrügge zu Mittage gegessen, und also Julien nicht viel gesehen. Morgen speiset er zu Hause, und ich fürchte mich schon vor seinen Fragen!

Sechs und dreyßigster Brief.

Auguste an Ferdiner.

Hamburg, den 30ten.

Wär' es nicht so hergebracht, und in den meisten Fällen sehr gut, daß wir uns gegen Ihr Geschlecht ein wenig kostbar halten; so hätt' ich Sie besucht. Wäre unsere Freundschaft ein wenig älter und vertraulicher; so würde ich Sie gebeten haben, mich zu besuchen. Nun aber, wie die Sachen nach der Weise der Welt unter uns izt stehen, könnte das erste anstössig und das andere unhöflich scheinen; und so bleibt mir kein anderes Vehikel übrig, als ein Billet, Ihnen, Herr Ferdiner, einen Wink zu geben, und einen guten Rath.

Der erste ist wichtig; und weil man nicht wissen kann, wie eilig? so durft' ich nicht warten, bis der Zufall abermal so gut würde, mir eine Gelegenheit, Sie zu sehen, zuzuwerfen.

Ich weiß, daß zwischen Ihnen und dem Vater Ihrer Braut ein Misverständniß entstanden ist. Zwischen Ihnen und Ihrem Oheim läßt sich zwar kürzer sagen; aber ich wähle mit Fleiß den längern Ausdruck, und überlass' es Ihrem Scharfsinn und Ihrem Herzen, zu verstehen, und zu fühlen, warum?

Worin Ihr Misverständniß bestehet? Wer von beyden die Schuld hat? — Das erste weiß ich nicht, und das andere thut, denke ich, nichts zur Sache. Meistens ist auf der einen Seite nicht mehr und nicht weniger Schuld, als auf der andern. Hätt' ich indeß zu sprechen, so wären Sie schon für den unschuldigen Theil erklärt: aber das gemeine Urtheil, wenn die Sache sonst nicht so klar ins Gesicht fällt, als der Sonnenschein, spricht für den Schwiegervater, weil dessen Tochter als Braut dem Schwiegersohn und Bräutigam vieles recht machen sollte, was sonst eben nicht recht war. — Wohlbedacht, kann ich auch nicht sagen, daß diese Entscheidung so unrecht wäre.

Dieß Misverständniß, besorgt man sehr, könnte vielleicht in Kurzem einen völligen Bruch veranlassen; dann würden ganz gewiß zwey Personen leiden, für die ich sehr viel Partheylichkeit habe, und davon wenigstens eine ganz unschuldig ist. Noch kommt ein andres Uebel dazu. Man besorgt, daß auch eine dritte Person hineingeflochten werden mögte, die ich liebe, wie meine Schwester. Damit hoff' ich, die Person, die ich verstehe, genug bezeichnet zu haben. —— Denn man glaubt wenigstens bey Ihnen, verzeihen Sie, daß ichs so schlechthin wieder sage, wie mirs gesagt wurde, einen unbiegsamen Eigensinn zu bemerken, der wohl eine geheime Neigung zu Mishelligkeit hinter sich haben könnte, und daraus entstünde, daß Ihr Herz ein anderes Interesse —— Drück' ich mich auch deutlich genug aus?

Dieß sind, sag' ich, noch zwar stille Besorgnisse solcher Personen, die Ihnen wohlwollen: aber ich befürchte, daß sie laut werden! Meine Freundin scheint noch nichts davon zu wis-

sen; sollte sie es aber erfahren; so wäre mir nicht mehr möglich, das Versprechen zu halten, was ich Ihnen gegeben habe. Dieß wäre noch nicht das Schlimmste! Sie hat Anträge, —— denn ich finde mich genöthigt, Ihnen in der Angst mehr zu verrathen, als ich sollte —— Sie hat Anträge, —— die sie ohne andere hinzukommende Ursachen noch lange, lange zu überlegen haben dürfte, und ich zweifle, ob jemals annehmen würde? Sollte aber das Band zwischen Ihnen und Julien wieder zerrissen werden, und irgend ein entfernter Verdacht der Schuld auf meine Freundin fallen, so ist nichts gewisser, als daß derselbe Augenblick, wo sie davon Nachricht erhält, auch auf der Stelle ihre Entschliessung bestimmen wird.

Da hab' ich Ihnen, was ich zu sagen hatte, so fein und so räthselhaft gesagt, daß Sie, um mich zu verstehen, vielleicht allen den Scharfsinn brauchen werden, den Sie besizen.

Einer Antwort bedarf es meinetwegen nicht. Also dürfen Sie sich nicht weiter bemühen, als

daß

daß Sie den Inhalt meines Billets wohl beherzigen. Fänden aber Sie für sich noch einige Erläuterung nöthig; so hat mein Diener Befehl, Ihre Antwort mündlich oder schriftlich zurück zu bringen.

Ich weiß nicht, ob Ihnen daran gelegen ist, aber des guten Glaubens wegen, den ich mir von Ihnen wünsche, kann es nicht überflüssig seyn, Sie noch zu versichern, daß ich Ihnen von Herzen gut bin.

Sieben und dreyßigster Brief.

Ferdiner an Auguste.

Hamburg, den 30ten.

Selten eilt die Verpflichtung zur Dankbarkeit der Bekanntschaft vorauf. Ich aber bin Ihnen Dank schuldig, ehe ich noch Ihren ganzen Namen zu nennen weiß. Das verspricht mir eine Freundschaft, die ich nicht genug werde

schäzen können. Das erste, was ich zu thun habe, ist wenigstens, daß ich Ihnen sage, wie sehr Sie mich erfreuen und verpflichten. Dieß kann nicht besser, als mündlich, und für meine Begierde, es zu thun, nie geschwind genug geschehen.

Wenn Sie mir dieß erlauben, und zugleich Ort und Stunde bestimmen; so wird einer meiner dringendsten Wünsche erfüllt seyn, und ich werde Gelegenheit haben, mich über das erwähnte Misverständniß zu erklären. Dann hoffe ich auch das Zeugniß der Unschuld zu verdienen, das Sie so gütig waren, mir allein auf mein ehrliches Gesicht geben zu wollen.

Acht und dreyßigster Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 2ten April.

Mein Onkel ist positiv: und ich bin's auch. Er will, ich soll, soll mich auf seine Fragen einlassen; und ich will's nicht. —— Wie wird der Ausgang seyn? —— Wie er gewesen ist? sollten Sie fragen. Oder können Sie nach folgender Erzählung noch eine neue Untersuchung erwarten?

„Vetter," sagte mein Onkel, der vermuthlich dieser Sache wegen herüber gekommen war, und mich ganz unvorbereitet überfallen hatte, „Vetter," sagte er diesen Morgen nach den kurzen Empfangscomplimenten, „schriftlich kommen wir nicht aus einander, wollen wir's mündlich versuchen?"

„Ich habe sie nicht überzeugt?" fragte ich.

„Darnach war ihr Brief nicht eingerichtet:" erwiederte er. „Sie haben mich nicht überzeugen wollen."

„Demnoch hab' ich gethan, was ich konnte:" sagt' ich.

„Das würde mir leid seyn!" antwortete er: „denn dieß alles ist so viel als nichts."

„Ich habe doch geschrieben, daß die Historie ein Weibermährchen ist!" erwiederte ich.

„Das ist, wie man weiß, die erste und lezte Antwort eines jeden Beklagten!" sagte er.

„Und wenn sie wahr ist, was verlangt man mehr von ihm?" sagt' ich.

„Wenn sie wahr ist!" versezte er.

„So war meine:" antwortete ich.

„Vetter," sagte er, „sie haben auch die Rechte studirt. Wenn die Sache ins Gericht gebracht würde?"

„Ich wollte, sie wäre da, mein Onkel."

„Sie wäre schon da gewesen," erwiederte er, „wenn ich ihrer Ehre nicht geschont hätte."

„Ich danke für die gute Absicht! Aber ich kann nicht sagen, daß sie in dem Gerichte, wo sie izt ist, am besten sey:" sagte ich.

„Ich

„Ich bewundere ihren Muth!“ antwortete er mit ziemlich bitterer Ironie. „Aber wenn sie nicht etwas mehr haben, als Muth; so werden sie ihren Proceß verlieren.“

„Etwas mehr, mein Onkel, allerdings! Ich habe auch Wahrheit auf meiner Seite.“

„Ich wünsche ihnen Glück dazu;“ sagte er. „Diese Wahrheit würde denn hoffentlich die Probe gehalten haben; und da wär' es doch auf Frag' und Antwort angekommen.“

„Diesmal vielleicht nicht,“ erwiederte ich, „wenn sie Klägerin oder Klägern nur abgewiesen hätten.“ ——

„Die Mutter hat bey dem Prediger Einsage gethan:“ sagte mein Onkel.

„Und der Prediger ist so gütig gewesen, sie anzunehmen?“

„Mußt' er nicht?“ fragte mein Onkel.

„Mußt' er?“ fragte ich.

„Wenn er nicht abgesezt werden wollte!“ sagte er.

„Also stünd' es in jedermanns Belieben, ob ich getrauet werden soll, oder nicht?" fragte ich. „Verzeihen sie, wenn ich diese Gefälligkeit des Predigers nicht wohl begreife. Er mag die Einsage von einer Privatperson annehmen. Nichts dagegen! Aber er weise sie sogleich nach dem Richter mit der Verwarnung, daß, wenn ihre Einsage nicht binnen einer bestimmten Zeit gerichtlich bestätiget wird, er die Trauung verrichte. Was hat ihm eine Privatperson zu gebieten?"

„Wenn dabey ein Versehen begangen wäre; so wäre es aus Fürsorge für ihre Ehre geschehen. Die Frau drohete zu klagen."

„Also muß ich wohl danken, wo kein Dank verdient ist:" antwortete ich. „Mag es so seyn! Aber warum wurde denn die Frau von dem Prediger nicht hernach ins Gericht gewiesen? Warum auch nicht von ihnen, mein Onkel?"

„Ihrer Ehre wegen, mein Vetter, ihrer Ehre wegen! Wenn sie nun ins Gericht gekommen wäre?"

„Mey-

„Meynen sie denn, mein Onkel, daß mein Gegner das gewagt haben würde? Eine Geschichte, die so übel zusammengesezt ist, daß sie das Gepräge der Erfindung und Verwerfung an der Stirne trägt?“

„Das haben sie mir zwar geschrieben,“ antwortete er; „und ich habe dieses Gepräge sorgfältig gesucht, aber nicht finden können. Wollen sie meiner Langsamkeit nicht zu Hülfe kommen?“

„Gesezt, der Anwald sagte vor dem Protocoll also aus: Luise Brockhorst, ein unbescholtenes wohlerzogenes Frauenzimmer, alt achtzehn Jahre, sagte an dem und dem Tage —— das Datum weiß ich nicht; gleichviel —— im Jahr 1761. während einer Krankheit, die ihren Verstand angriff —— Nicht so, mein Onkel?“

„Sie hatte freylich geschwärmt,“ sagte er; „aber nicht in dem Augenblicke, wo sie aussagte.“

„Aber doch während ihrer Krankheit. Mehr sagte ich ja nicht.“

„Gut, Vetter.“

Ich

Ich fuhr fort: „sie sagte während einer Krankheit, die ihren Verstand angriff, an den Prediger aus.“ ——

„Und zwar im Beichtstuhl!“ sagte mein Onkel. „Belieben sie das nicht zu vergessen!“

„Desto schlimmer,“ sagte ich.

„Ich denk's auch,“ antwortete er.

„Für die Aussagerin, meyn' ich; was mich betrift, desto besser!“

„Hm!“ sagte mein Onkel, „der Beichtstuhl pflegt sonst nicht der Ort zu seyn, wo man Lügen aussagt.“

„Doch ist er der Ort,“ antwortete ich, „wo zu einem schwachen Kopfe der Aberglaube leichter Zugang findet, als an irgend einem andern.“

„Nur weiter!“ sagte mein Onkel.

„Also,“ fuhr ich fort, „sagte sie während einer Krankheit, die ihren Verstand angriff, im Beichtstuhl, wo der Aberglaube zu einem schwachen Kopfe leichter Zugang findet —— Und das vollends, mein Onkel, wenn das arme Mädchen nach Inquisitionsweise —— ——“

„Die-

„Diese Parenthesis könnten sie weggelassen haben," sagte er: „der Prediger ist ein redlicher, frommer, gewissenhafter Mann."

„Dafür halt' ich ihn selbst:" antwortete ich. „Nur haben wir Beyspiele, daß die Geistlichen zuweilen neubegieriger sind, als sie seyn sollten, und gern den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit erweitern. Gleichgültig! Indeß, ob Luisens Aussage Antwort, oder blos Aussage war? das ist nicht so gleichgültig."

„Blos Aussage, freywillige, unerwartete Aussage!"

„Angenommen! Also sagte sie in besagter Krankheit, am besagten Orte, freywillig und ungefragt aus: —— was?"

„Daß sie von ihnen ihrer Ehre beraubt worden, Ort, Tag und Stunde! Das nicht zu vergessen!"

„Nichts soll vergessen werden," erwiederte ich: „auch das nicht, wie sie mir schreiben, daß sie zwar aussagte, aber zugleich das Ausgesagte dem Prediger als ein Geheimniß anvertrauete. War es nicht so?"

„So

„So war es; und desto schlimmer für sie!“ erwiederte er.

„So wären wir mit dem, was Luisen betrift, fertig, und können zusammen nehmen. Gesezt nun der Concipient lieset diese Aussage vor; (ich vertrat des Concipienten Stelle, und las sie;) meynen sie, daß von allen Richtern ein einziger nicht lächeln, und den Kopf schütteln würde über die Aussage einer Person, die während der Zeit bekanntermassen schwärmte? Eine Blödsinnige kann man bedauren, aber nicht aussagen lassen.“

„In guten Stunden, warum nicht?“

„Ich bitte um den Beweis,“ erwiederte ich, daß gerade die Stunde der Aussage eine gute Stunde des heitern Verstandes war? Zumal im Beichtstuhl, da leicht der Aberglauben, oder wie soll ichs mit den besten Worten nennen, überspannte Gewissenhaftigkeit zu der Chimäre hinzu kam, die in der Seele des armen Mädchens einmal die Verwüstung angerichtet hatte! — Ferner was bewog sie, die Sache dem Prediger zu offenbaren?“

„Ge-

„Gewissensunruhe:“ sagte mein Onkel.

„Die niemand leichter sich macht, als einer, der schwärmet. Da haben sie denn den erhizten Kopf! Heisse Einbildung ohne kühlen Verstand! —— Und was war die Absicht? Wo nicht eine böse verdammte Absicht gewisser Anstifter, die das gute arme Kind zur Maschine brauchten, oder, wie gesagt, Schwärmerey verbunden mit Aberglauben; so war's —— gar keine. Was sie von diesen belieben, mein Onkel. Bosheit von Verläumdern, Aberglauben, oder Aussage für nichts und wieder nichts; immer, immer haben sie mehr oder weniger Schwärmerey; heisse Einbildung ohne kühlen Verstand! —— Auch war ja die Aussage dem Prediger als ein Geheimniß anvertrauet?“

„Daraus sehen sie,“ sagte mein Onkel, „daß sie nicht daran dachte, ihnen zu schaden.“

„Wie kam es indeß, daß der Prediger ein anvertrautes Geheimniß wieder aussagte? Wollte der mir schaden? Wer oder was bewog ihn dazu? Wer gab ihm Erlaubniß, es weiter zu sagen?

sagen? War ihm nicht Stillschweigen auferlegt? Welche äusserste Nothwendigkeit zwang ihn, es zu brechen? Wer sagte ihn davon los?" ——

„Vetter," sagte mein Oheim, „sie haben die Rechte studirt!" Die Miene, womit ers sagte, gab diesen Worten eine schlimme Bedeutung. Es verdroß mich.

„Mein Onkel," sagte ich, „nicht um eine schlechte Sache gut zu machen; sondern um Verläumder zu überweisen, daß sie Schurken sind!"

„Aber die Aussage der Mutter nicht zu vergessen!" sagte er. „Eine unterstüzt die andere."

„Eine zerstört die andere," antwortete ich. „Wußte die Mutter von der Aussage ihrer Tochter?"

„Kein Wort!" antwortete mein Onkel. „Aber sie wußte, daß ihre Tochter sich in solchen Umständen befunden hatte, die das, worüber sie Klägerin ist, erweisen."

„Und daraus weiß sie denn auch, daß ich der Mann bin, den sie in Anspruch zu nehmen hat? Ich, gerade ich? —— O! mein Onkel,

wenn sie hier nicht sehen, daß die arme blödsinnige Tochter, ohne ihr Wissen, die Maschine der Mutter, wie diese wiederum die Maschine, wer weiß, wessen? war, so hab' ich schon zu viel Worte verschwendet. „

„ Maschine," sagte mein Onkel, „ immer Maschine! Wenn's denn ein Betrug ist, Vetter, so ist es ein Betrug, welcher der Wahrheit so ähnlich sieht, daß er verdient, stückweise aus einander gesezt zu werden. Und daß sie dem immer ausweichen wollen! Sie haben Muth, sagten sie. Warum scheuen sie das Licht?"

„ Diese Frage —— bey Gott! nur mein Onkel durfte sie thun," sagt' ich; und stand mit solcher Bewegung auf, daß der Stuhl, worauf ich saß, an die Wand fuhr, und umfiel. Ich nahm ihn, und sezte ihn etwas hart wieder auf.

„ Nicht so ungehalten! Sie schaden ihrer Sache:" sagte mein Onkel.

„ Ich will mir alle weitere Fragen verbitten!" antwortete ich.

„ Das heißt: sie sehen gern, daß wir geschiedene Leute sind?"

„ Wenn ich das gerne sähe; so hätte ich ja schon viel zu viel Worte verloren! “

„ Wenn sie's nicht gern sähen; so würden sie kein Bedenken tragen, sich auf Umstände einzulassen. Sehr oft liegt in den Umständen alles. Und so ists hier. “

„ Ich habe ja gewiesen, daß sie sich aufheben; “ antwortete ich.

„ Unterstüzen, “ sagte mein Onkel, „ unterstüzen, sag' ich ihnen, wenn einer davon wahr ist; und das will ich ja nur wissen! “

„ Wer kann und mag alles beantworten? “ antwortete ich.

„ Nur ja, oder nein! Vetter. “

„ Nun denn, ja oder nein! mein Onkel. “

„ Sie sind im Jahr 1761. mit Luisen nach Hamburg gereiset? “

„ Wahr! “

„ Haben in der Landschenke mit ihr übernachtet? “

„ Völlig so! “

„ Und in dieser Nacht “ — —

„ Nun?

„ Ich

„Ich dächte, sie verstünden mich?“ — —

„Nein!“

„Sie waren nach Mitternacht in Luisens Kammer? Nur diese Frage bejahet, oder geleugnet!„

„Bejahet also!„

„Ich darf wohl nicht mehr fragen, in welcher Absicht?“

„Warum nicht? War etwa nur eine möglich?“

„Vielleicht manche. Ich wünsche doch nur eine einzige zu hören, ausser der, die sich vermuthen läßt.“

„Sezen sie denn: das Mädchen wird entweder durch einen Traum, oder durch ein Gepolter geweckt: ruft nach Hülfe: ich höre die Stimme: eile zu ihr: finde sie in grosser Bewegung, ermuntre sie“ —

„Und“ —

„Und? — Nun ja, und es zeigt sich, daß ein Fenster offen steht, daß sie einen Mann gesehen haben will, daß wir des Morgens ihren Ring vermissen, und vermuthen, es müsse ein Dieb da gewesen seyn.“

„Weiter nichts?“

„ Weiter nichts? — Nein, weiter nichts für dasmal!“

„ Der Dieb hätte sich denn wohl mit dem Ring begnügen können!“

„ Man sollte denken! Indeß war es auch nicht einmal ein Dieb gewesen. Denn da ich nachher den Ring wieder gefunden habe; so muß es nur der Wind gewesen seyn.“

„ Der Wind?“

„ Zweifeln sie, daß er ein Fenster aufreissen könne? “

„ O nicht doch! Auch nicht daran, daß er ein Mädchen seiner Unschuld berauben kann! — Wer könnte zweifeln? Ich nicht, Vetter — und haben sie Luisen einen Ring gegeben? “

„ Das hab' ich, mein Onkel, um dem guten Mädchen den vermeynten Verlust zu ersezen.“

„ Der konnte doch wahrhaftig durch keinen Ring ersezt werden! — Nun, Vetter, will ich nicht weiter fragen. Das Uebrige läßt sich durch Briefe ausrichten. — “

So gieng er von mir, und ich war nicht in der Laune, ihn aufzuhalten.

Neun und dreyßigster Brief.

Auguste an Sophie.

Hamburg, den 7ten.

Sagen Sie mir nichts wider den Mann! Er ist nun einmal mein Liebling! hat so viel Empfehlendes, und spricht so offen, und wohl, daß ich ihn für unschuldig halten will! —— Das versteh' ich doch nur von der Liebe, deren man ihn izt beschuldiget. Was Elise betrift —— aber davon ist ja dießmal die Rede nicht.

Ich hatte mir anfänglich vorgenommen, ihn allein über den bewußten Punkt zu catechisiren, und unsere Zusammenkunft sollte in dem Gasthofe London seyn. Aber dacht' ich wieder, womit werde ich die Freyheit auf einige Weise entschuldigen, daß ich mich in seine Familiensachen mische, da wir mit einander noch nichts mehr, als blosse Bekanntschaft gemacht haben?

Er weiß nun einmal meine Freundschaft mit Elisen; und ich würd' ihm nicht wahrscheinlich machen können, daß ich ohne Verabredung mit ihr handle, wenn er auch nur drey Viertel von der Klugheit besässe, die er ganz besizt. Ferner ist die

Sache selbst nicht von der Art, daß der Wohlstand mir erlaubte, mit ihm davon zu reden; und am Ende, da es doch nur darauf ankömmt, ihn zu bewegen, daß er nach Färmbüll hinüber reise; wer könnte das besser, als Elise? Also kam ich auf den Entschluß, es koste was es wolle, Elisen zu bitten, daß sie versuchen sollte, was ich mit Hoffnung des Erfolgs nicht unternehmen konnte. So konnte ich ihm denn zugleich mein gegebenes Wort halten, daß er sie noch einmal sprechen sollte.

Das that ich; aber ich fand meine Arbeit! Es ist zu weitläuftig, und dient zu nichts, alle die Gründe und Bitten zu wiederholen, womit ich in sie drang. Vierzehn Tage hab' ich nöthig gehabt, sie nach und nach mit dem Gedanken von einer Unterredung mit dem, den sie liebt, aber einer andern überlassen muß, zu versöhnen. Endlich hat die Versicherung, daß diese Unterredung das einzige Mittel sey, den Bruch zu verhüten, über ihre Entschliessung entschieden. —— Freylich ist es keine gemeine Handlung, einen Geliebten zu bereden, daß er einer andern werde! Die meisten

sten unsers Geschlechts würden sich viel wissen, und auf allen Beyfall des besten Theils der Menschen Anspruch machen, wenn sie sich auch nur leidend verhielten! Von Elisen konnt' ich mehr erwarten; und sie hat, o! wie ausserordentlich hat sie meine Erwartung erfüllt! Dennoch war ihre Bedingung, daß ich den Versuch zuerst machen sollte; und nur wenn es nothwendig wäre, wollte sie mir zu Hülfe kommen, nicht aber mit ihm allein gelassen werden.

Also ließ ich Ferdinern auf diesen Morgen zu mir bitten, und schon um eilf Uhr war er da. Dieser Auftritt, besonders die Unterredung mit Elisen, ist so interessant, und wirft einen solchen Glanz auf meine Elise, daß ich mich auch nicht zwingen konnte, einen Umstand von Erheblichkeit wegzulassen. — Dahin gehören nun freylich nicht die Anfangscomplimente, die also wegbleiben.

„Sie müssen viel leiden, Herr Ferdiner," sagte ich. „Aber das ist ein Beweis, daß sie ein Mann sind, der sehr hervorragt; und dann daß sie eine Eroberung gemacht haben, welche ihr halbes Geschlecht gemacht zu haben wünschen würde.

Wer denn so leidet, auf dessen Seite ist doch immer der Vortheil.“

„Ich muß es meinem Glücke danken,“ antwortete er, „das eben mich ersehen hatte, zu finden, was bessere als ich suchten; gesezt auch, daß ich am Ende nur gefunden hätte, um den Verlust zu fühlen.“

„Verlust?“ erwiederte ich. „Sie müssen's nicht wieder verlieren! Wenn auch das Finden, wie sie es zu nennen beliebten, nicht in unserer Gewalt ist; so dünkt mich doch, was ich einmal habe, das sollte wohl in meiner Gewalt seyn, nicht wieder zu verlieren.“

„Ich bin versichert,“ sagte der Schmeichler, „daß sie in ähnlichem Falle nicht wieder verlieren können.“

„Und doch hab ich!“ antwortete ich: „denn ich muß ihnen nur gestehen, daß ich, ohne mich selbst zu verstehen, eine Prahlerey sagte.“

„Ich höre,“ sagte er mit einer süssen Miene, halb Scherz, halb theilnehmendes Mitleiden, das ich nicht beschreiben kann: „ich höre, sie sind Wittwe? Der Fall ist denn freylich auszunehmen.“

Ich wurde roth. —— Unerwarteter, treffender, und unschuldiger hätte schwerlich ein Verweis gegeben werden können. Freylich, warum verlor ich den einen? Es war auch in meiner Gewalt, ihn nicht zu verlieren. Und so hatt' ich einen doppelten Verlust. ——

Beynahe hätte ich auf Ferdiners Fragen geantwortet: zweymal Wittwe! Aber das erstemal wäre die Widerlegung meiner eigenen Worte gewesen. Also verschwieg ich diesen Verlust, und hielt mich in meiner Antwort allein an dem andern:

„Ich danke ihnen, daß sie mir wieder einhelfen!“ sagt' ich. „Ich dachte denn in der That auch nur an Fälle, die nicht vom Schicksal allein abhangen. Fälle, wo es nur auf Geduld ankömmt, um zu behalten.“

„Wenn's nur das wäre,“ erwiederte er; „so hätt' ich gewiß nicht verlieren sollen.“

„Das war ohne Zweifel von Elisen geredt. Ich verstand, aber nahm es in einer andern Bedeutung.

„ Mehr in der Welt nicht," antwortete ich. „ Zum Exempel gleich in dem kleinen Misverständniß unter ihnen und ihrem Onkel. Ich weiß, es bedarf nur einiger Gelassenheit und einer Erklärung von ihnen. Sie reisen nach **Färmbüll**, und die Sache ist entschieden."

„ Ich dürfte wohl zweifeln," sagte er, „ daß ihnen die Sache völlig genug bekannt ist!"

„ Ich muß es gestehen, ich weiß nur das Allgemeine."

„ Und das Detail," sagte er, „ ist nicht von der Natur, daß ich sie davon unterhalten dürfte. Um es so kurz zu sagen, als möglich: ich werde in eine Geschichte hineingeflochten, die von der einen Seite auffallende Ungereimtheiten in ihrer Zusammensezung hat, und auf der andern Seite mit Umständen gewürzt ist, die ihr Geschmack nach Wahrheit geben."

„ Wenn ich ihre Richterin wär', ich würde mir etwa nur das Abgeschmackte zeigen lassen, ohne mich um die kleinen Ingredienzien zu bekümmern: und ich wette, ihr Onkel ist ein eben so billiger Richter!"

„ Da

„Da hätten sie doch ihre Wette schon verlo-ren," sagte er. „Mein Onkel ist ganz anderer Meynung. Ihm schmecken die Champignons, und so geht das ganze Gericht recht gut hinunter."

Ich mußte lächeln. „Das käme auf den Versuch an," sagt' ich. „Wollen sie den nicht machen?"

„Er ist schon gemacht:" antwortete er; „schriftlich und mündlich: und ich sehe nicht, was noch übrig seyn könnte. Mir scheint es, als ob die Sentenz schon gesprochen ist; ich erwarte nur noch ihre Ausfertigung."

„Die wird denn, hoffe ich, für sie ausfal-len:" sagte ich.

„Sie sollte zwar," erwiederte er: „denn bey Gott! kein Mensch kann das Verfahren, was mir angedichtet wird, mehr verabscheuen, als ich!" — Das mit einer Bewegung, mit einem Gesichte so voll Ernst und Wahrheit, und mit ei-nem Einklange alles dessen, was an dem ganzen Mann redet oder bedeutet, daß ich selbst auf sein

gutes

gutes Gewissen schwören wollte! —— „Sie sollte zwar," sagte er: „aber ich zweifle."

„Das begreif' ich denn nicht," versezte ich. „Ich bin doch versichert, daß ihr Oheim seinen edlen Neffen zärtlich liebt, sehr stolz darauf ist, einen solchen Neffen zu haben; und um seinentwillen Bewerbungen um seine liebenswürdige Tochter abgewiesen hat, die er sonst gewiß würde angenommen haben!"

Er zuckte die Achsel, und antwortete: „die gute Meynung, die wir von andern haben, verändert sich mit unserer Achtung und Liebe für sie unsere Liebe mit unsern Neigungen, und unsere Neigungen mit unsern Launen, oder auch umgekehrt. Zumal wenn andere Personen zwischen treten; Winke, Nachrichten, Erdichtungen ausstreuen, oder auf eine andere Art eine Veränderung in unsern ersten Vorsäzen und Entschlüssen veranlassen. Da wird denn leicht ein Vorwand gefunden, geschlossene Verbindungen wieder aufzuheben."

„Sie

„Sie glauben also, Herr Ferdiner, daß sie Feinde haben? Sollten sie sich nicht irren?“

„Das glaub' ich allerdings,“ antwortete er, „daß diejenigen Personen, die meine Kläger seyn sollen, nur Maschinen sind, die ein dritter in Bewegung sezt.“

„Und dieser dritter, wenn ich neugierig seyn darf?“

„Eine bescheidene Bewegung bat um Entschuldigung, daß er diese Frage nicht beantwortete. Desto eher verstand ich sie.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte ich lächelnd, so ist es mein Verwandter. Machen sie mir kein Geheimniß daraus,“ sezte ich hinzu.

„Ich habe wenigstens, weil sie doch meine Aufrichtigkeit auffordern, viele und nicht geringe Ursachen, dem Herrn Dankwart nicht die beste Gesinnung gegen mich zuzutrauen.“

„Der Mann hat unstreitig seinen Fehler;“ antwortete ich. „Eine gewisse Familiengrille, und vor allen eine Heimlichkeit und Verschlossenheit, die ihm, ich weiß nicht, welches Air von Stolz, und

vielleicht

vielleicht auch von einem nicht guten ehrlichen Herzen geben. Das macht denn, daß andere Personen, —— und darunter bin ich auch eine Zeitlang eine Hauptperson gewesen — lange kein Zutrauen zu ihm gewinnen können. Wenigstens gehöret viel Zeit und Geduld dazu, sich durch die manchen Ceremonien und kleinen Aussenwerke, die um seinen innern Menschen herum liegen, hindurch zu arbeiten; und Zeit und Geduld mag nicht jedermann aufwenden. Nun sind zwar diejenigen Herzen selten ehrlich, die sich ringsum verpallisadiren: aber bey meinem Vetter, Herr **Ferdiner**, ists nicht Natur, sondern durch Erziehung zugezogene Gewohnheit, die denn endlich zur zwoten Natur wird. Sein Vater war im hohen Grade zurückhaltend, mehr aus einer natürlichen Ernsthaftigkeit, die durch langen Verdruß über eine Reihe von Betrügereyen, Kränkungen, Falschheiten seiner Freunde sowohl als Feinde, endlich beynahe zur Menschenscheu —— nicht zum Menschenhaß —— und zu übertriebener Behutsamkeit geworden war. Von diesem Vater wurde **Dankwart** einzig und allein erzogen.; und sie wissen, was Erziehung vermag!

mag! Seine Schwester hingegen, die Althausen, welche unter der Aufsicht ihrer Mutter erwuchs, einer lieben, offenen, freymüthigen, aufgeweckten Frau, ist gerade, wie sie selbst bemerkt haben müssen, der Revers von ihrem Bruder. Dennoch versichere ich sie, was das Herz, und wie gesagt, den innern Menschen betrift, darin sind sie wahre Schwester und Bruder. —— O! ich habe manchen Strauß gehabt mit diesem Vetter! Aber immer hab' ich gefunden, daß er der rechtschaffenste Mann ist, den man sich zum Mann, oder Freund, oder Vetter wünschen könnte. —— Also für den muß ich ein Wort bey ihnen einlegen; und übernehme die Verantwortung aller Schuld, die er an ihrer Mishelligkeit haben soll, mit Verpfändung meines ganzen Vermögens. Ich bitte, " sezt' ich hinzu, „halten sie mich bey meinem Worte! "

Er antwortete nicht, und beugte sich abermal. Das hieß: ich hätte ihn nicht überredet. Ich bog wieder ein.

„ Ueber meiner langen Defension, die doch wohl schlecht genug gerathen seyn mag, vergess' ich

ich die Hauptsache. Mein Vetter oder nicht, Verläumdung oder keine, gleichgültig! Es muß ihnen leicht seyn, sie alle zu beschämen. Aber, aber" —— den Finger in die Höhe gehoben, und die allerholdseligste Miene, wozu sich die Muskeln meines Gesichts, der Mund und die Augen nur immer wollten zurecht ziehen lassen; denn ich dachte meinem Mann einen Verweis zu geben: —— „Aber, aber, der Angeklagte will sich nicht allemal so gut vertheidigen, als er könnte!„

„Das ist wenigstens nicht mein Fall:" sagt' er.

„Auf ihr Gewissen?" fragt' ich, immer noch mit derselben Miene.

„Auf mein Gewissen!" antwortete er.

„Man argwöhnte sonst, sie wünschten nur für schuldig gehalten zu werden: denn" ——.——

„Denn? ich bitte, vollenden sie:" sagt er.

„Denn ihre erste Verbindung wär' ihnen unvergeßlich."

„Unver-

„Unvergeßlich!“ erwiederte er, „es ist wahr! wahr! liebste Madam, und mehr, als unvergeßlich! Aber wenn ich mich von der zwoten losmachen wollte; glauben sie mir, es würde geradezu, nicht durch diese arglistige Wendung geschehen. Nein, ich darf sagen, ich habe alles gethan.“

„Ihr Fall könnte es auch durchaus nicht seyn:“ erwiederte ich. „Welch ein Engel ist hier zu gewinnen, oder zu verlieren? Aber ich hab' es erfahren, lieber Herr Ferdiner“ —— Da war sie weg diese heitere Miene, und ich fühlte mein Gesicht in der Lage, die es hat, wenn ich weinen mögte —— „Ach ich hab' es selbst erfahren, daß die edelsten Seelen einen gewissen Stolz — Hoheit wäre vielleicht das bessere Wort! —— und einen gewissen Eigensinn besitzen, der ihnen oft schadet; ihnen und denen, wovon sie einen wichtigen Theil ausmachen. Da können denn die kleinen Seelen, ihre Feinde, wenn sie Feinde haben, Blösse finden. —— Wahrlich, ich wollte, sie liessen sich dann und wann, weil doch nicht alle Menschen, die sonst auch gute Menschen

sind, mit ihnen auf gleichem Boden stehen, zu diesen guten Menschen ein wenig herab! Ein Onkel und Schwiegervater mögte vielleicht gewisse Rechte haben, oder sich einbilden dürfen, zu fodern, daß sein edler Neffe und Schwiegersohn sich über seine kleine Bedenklichkeiten ganz vertraulich erkläre."

„Ich habe weit mehr gegen ihn gethan, als ich gegen jemand in der Welt gethan haben würde:" antwortete er. „Gewisse Fragen, wie sie wissen, verdienen keine Antwort: gewisse können nicht besser beantwortet werden, als durch Stillschweigen: und keine von beyden sollte einem Mann von Ehre jemals gemacht werden. Aber ich habe mich überwunden, und geantwortet, wie ich konnte. Ich habe meinem Onkel die Mishelligkeiten der Geschichte gezeigt. Er muß sie eingesehen haben: dennoch glaubt er der Geschichte."

„Das kränkt mich sehr, Herr Ferdiner. Also wäre die Sache so weit, daß —"

„Ich erwarte, wie gesagt, die schriftliche Ausfertigung seiner Sentenz. Mit dieser Antwort schied er neulich von mir."

„Das kränkt mich von ganzem Herzen!“ erwiederte ich. „Und was für eine Entscheidung erwarten sie?“

„Daß er sein Wort zurück nehmen, und unsere Verbindung aufheben wird.“

„Um Gottes willen nicht, Herr Ferdiner! Das kann er nicht mehr, das muß er nicht mehr können! Und sie, Herr Ferdiner, und sie, ein so edler Mann“ —— ich vergaß mich in meiner Bewegung so sehr, daß ich ihn bey der Hand nahm —— „sie werden —— “

„Ich werde mich keines einzigen meiner Ansprüche begeben.“ ——

„Dafür segne sie Gott!“ sagte ich, und drückte ihm die Hand. „Edler Mann, das erwarte ich von ihnen. —— Wär' indeß nicht noch ein Weg der Güte offen?“

„Der Güte schwerlich. Nur ein einziges Mittel, das anfangs vielleicht ein wenig Aufsehen machen, aber tausend andern Verdrüßlichkeiten vorbeugen, und allen Maschinen auf einmal ein Ende machen würde. Es wäre — auffallend, ich muß es voraus sagen. Ich wünschte, sie verstünden mich!“

„Geheime Trauung?“ fragt' ich.

„Also hatt' ich recht!“ erwiederte er. „Das ist es, was ich Julien vorgeschlagen habe.“

„Ich sehe nicht, was unrecht darin wäre,“ erwiederte ich; „wenns nicht anders seyn könnte! — Aber ihre liebenswürdige Julie, was hoffen sie von ihr?“

„Ich weiß nicht, wie viel oder wie wenig?“ antwortete er. „Ich habe alle ersinnliche Bewegungsgründe zusammengehäufet: und wenn sie mich genugsam liebt“ —

„O! daran zweifeln sie nicht! Wenige Mannspersonen sind so geliebt, als sie. — Nur ist es auffallend, wie sie sagten; und die kindliche Zärtlichkeit macht mich bange!“ —

„Mich selbst;“ sagte er. „Ich habe folglich für diese am meisten arbeiten müssen. Die Nothwendigkeit, mich zu vertheidigen, mag mich entschuldigen, wenn ich das einzige Bewegungsmittel dazu gebraucht habe, was ich hatte. Ich habe ihr eröfnet, daß sie meines Onkels Tochter nicht ist.“

„Sie? nicht Wolmers Tochter?“ fragt' ich.

„Nach

„Nach seiner eigenen Versicherung, die ich bisher verschwiegen habe, weil es so besser war:“ antwortete er. „Izt, da es Julie wissen mußte, um derentwillen es hauptsächlich geheim gehalten wurde, mag auch diejenige es wissen, deren mir zuvorkommende Freundschaft ich durch nichts zu verdienen wüßte, als durch völliges Zutrauen.“ — Das mit der schönsten Beugung gesagt, wobey er mir feurig die Hand küßte, erneuerte in mir die lebendigste Vorstellung — ach! wessen? — Deswegen wurde meine Gegenverbeugung so tief, und meine Wangen so roth!

„Sie sind der edelste beste Mann auf der Welt!“ antwortete ich ihm. „Ich sehe, sie wollen alles thun. Aber wollen sie nicht noch ein einziges versuchen? — Die das meiste empfangen haben, lieber Herr Ferdiner, die können viel; die wenig haben, können blutwenig, oder vielmehr nichts abgeben! So mit dem Gelde, so mit dem Verstande, so mit der Großmuth, so mit allem, mit allem, auch mit dem Rechte. Wer das größte Recht hat, kann viel nachgeben; wer nur so eben einen Schein von Recht hat, der

kann gar nichts vergeben, sondern muß noch ein bischen zu haben! — Wenn sie denn, da ihr Onkel doch erst zu ihnen gekommen ist, wiederum zu ihrem Onkel reiseten, und ihm auch bewiesen, daß, wie sie sagten, um der Champignons willen kein unverdauliches Gericht verdaulicher werde." —

„Ich hatte den Gedanken," erwiederte er, „hinüber zu reisen" —

„Ich bitte, lassen sie ihn nicht umkommen. Ihr und mein Schuzengel hat ihn uns eingegeben. Es wird helfen" —

„Bey meinem Onkel zu nichts," versezte er. „Die Umstände entscheiden bey ihm die ganze Sache; und diese Umstände sind wahr. Ja, ich muß gestehen, nachdem ich durch die lezte Unterredung mit ihm genauer unterrichtet worden bin, daß sie, wenn man auf weiter nichts siehet, so viel Schein haben, das Vorurtheil zu erregen, daß sie die Wahrheit der Geschichte entschieden. Wenn die beyden Gründe, die ich meinem Onkel vorgelegt habe, daß eine ganz unwahre Geschichte sehr wohl aus Umständen zusammen gedichtet wer-

den

den könne, die an sich wahr sind; und der, daß ich ein ehrlicher Mann bin, dessen Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann, und dessen Wort also Glauben finden muß, wenn die, sag' ich, verworfen werden; so kann keine Vorstellung helfen. Ich versichere dieß auf meine Ehre. Sollt' ich mich aber noch einmal zurück weisen lassen? —— Ich kann gefällig seyn, aber mich nicht wegwerfen."

Ich wollte doch diesen Punkt noch gerne durchsezen: suchte alle Gründe zusammen, gab ihm die besten Worte, wandte die süssesten Mienen an, als hätte ich um sein Herz buhlen wollen: aber nichts. —— Was zu thun? Elise muß heraus, dacht' ich —— und diesen Auftritt morgen.

Vierzigster Brief.

Auguste an Sophie.

Hamburg, den 8ten.

Ich sann auf einen Vorwand, Ferdinern ein Weilchen zu verlassen, und Elisen anzusagen,

daß ich ihres Beystandes bedürfte, als Ernestine Caffee und Chokolade brachte, und mir etwas Gleichgültiges ins Ohr flisterte. Diesen Augenblick ergriff ich, stand eilig auf, bat mit einer Verbeugung um Verzeihung, und trat ab.

Hier wäre der Ort gewesen, wo ich gestern schicklicher hätte absezen können. Aber unsere Bedürfnisse warten nicht allemal auf die geschickteste Zeit! Mein Papier war voll geschrieben, und ich hatte eben nicht mehr zur Hand gelegt.

Während meiner Unterredung mit Ferdinern hatte Elise sich in einem Nebenzimmer aufgehalten, wo sie uns ziemlich gut vernehmen konnte. Ich lief dahin, und fand sie sehr in Bewegung. Als sie die Thür aufgehen hörte, und mich eher vor sich sahe, als sie erwartet hatte, fuhr sie auf.

„Mein Gott!“ sagte sie. ——

„St! St! leise, mein Kind! daß er uns nicht höre, der vortrefliche Mann! —— O! wie Schade! —— Aber du scheinst mir so weinerlich; und doch wollt' ich dich gern mit hinein haben! Geschwind ausgeweint, die Wangen getrocknet, und dann mit mir!“

Da entstand ein neuer Kampf unter uns. Ich sollte das Versprechen ihr erlassen: ich versicherte, sie müßte mir nothwendig beystehen; denn meine Beredsamkeit hätte mich schon verlassen; nahm mein Tuch, trocknete ihr die Augen, umarmte sie, und —— „sieh da! nun bist du fertig," sagt' ich, und nahm sie bey der Hand. Sie bat wenigstens noch um eine kurze Frist. Sie wäre zu unruhig; und weil ich selbst fühlte, daß sie zitterte, ließ ich mich bereden, ihr Zeit zu lassen, daß sie sich völlig fasse. Ich wollte indeß wieder zu Ferdinern gehen, die Unterredung von neuem einleiten, und dann die Thüre öfnen.

Ich eilte also zurück: entschuldigte mich mit dem unerwarteten Besuch einer Freundin, mit der ich mich lange herum genöthiget hätte, ohne sie bewegen zu können, daß sie unsere Gesellschaft vermehren mögte.

Er bedauerte, daß er der Anstoß gewesen wäre, einen angenehmen Besuch zu stören.

„Sie verlieren indeß nichts," antwortete ich. „Wenigstens," sezte ich leise hinzu, „nichts, was ich nicht reichlich ersezen will." —— Er ver-

stand den Wink. — „Ja geruhig!“ fuhr ich fort, als ich sahe, daß er in Bewegung gerieth. „Erst noch ein paar Worte von ihrer Angelegenheit.“ Darauf sagt' ich laut:

„Ich kann doch meine Bitte noch nicht aufgeben, Herr Ferdiner. Sie ist die erste, die ich an sie mache: und der Anfang aller Dinge, wissen sie wohl, ist vorbedeutend. Also auch der Anfang der Freundschaft. Sie haben gegen den vorgeschlagenen lezten Versuch, und ihre Reise nach Färmbüll nichts weiter als die Besorgniß, daß sie nichts ausrichten.“

„Nicht Besorgniß,“ sagte er, „sondern die Gewißheit. Und dann, daß die Rolle, die ich spielen müßte, so niedrig ist. Das einzige Mittel, was mir übrig bleibt, hab' ich gesagt. Es wird durchgreifend, oder wenn man lieber will, gewaltsam scheinen; aber gewisse Dinge wollen erzwungen werden. Und wenn es nur zum Guten geschiehet, so rechtfertiget die Zeit den Zwang.“

„Ich bin völlig ihrer Meynung;“ antwortete ich. „Nur weil es Zwang ist, weil es gewaltsam scheint,“ sezte ich hinzu, indem ich aufstand

— Denn

— Denn er war aufgestanden — „nur darum sollt' es das allerlezte seyn: dann ist alles für sie. — Ich bitte, versuchen Sie es!"

„Ich muß mich schämen, ihnen etwas abzuschlagen," erwiederte er. „Befehlen sie über mir, worin sie wollen, nur dieses einzige nehmen sie aus."

„Kann ich allein sie nicht erbitten; so muß ich eine Gehülfin rufen." — Mit diesen Worten näherte ich mich der Thüre. Die Thüre gieng schon auf. Elise kam mir zuvor. „O! kommen sie, meine Elise," sagte ich, „helfen sie mir einen edlen gekränkten Mann bewegen, daß er alle seine Großmuth ausübe."

„Meine Elise," sagte Ferdiner, der ihr entgegen eilte, und sie umarmte, vergessend aller seiner gegenwärtigen Verhältnisse, wer sie ihm, wer er ihr, wer ich ihnen beyden war: „meine Elise, meine Verlobte!" sagte er. —

„Still, still!" unterbrach ich ihn, mit dem Finger winkend. „Wissen sie auch, lieber Herr Ferdiner, daß ich hier die Stelle ihrer Julie vertrete?"

„So

„So billigen sie," erwiederte er, „diese Ergiessung eines vollen Herzens, das, wie keiner Verstellung, so auch nicht fähig ist, diese Fülle seiner Empfindungen zurück zu halten. Glauben sie nicht, theure Madam, glauben sie nicht, geliebte Elise, daß ich in Juliens Gegenwart ein anderer bin, als hier. Glauben sie nicht, daß ich ihr etwas von dem, was ich für sie empfinde, verschwiegen habe. Bey Gott, es ist nichts in dieser Seele, was ich ihr nicht sagen wollte, und sagen dürfte! Sie weiß, sie weiß, daß ich sie liebe; und schäzt mich um deswegen, muß mich um deswegen nicht weniger schäzen."

„Und das ist wiederum ein Zug in Juliens Charakter," fiel ich ihm ein, „der sie ihrer würdig macht."

„Eines tausendmal grössern Mannes, eines Fürsten würdig macht" antwortete er. „Ein Zug, der über meine Entschliessung entschieden hat. Ja, meine theure, theure Elise, ich bin Juliens! Aber was es dieses Herz gekostet hat, noch kostet, und nie aufhören wird zu kosten — sollt' ich das ihnen nicht sagen dürfen?"

Elise war über den warmen Anfang der Unterredung, den sie wohl kaum erwartet hatte, ein wenig aus der Fassung gekommen; begriff sich aber bald wieder, und sagte: „was können sie mehr, Herr Ferdiner, als glücklich seyn? Sonst ist nur Zufriedenheit der gewöhnliche Theil der Menschen."

„Und genug für den," erwiederte Ferdiner, „den kein betrügliches Glück mit Hoffnungen getäuscht hat, welche an der Zufriedenheit den Geschmack verderben! — Aber ich? — Was konnt' ich nicht hoffen? erwarten? — Und mehr als hoffen und erwarten; mich freuen, bereits zu besitzen? — Ueberschwengliche Glückseligkeit, meine theure Elise! — Die kannt' ich, hofft' ich, besaß ich! hier ist die Versicherung davon." — Er wies auf einen goldenen Ring, den er am Finger trug. „Sollt' ich der nicht getrauet? nicht die herrliche Zukunft, die sich darauf gründete, mir täglich gegenwärtig gemachet, und in schwärmerischen Einbildungen voraus genossen? nicht mein ganzes Herz daran geheftet haben, als an die einzige ihm eigenthümliche, vollendete

Glück-

Glückseligkeit, die dieses Leben mir gewähren könnte? Und nun —— O! nein, meine Elise! Wenn ich auch alle Vergleichung bey Seite seze; wenn auch meine zwote Verlobte in dieser Vergleichung mit der ersten in keinem Stücke verlöre: so hatte doch mein Herz schon einmal Partie ergriffen; und was das Herz fest hält! —— nein, dem läßt sich nicht eins für das andere unterschieben. Da ist immer Gefühl zu grossen Verlustes!"

„Wer verliert nicht, Herr Ferdiner?" sagt' ich. „Und der, dem der Verlust so ersezt wird" ——

„Ersezt wird," fragte er, „wo nicht Gleiches für Gleiches seyn kann?"

„Wenn nicht ersezet, doch so vergütet wird," fuhr ich fort, „den kann man für sehr glücklich halten!"

„Alle," erwiederte er, „alle können und werden mich dafür halten. Aber was hilft dem, der es fühlt, daß er's nicht ist, was hilft dem das Urtheil der ganzen Welt? Der Zuschauer, und der Spieler, theure Madam, sind sehr verschieden empfindende Personen."

„Daß

„Daß wir zum Zweck kommen;“ sagte ich zu Elisen. „Ich muß ihnen erzählen, warum ich sie zu Hülfe rief. Herr Ferdiner, ob er gleich die gekränkte Partie ist, hatte zuerst doch den Gedanken, noch einmal nach Färmbüll zu reisen, und seinem Onkel über ein seltsames Mißverständniß, das sie nicht wissen müssen“ — (sie weiß es in der That nicht, und soll es auch nicht wissen!) — „eine lezte Erklärung zu geben. Dieß wäre denn alles, was man von ihm fodern kann, obwohl nicht mehr,“ sezt' ich hinzu, und warf einen freundlichen Blick auf Ferdinern, „als sie und ich von ihm erwarten. Indeß wollen nun andere Betrachtungen diesen edlen Entschluß verhindern, und ich bat, ihn wieder zu erneuern. Was sagen sie?“

„Ein Mann von ihrer Würde, Herr Ferdiner, hat viel mehr Pflichten, als alle diejenigen, die seiner Beyspiele bedürfen;“ sagte Elise.

„Das war auch meine Meynung:“ sagt' ich. „Wer viel empfangen hat, muß viel geben.“

„Aber wer alles gethan hatte, was er, daß ich nicht blos sage, mußte, sondern konnte, meine

Elise;

Elise; und wer weggegeben hat, alles, alles, was er durfte, liebste Madam, was soll der noch mehr? Soll er gar nichts behalten? Soll ich ohne Hoffnung und Wahrscheinlichkeit des Erfolgs zu meinem Onkel?"

„Unwahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs sollte doch keinen guten Vorsaz stören:" sagte Elise. „Zumal wenn sie menschliche Gesinnungen und Meynungen betrift, die so oft von der geringsten Kleinigkeit verändert werden. Vielleicht denkt ihr Onkel in diesem Augenblick schon anders!" ——

„Er könnte sich zwar mehr bestärket haben:" antwortete Ferdiner, „nicht aber vom Gegentheil seiner Meynung. Kann ich erwarten, einen Mann zu überzeugen, der alles Zutrauen zu mir verloren hat? Bey dem ich mich umsonst auf mich selbst, auf meine Ehrliebe, meine ihm bekannte Sitten berufe? Kann ich das erwarten? Wer an meiner Wahrhaftigkeit zweifelt in einer Sache, deren Natur schlechterdings keine andere Beweise zuläßt, als meine Versicherung; was kann ich gegen den ausrichten? Was wäre denn eine Reise ohne Erfolg?"

„Wenig-

„Wenigstens eine Gefälligkeit,“ antwortete Elise, „desto edler, je mehr sie Ueberwindung kostet. Muß denn eine edle Handlung gerade den Erfolg haben, den wir wünschen? Sie muß geschehen, weil sie edel ist. Und gewiß, Herr Ferdiner, sie wird ihren guten Erfolg haben, obgleich vielleicht einen andern!“

„Am wahrscheinlichsten den,“ erwiederte er, „daß ich mich zum Gespötte meiner Feinde mache.“ Dann stand er nach einem kurzen Nachdenken, welches schien, als wenn er überlegte, in grosser Bewegung auf. „Und wenn ich abgewiesen würde?“ sagte er, „Wenn ich — ich ertrüge den Gedanken nicht! — Es ist zu viel, zu viel Erniedrigung!“

„Aber Julie?“ fragte Elise. „Wollen sie nichts um sie thun?“

„Aber Elise?“ fragte Ferdiner wieder; „müßte Elise diese Frage thun?“

Ich nahm das Wort auf, und sagte zu Elisen: „für Julien wäre doch gesorgt. Sollte sich der Vater einer öffentlichen Trauung widersezen; so sollte eine geheime die Fehde entscheiden.“

Elise schwieg; aber ihre Augen fragten: ob ich das billigen könnte? Also sezt' ich geschwind hinzu: „Es verstehet sich, daß Herr Ferdiner alles vorher versuchet.“

„Um Juliens willen!“ sagte Elise, mit einer bittenden Miene, der man schwerlich versagen kann.

„Es fehlt nichts mehr,“ antwortete Ferdiner, „als daß sie hinzu sezen: um ihrer selbst willen!“

„Ja, auch um meiner selbst willen!“ sagte sie, indem sie schmeichelnd zu ihm gieng, und seine Hand nahm. „Um meiner selbst willen! Ihre Sache gehet mich näher an, als sie denken.“

„Wo nicht näher, als ich denke, doch näher, als ich wünsche! Oder meynen sie Juliens Sache?“ sagte er.

„Und Ferdiners!“ antwortete Elise.

„Meine? Näher, als ich denke? Und doch bitten sie mich, daß ich —— Wer sollte nach dieser Bitte denken, daß meine Sache Elisen im geringsten angehe?“

„War

„War sie denn so kalt, diese Bitte?“ fragte Elise mit der holdseligsten Freundlichkeit. ——

„So kalt, als eine Verabschiedung mit feinen Worten gesagt! Konnte sie wohl aus einem Herzen kommen, darin nicht jedes Andenken für mich ausgelöschet war?“

„Herr Ferdiner!“ sagte Elise, ihm die Hand drückend, mit einem so zärtlich bestrafenden Blicke, so ängstlicher Stimme, und mit so viel Bewegung! ——

„Ich bin verloren,“ erwiederte er, „wenn sie fortfahren. O! du innig Geliebte!“ sezte er hinzu, und warf sich um ihren Hals: „was ist so ein Ton aus deinem Munde werth! Aber ich beschwöre sie, nicht mehr!“

„Herr Ferdiner, um meinet willen!“ sagte Elise noch einmal.

„Diese so freundliche Benennung, und diese Bitte aus einem Munde?“ sagte Ferdiner.

„Kommen sie doch aus einem Herzen:“ sagte Elise; „und dieses Herz empfindet für Julien vielleicht nicht mehr, als für sich selbst, und für sie.“

Er wiederholte die Frage: „Für sich selbst und für mich?“ und sah' Elisen mit einer Entzückung an, die sein Gesicht mit der Farbe der Morgenröthe überzog. „Verstehe ich sie recht?“ sezt' er hinzu.

„Meynen sie nicht, daß ich empfinde, was ich aufopfere? Aber sollt' ich darüber vergessen, was ich ihrer Würde schuldig bin?“ fragte Elise.

„O! meine Elise,“ erwiederte er, „schone meiner, ich beschwöre dich, hör' auf mich zu bitten!“

„Mein Ferdiner,“ erwiederte sie, „dieß ist meine lezte Bitte: sie muß nicht vergebens seyn!“

„Welche Bitte!“ sagte er: „und für welchen Mann!“

„Für Juliens Vater, und ihren Onkel:“ versezte Elise.

„Das mein Unglück diese theure Namen an einem Mann verschwendete, der keinen davon verdienen will!“ antwortete Ferdiner. „Haben sie vergessen, Elise, was er wider sie und mich gethan hat?“

„Ich

„Ich weiß nichts, Herr Ferdiner:“ sagte Elise; „und mögte nun gern bey meiner Unwissenheit bleiben.“

„Dann wäre alle Schuld mein:“ antwortete er. „Nein, sie müssen es wissen. Er hat die Grille von einer Familienverbindung: entwirft sich einen Plan, sie auszuführen, ohne sich zu bekümmern, ob meine Neigung den Weg gehe, den er mir vorzeichnen will: denkt nur auf sich und seine Pflegetochter: hält seine eigennüzige Absichten für Wirkungen überschwenglicher Liebe für mich, und unterläßt nichts, sie durchzusezen! Geheime Unterhandlung mit ihrer Stiefmutter, Verständniß, Bestechung, ein unwürdiger Handel, nichts macht ihm Anstoß. Es gelingt ihm: und das alles nennt er Liebe für mich! Mag es seyn! Aber kaum haben meine Verzweifelung, sie wieder zu sehen, seine Anstalten und die Zeit mich im Schwindel dahin geleitet, wohin er mich haben wollte; so ändert er seine Gesinnung: suchet Gelegenheit, alles wieder umzustossen: findet was er sucht, und versagt mir auch diejenige, um derentwillen er mich von ihnen losgerissen hatte.

Eine der nichtswürdigsten Beschuldigungen muß ihm zum Vorwande dienen, sein erstes unbegränztes Vertrauen gegen mich in Mistrauen zu verwandeln, meine Ehre zu kränken, und die zwote Verbindung noch gewaltsamer zu zerreissen, als die erste. Das ist dieser Onkel und Juliens Vater! Vor diesem Mann soll ich mich beugen, mich ihm andringen, ihm zu Fusse fallen? —— O! Elise, wenn sie das alles so leicht vergessen könnten" ——

„Ich bin nicht zur Richterin über ihn gesezt," sagte Elise. „Eines Menschen Pflicht ist, von dem andern Gutes zu denken; und für mich ist das Beste, zu vergessen!"

„Ach! daß sie das können!" sagte er.

„Freylich," erwiederte Elise, indem sie zu Ferdinern aufblickte, dann vor sich nieder sahe, „freylich, es wäre zuviel für mich, wenn ich mich auf irgend eine Weise beruhigte!"

„Sie verstehen mich unrecht, meine Theureste," antwortete er. „Und doch —— was sezt diese Beruhigung voraus?"

„Vergessenheit," Herr Ferdiner.

„Die

„Die sie hoffen können?“

„Wenigstens wünschen darf!“

„Und dem Wunsche wird bald die Sache folgen!“

„Sollten sie es zu verhindern suchen?“ fragte sie, ihn anschauend.

„Weiß ich auch selbst,“ antwortete er, „was ich sollte, will oder sage? Vergeben sie mir, meine Elise,“ fuhr er fort, indem er ihre Hand an sein Herz legte. „Was verlangen sie von mir?“

„Daß sie mir die lezte Bitte gewähren:“ antwortete sie.

„Die Bitte ist hart!“ sagte er; „aber sie wollen! Nur die einzige Frage: wenn ich mir alles gefallen lasse, was werd' ich gewinnen?“

„Julien;“ sagte Elise.

„O! die hätt' ich durch diese Demüthigung von ihm nicht erst erkaufen sollen! Aber wenn ich nach aller Demüthigung dennoch abgewiesen werde: von wem hab' ich Ersaz zu hoffen?“

Elise wurde betroffen, und schwieg.

„Von ihnen,“ fragte Ferdiner, „die sie mir gebieten, mich zu demüthigen?“

Sie sahe zur Erden, stand in Gedanken, wandte sich um, und gieng zurück, ohne zu antworten.

„Sie beantworten meine Frage nicht?“ sagte Ferdiner. — „Versteh' ich die Ursache, warum Sie alles zu vergessen wünschen, vielleicht schon konnten? Die Zeit, andere Vorschläge, andere Aussichten?“

„Herr Ferdiner,“ sagte Elise, welche wieder kam, abermal seine Hand ergriff, und die Thränen nicht zurück halten konnte —

„Ist diese Thräne,“ sagte er, „die Bestätigung meiner Besorgniß, oder —“

„Sie sind grausam!“ erwiederte Elise, „muß ich ihnen noch die Bedeutung meiner Thränen erklären?“

„Daß ich sie so verstehen dürfte, wie mein Herz sie nur gar zu gern verstehen wollte! Aber hab' ich denn in keinem Falle mehr von ihnen zu hoffen? — Freylich ein Verstossener, wie ich dann seyn würde“ —

„Auch

„Auch Bitterkeit?“ fragte Elise.

„Darf ich erwarten,“ fragte er, „daß Sie die meinige seyn wollen?“

„Mein Gott!“ sagte Elise; und gieng noch einmal zurück.

„Also bin ich von allen verrathen!“ erwiederte er. „Alle haben Partie wider mich ergriffen! Alle wollen, daß ich mich wegwerfe, und keine will mir Gerechtigkeit und Ersezung versprechen!“

„Kommen Sie,“ sagte ich zu Elisen, die ich bey der Hand nahm, und wieder zurück führete. „Herr Ferdiners Foderung ist billig, und Sie sind gar zu bedenklich. Eine von ihnen muß die Ersezung seyn, Julie oder Sie. Verstehe ich recht, so erklärt sich Herr Ferdiner: erst bey Vater und Tochter alles zu versuchen; und wenn es umsonst ist, alles, alles umsonst ist, dann, und nicht eher, alsdann seine ersten Ansprüche auf Sie zu erneuren.“

„Hab' ich unter dieser Bedingung ihr Wort?“ fragt' er Elisen.

„Ohne Widerrede! Hier ist Elisens Hand

darauf," antwortete ich, indem ich ihre Hand in die seinige legte.

„Wenn Sie alles gethan haben, was Sie konnten und mußten," sagte Elise; „wenn alle andere Ansprüche aufgegeben sind, dann —— —— Liebste Auguste, was versprech' ich?"

„Ich erfülle die Bedingungen:" antwortete Ferdiner; „erfülle sie alle mit der Aufrichtigkeit eines ehrlichen Mannes! Ich eile nach Färmbüll, suche meinen Onkel zu überzeugen, oder Julien zu dem lezten Mittel zu bewegen: und wenn alles vergebens ist; wenn weder der eine mich hören, noch die andere der Nothwendigkeit nachgeben will, flieg ich zurück, und der nächste Tag nach meiner Wiederkunft ist der Tag meiner Verbindung mit Elisen."

Elise wurde bestürzt. „So geschwind?" fragte Sie.

„Nun sind Sie wieder zu eilfertig, Herr Ferdiner! Wie können Sie verlangen, daß Julie sich so bald entschliesse?" sagte ich.

"Bestimmen Sie denn selbst eine Zeit," sagte er zu Elisen.

Elise

Elise schwieg, und sahe mich an.

„Wer eine Frau verloren hat," sagt' ich lächelnd, „der hält wenigstens sein Trauerjahr. Hier sollt' es nicht anders seyn."

„Sagen Sie lieber, niemals," antwortete Ferdiner. „Ein Jahr ist die Lebensdauer von wie viel tausend Menschen!" ——

„Sezen Sie es also auf die Hälfte:" sagt' ich zu Elisen.

„Ich will warten," sagte Ferdiner, "so lange noch der schwächste Funke von Hoffnung glimmt, daß Julie sich entschliessen könnte. Werd' ich aber so abgewiesen, daß weitere Hoffnung Thorheit seyn würde; so bleibt der Tag nach meiner Wiederkunft derjenige, wo Elise die meinige wird." ——

„Aber," sagte Elise, „wie könnten Sie sich überzeugen, daß Julie, gesezt Sie wegerte sich gegenwärtig" —— ——

„Eine wiederholte Erklärung, eine Versicherung ohne alle Bedingung, eine eigne Handschrift — was verlangen Sie mehr?" antwortete Ferdiner. „Entweder Sie entschließt sich, mir

ihre

ihre Hand zu geben, oder Sie sagt mich von meiner Verbindung los.“

„Gott gebe das erste!“ sagte Elise. Darauf legte Sie ihre Hand in Ferdiners, und sagte, erst ihn zärtlich anschauend, dann die Augen niederschlagend: „ich sehe Sie nun nicht anders wieder, als —— ——“

„Wie?“ fragte Ferdiner mit einiger Befremdung.

„Vermählt mit Julien;“ antwortete Sie.

Ferdiner seufzte, und schlug die Hände und Augen gen Himmel. Dann sagt' er nach einiger Weile: “ oder vielleicht ——“

„Sie gehen doch,“ erwiederte Elise mit einer Aengstlichkeit, als wenn Sie diesem „oder“ mistrauete; „Sie gehen doch nicht anders, als mit der Hoffnung —— ——“

„Hoffnung?“ fragte Ferdiner. „Gott weiß, ob ichs so nennen darf! Vorsaz, Entschlossenheit gewiß.“

„Doch nicht ohne Hoffnung?“ fragte sie wieder.

„Nicht ohne Erwartung,“ antwortete er. „Ich erwarte den Erfolg meiner Reise, nicht zwar

von dem Vater, aber von der Tochter, die mich liebt, und der ich Dankbarkeit schuldig bin.“

„So gehen Sie, Herr Ferdiner; alle meine besten Wünsche sollen Sie begleiten.“

„Das wäre denn die lezte Umarmung?“ sagte Ferdiner, der Sie mit Inbrunst umschlungen hielt. “Ach mir ahnet's!“ sezte er hinzu. „Gar zu bedenkliche Elise, hätten Sie mir damals ihre Hand nicht versagt!“ —

„Leben Sie wohl!“ antwortete Elise, die sich kaum der Thränen enthielt, seine Hand ihm drückte, und mit niedergesunkenen Augen zurück gieng.

„Sie verlassen mich,“ erwiederte er, „ohne mir eine einzige Versicherung zu geben, daß Sie mich lieben? — Doch was wär' es! — Mir nur mehr zu fühlen zu geben, daß ich — — — Aber ich kann doch so nicht scheiden!“ — Dann gieng er einige Schritte Elisen nach. „Elise,“ sagte er, „meine Verlobte, noch eine Umarmung!“

Sie wandte sich um, und blieb stehen, indem Sie ihre Thränen abtrocknete.

„O! meine immer Geliebte,“ sagte er, zu ihr eilend und Sie umarmend, „wenn denn dieß

die

die lezte ist — werden Sie Ferdiners vergessen? "

„ Sein Andenken soll mir eins der theuersten seyn: " sagte Elise.

" O! so geben Sie mir eine Probe davon zu meiner Versicherung. Gewähren Sie mir eine einzige Bitte. "

„ Wenn ich Sie gewähren darf: " erwiederte Elise.

„ Sie wissen, was ich lange für Sie in Gewahrsam habe. Wollen Sie nicht —— —— "

„ Nach dem Tage ihrer Vermählung, " sagte Elise.

„ Hab' ich ihr Wort darauf? " fragte er, und streckte seine Hand aus. Elise legte die ihrige hinein, und schwieg. Ferdiner umarmte Sie noch einmal: Sie machte sich sanft aus seinen Armen los, und gieng schweigend in ihr Zimmer zurück. Ferdiner selbst verweilte nicht lange. Ich begleitete ihn bis an die Hausthür; er war so gerührt, daß er mir weniger mit Worten dankte, als durch die Innigkeit, womit er mir die Hand drückte, und die Thräne, die ihm im Auge blinkte, und die ich —— ich Thörin! —— erwiederte.

Ein und vierzigster Brief.

Auguste an Sophie.

Hamburg, den 9ten.

Und nun den lezten Auftritt! Von allen dreyen, eh' ichs vergesse, sey hier einmal für alle gesagt: es sind versiegelte Schriften, die keines Menschen Auge zu sehen bekömmt! Doch die Beschaffenheit der Sachen selbst, die ich schrieb, hätte Ihnen das eben so gut sagen können.

Als ich — Etiquette hin, Etiquette her! —— Ferdinern bis an die Hausthür begleitet, fand ich meine Elise gerade in derjenigen Lage, worin ich Sie erwartet hatte: hingeworfen aufs Canapee, die Augen auf die Erde geheftet, die Wangen voll Thränen, das Tuch, Sie abzutrocknen, in der Hand. Da ich hinein trat, stand Sie auf, kam mir eilig entgegen, und warf sich um meinen Hals. „Mußten Sie mir diesen Auftritt machen?“ sagte Sie. — „Sie wollten nur sehen, wie schwach ich bin. So siehe denn, meine liebste Auguste, die ganze Schwachheit deiner Elise, und laß mich an deinem Busen ausweinen!“

„Liebe,

„Liebe,“ antwortete ich ihr, „das war einer von den schönsten Auftritten in deinem ganzen Leben! Wenn du wüßtest, wie lieb ich dich habe, um dieser deiner edlen Weichlichkeit willen!“

„War ich nicht gar zu schwach?“ erwiederte Sie. „Mich dünkt, ich hätte ihm viel weniger verrathen sollen.“

„Nein,“ sagte ich. „Hätten Sie mehr Herrschaft über sich gehabt; so würd' ich glauben, Sie hätten der Liebe viel weniger: und wo nichts ist zu beherrschen, o! da läßt sich gut Herrschaft halten.“

„Aber der Folgen wegen!“ erwiederte Sie.

„Eben der Folgen wegen;“ antwortete ich. „Da er sah und fühlte, wie warm ihre Liebe war, und dennoch bey seiner Entschliessung beharrete; so sind Sie nun versichert, daß er sehr ernsthaft, und fest entschlossen ist.“

„Gott geb es!“ sagte Sie.

„Das ist ein Wunsch, den ich bey tausenden unsers Geschlechts, wenn sie so lieben, schwerlich als ernsthaft gemeynt verstehen würde.“

„Er

„ Er ist doch aufrichtig, meine Auguste; das weiß mein Gott!“ antwortete sie.

„ Aber diese Thränen dabey?“ sagte ich scherzhaft, und wischte die Thränen ihr ab.

„ Sie strafen mich nicht Lüge,“ erwiederte sie. „ Ich verliere, verliere ja ihn! Und sollt' ich meinen Verlust nicht fühlen dürfen?“

„ Weine sie alle, alle an dem Busen deiner Auguste aus! Siehe, meine Augen antworten dir.“

„ Möchte das nur der lezte Auftritt gewesen seyn!“ sagte sie.

„ Ich befürchte:“ antwortete ich.

„ O! sie sind unartig!“ sagte Elise.

„ Soll ich denn sagen: ich hoffe? Hoffnung ist Freude über ein Gut, das man gewinnen wird: und ich kann nicht sagen, weder daß es mir gut scheine, daß sie ihn verlieren, noch daß ich mich über ihren Verlust freue. Soll ich sagen: ich wünsche? Das ist anstössig. Also — Doch da fällt mir ein, wie es Ferdiner ausdrückte. Er erwarte, sagte er: und das ist

das beste Wort. Also, mein Kind, ich erwarte es.“

„Daß der Vater sich bereden lasse?“ fragte Elise.

„Das kaum,“ antwortete ich. (Ich wußte ja die ganze Sache.) —— „Aber wohl, Julie; denn sie liebt ihn unaussprechlich.“

„Freylich, wenn man so liebt,“ antwortete Elise mit einem tiefen Seufzer, „wie schwer ist es, andern Stimmen Gehör zu geben, als allein der Liebe! —— Aber können sie das Mittel billigen?“

„Sie wohl nicht, mein Kind!“ antwortete ich sehr ehrbar.

„Ich muß es gestehen;“ sagte sie.

„Das kann ich denken!“ war meine Antwort.

„Und glauben sie, daß Julie sich entschliessen wird?“ fragte sie.

„Ich lächelte, sah sie an, umarmte sie, und antwortete: „aus welchem Winkel deines Herzens kömmt diese Frage? Fürchtest du's?“

„Weiß

„ Weiß ich auch, wie schwach mein Herz ist!“ antwortete sie. „ Ich fühle meinen Verlust, liebe Auguste: es mag leicht Furcht ihren Antheil an der Frage haben. Aber eine heimliche Trauung wider väterliche Genehmigung ist doch in der That für sich selbst anstößig!“

„ Sie würden sich also nicht dazu bereden lassen?“ sagt' ich.

„ Schwerlich;“ antwortete Elise.

„ Auch von ihm nicht?“ fragt' ich.

„ Ich darf es wohl verneinen;“ sagte sie. „ Es war ja einmal mein eigner Fall.“ ——

„ Damit Sie dieß verstehen, Sophie, muß ich geschwind sagen, daß es eine Thatsache ist, die Elise mir vorher schon in ihren Briefen erzählt hatte. *) Nun glaub' ich zwar, weil Julie nicht eben Elise ist, daß sie weniger Gewalt über ihre Liebe haben wird; aber es fiel mir ein, daß ich Elisens Furcht besser nützen könnte, als ihre Erwartung des Erfolges, um sie desto eher zu der Reise nach Lübeck zu bewegen,

*) S. Th. 4. Br. 47.

die sie unsern Verwandten zugesagt hat. Darauf gründete sich denn die Wendung unserer weitern Unterredung, davon ich nur kürzlich noch das Wichtigste ausziehen will.

Ich stellte mich, als ob ich selbst an Juliens Einwilligung zweifelte. Als sie darüber unruhig wurde, und mich fragte: was sie denn thun sollte? schlug ich ihr die Beschleunigung der Reise vor, wo sie doch noch einen Monat Zeit gewinnen könnte, den Lauf der Sache abzuwarten. Sie wollte ungern, endlich entschloß sie sich doch.

Wenn Sie also könnten, Sophie, so rieth' ich, Sie kämen über, um sie abzuholen. Elise fährt nicht gern allein, und ich, die Wahrheit zu sagen, mag bey den Auftritten nicht wieder zugegen seyn, und bleibe lieber hier. Ich riethe dann aber, Sie kämen bald!

Dieß ist dennoch für Sie, die Sie immer so ganz für die Larnersche Partie waren, das Wichtigste in meinen Briefen. Dazu will ich Ihnen noch einen andern Wink geben; und dann hab'

hab' ich nichts weiter mit der Sache zu thun. Ich besorge so schon, daß ich eine kleine Treulosigkeit an meiner Freundin begehe.

Es ist mit Ferdinern abgeredet, und als eine Bedingung gesezt, daß er Julien vorher seine Ankunft melde, und sie in seinem Briefe zu der kurzen Entschliessung, die sie zu nehmen hat, vorbereite. Sehen Sie nun zu, daß Sie das Ihrige beytragen, dieselbe zu bereden; und machen Sie Ihre Anstalten, wie Sie es am besten finden. Ferdiner wird nächstens kommen; den eigentlichen Tag weiß ich zwar nicht. Wollte Ihr Bruder sich ins Spiel mischen, desto besser! Er, als ein Freund Wolmers, wird Julien leichter bereden; und wenn die Trauung in seinem Beyseyn geschähe, so kann er die Handlung desto leichter bey dem Vater wieder gut machen. Ich verspreche mir nicht wenig von diesem Einfall. Und nun kein Wort mehr! —

Zwey und vierzigster Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 8ten.

Es ist entschieden! Elise will, ich soll nach Färmbüll. Sie will — es es ist entschieden! Mag denn mein Onkel noch einmal die Freude haben, mir abzuschlagen. Ich sehe es voraus: aber mag er! Ich will wenigstens den Sieg geniessen, ihn aufs äusserste zu treiben, daß er sein Unrecht, wenn er's nicht vergüten will, doch fühle, und für sich selbst erröthe: und dennoch will ich meine Ansprüche auf Julien auch ohne seine Erlaubniß gültig machen. Was hat er am Ende zu erlauben? Ein Pflegevater, der durch die Güter der Mutter seiner Tochter glücklich geworden ist: was hat er über diese zu gebiethen? Rathen mag er, mehr nicht. Und gesezt, daß Julie gewisse Verbindlichkeiten hätte, der Dankbarkeit oder Gefälligkeit, seinem Rathe gern zu folgen: gesezt, daß seine Stimme auf einige Weise nöthig wäre, hat er sie nicht längst schon mir gegeben? mir angeboten? mir — ach!

das war ja mein Unglück! —— aufgedrungen? Darf er sie wieder zurücknehmen, nach dem allen, was er gethan hat, mich los und wieder fest zu ketten; darf er? Ich will ihm zeigen, daß er nicht darf; und alle Empfindungen der Ehre, und der Redlichkeit wider ihn selbst empören. Will er dennoch sein Wort zurück nehmen, so nehm er's zurück! Ich bedarf seiner dann nicht mehr, wenn nur Julie ihre Liebe mehr entscheiden läßt, als die Bedenklichkeiten und eingebildeten Pflichten, ich weiß nicht welcher kindlichen Folgsamkeit.

Es wäre wider alle meine Erwartung, Eduards, und würde mich unsinnig machen, wenn Julie mir zu entsagen weniger achten sollte, als dem eigensinnigen ungerechten Willen desjenigen nicht zu folgen, den sie bisher gewohnt war, Vater zu nennen! Ich hätte dann zwar das Recht, Abweisung durch Gleichgültigkeit zu erwiedern, und meine Ersezung von Elisen zu fordern, und zu erwarten; denn das ist die Bedingung, die wir gemacht haben. Aber so innig meine Liebe von je her gegen Elise gewesen ist;

so gänzlich mit dem Besiz ihres Herzens und ihrer Person alle meine Wünsche würden befriediget gewesen seyn: so gewaltig stößt und treibt mich doch Unwillen, und ich weiß nicht, welch ein Gefühl von Ehrliebe oder Stolz, diesen Triumph meinen Onkel nicht gewinnen zu lassen. Ich kann nicht ohne glühende Wangen an die Erniedrigung denken, daß auch sie, auch sie mich abwiese; sie, um derentwillen ich mich endlich überwinden konnte, Elisen zu verlassen; zumal wenn dieser Dankwart seine Absichten erreichen, und durch meine Verweisung und Beschimpfung sein Werk krönen sollte! ——

Dieses ist die Verfassung meines Herzens, die Gesinnung und der Vorsaz, womit ich noch einmal nach Färnbüll gehe. Seyn Sie versichert, daß ich nichts, nichts unterlassen werde, die Entwürfe meines Gegners zu vereiteln, und den Eigensinn meines Onkels entweder zu entwaffnen, oder zu verspotten. Die Wahrheit, mein Bewußtseyn, der Unwille über sein ungerechtes Verfahren, und das Gefühl gekränkter Ehre werden auf meiner Seite seyn, und meinen Vorstel-

lungen

lungen eine Gewalt geben, die ihn wenigstens erschüttern soll. Hilft nichts; so werd' ich ihm zeigen, daß meine Rechte, die Rechte eines Verlobten, über Julien größer und heiliger sind, als eines blossen Verpflegers, der den Namen Vater in jedem Verstande fälschlich geführt hat. Ich werde ihm dann sagen, daß ich seine Einwilligung nicht bedarf, und nicht mehr mag. —— Julie soll und muß die Meinige seyn; es sey denn, daß sie selbst nicht wollte; und das befürchte ich nicht, wofern es ihm und andern, die an seinen neuen Entwürfen mit arbeiten, nicht gelungen ist, auch sie durch dieselbe Fabel zu täuschen, die er sich will für Wahrheit haben aufheften lassen. ——

Ich habe schon vor drey Tagen an Julien geschrieben, und sie zu meiner Ueberkunft und meiner Absicht vorbereitet: habe aus dem Gefühl einer gekränkten Ehrliebe geredet; betheuret, daß alles, was mir im Betracht Luisens vorgeworfen worden, Lüge sey; sie meines besten Bewußtseyns auf heiligste versichert; an ihr mir gegebenes Versprechen erinnert; die wenige Ver-

bindlichkeit gezeigt, wodurch sie verpflichtet seyn kann, sich von dem unbilligen Eigensinn eines Mannes beherrschen zu lassen, der nicht ihr Vater ist, und alle diejenigen Ansprüche, die er, als ihr bisheriger Beschützer und Rathgeber, auf ihre Liebe und Gefälligkeit hätte haben können, auf einmal dadurch vernichtet hat, daß er, um nichtswürdiger Verläumdung willen, alle seine Verbindungen aufzuheben sucht. Auf alle diese Betrachtungen gründet sich meine Bitte, daß sie sich entschliesse, mir als die Meinige zu folgen, und endlich durch die Trauung unsere Verbindung so fest zu knüpfen, daß meine Gegner die Lust verlieren, uns ferner das Leben unangenehm zu machen.

Ich habe sie gebeten, diesen Brief meinem Onkel zu zeigen. Ich weiß nicht, ob sie es thun wird: aber ich wünsche, daß er sehe, wie entschlossen ich bin. Den Tag meiner Reise kann ich noch nicht bestimmen; vermuthlich wird er der 17te. Es wird warme Auftritte geben: aber ich bin bereit!

N. S.

N. S. Wie man mir alle Wege zu verbauen sucht! — Eben kommt ein Brief von Julien. — Keine Antwort auf die Fragen in meinem lezten Briefe; sondern eine Fürbitte für Luisen! —— Also auch Julie glaubt das Mährchen? —— Liebe Betrogene; auch du? Und denkst nicht mehr an unsere lezten Unterredungen, meine offenherzige Erzählung, meine warme Versicherungen und deine gänzliche Zufriedenheit? —— Ich könnte mit Luisen in irgend einer Verbindung stehen, ich, der ich dir Elisen aufzuopfern entschlossen war? ——

Was mehr? Julie ist betrogen. Ich muß sie überzeugen, daß sie betrogen ist. Es bleibt dabey: ich reise. —— Hier ist indeß der Brief. Es lohnt der Mühe, ihn zu lesen, wie gewiß sie die Erdichtungen glaubt, um auf die tiefen Erfindungen schliessen zu können, wodurch man sie getäuscht hat!

Drey und vierzigster Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 28ten.

Luise hat sich seit unserm Besuche nach Färmbüll unglaublich verändert. Sie redet mit niemand, antwortet wenig und kurz, ist tiefsinnig, sucht die Einsamkeit und schließt sich ein, um einem unbegreiflichen Kummer nachzuhängen. Heute fand ich im Garten einen Plaz, von wannen ich durch die Fenster in ihr Zimmer sehen konnte. Da belauscht' ich sie in ihrer Beschäftigung: und wie zerriß es mir das Herz, zu sehen, wie das geliebte Mädchen in tiefer Niedergeschlageuheit ohne Bewegung da saß, oder die Hände vor sich niederwärts gefaltet, eine lange Weile stand, und die nassen Augen gen Himmel richtete! Izt gieng sie hastig auf und nieder, als wenn sie irgend einen Entschluß, oder eine Ausführung, die ihr Herz erleichterten, überdächte; dann sezte sie sich an ihren Schreibtisch, und warf einige flüchtige Zeilen aufs Papier hin. Izt schien es, als überdächte, oder überläse sie das Geschriebene.

Die

Die Erinnerung an die Ursachen ihrer Leiden kam zurück, sie seufzte, ließ, in Thränen zerfliessend, die Feder aus der Hand fallen, das vergrämte Gesicht sank auf den Arm, und da saß sie wieder in tiefen Gedanken —— —— Liebster Thomä, welche Qual für mich, das anzusehen! ——

Ich bin desto unruhiger, je weniger ich die Ursache dieser Veränderung ersinnen kann! —— Sie erzählte mir vor einiger Zeit, wie nahe sie der Gefahr gewesen sey, irre zu werden. Wenn dieß ein Rückfall wäre? —— O Gott! erhalte mir diese gute, schöne geliebte Seele! Tröste, stärke, beruhige sie! Alle ihre Empfindungen, was sie denkt, redet, oder thut, ach das alles, alles ist ja so sanft, so gut, so unschuldig, so edel! —— ——

Die Mutter, nicht weniger bestürzt, als ich, scheint nichts Geringers zu besorgen. Ich konnt' ihr nicht verschweigen, daß wir zu Färmbüll gewesen waren. Sie fragte, so bald sie die Unruhe ihrer Tochter bemerkte, was uns begegnet wäre? Als ich ihr sagte, ich wüßte nichts

Böses,

Böses, auſſer dem, was Luiſen bey dem Beſuche ihrer Freundin zu Färmbüll zugeſtoſſen ſeyn mögte; ſchien ſie ſogleich auf eine Urſache zu vermuthen. „So?“ ſagte ſie, „ein Beſuch nach Färmbüll?“ und fragte ferner: ob Luiſe mit ihrer Freundin allein geweſen ſey? eine Frage, die ich nicht anders beantworten konnte, als mit der Erklärung, daß wir voran in einem Bauerhauſe abgetreten wären, wo ich geblieben wäre, und Luiſen zurück erwartet hätte; weil ich Bedenken getragen, den Beſuch mit zu machen. —— Es reuet mich unbeſchreiblich, daß ich zurück blieb; allein wie konnt' ich dieſen Erfolg erwarten? und meine Urſachen fallen Ihnen leicht auf. Sie ſind eben dieſelben, die mich ſchon, ſo lange ich hier bin, abhielten, und abhalten mußten, irgendwo bekannt zu werden, am wenigſten auf Färmbüll. Die Mutter, die nicht anders weiß, als daß ich ein Fremder bin, brauchte keine andere Urſache zu wiſſen. Sie fragte auch nicht darnach: weil ohnedem ihre Gedanken eine wichtigere Beſchäftigung hatten. Sie ſann über meine Nachricht eine Weile nach, und wollte zu ihrer Tochter ins Zimmer, um

sie selbst zu befragen. Als ich ihr aber vorstellete, daß Luise Ursach haben würde, auf mich unwillig zu werden, weil ich das verrathen hätte, was sie mir gewissermassen gebothen, zu verschweigen; so ließ sie sich einreden, es nicht zu thun — —

Abends.

Ich habe eine neue Unterredung mit der Mutter gehabt. Aber die Frau hat mich, oder ich habe sie nicht, und vielleicht hat keiner von beyden Theilen den andern verstanden. Es schien izt, als ob sie auf eine andere Ursache vermuthe, als diesen Morgen.

„Haben Sie vielleicht auf dem Wege," sagte sie, „mit Luisen von dem Herrn Thomä geredt, und seine Sache ein wenig zu eifrig getrieben? Meine Luise ist ein Mädchen von sehr zärtlichem Gewissen; und ob ich sie gleich für unschuldig gegen Herrn Thomä erklären, und mir vielmehr selbst die Schuld beymessen muß, weil ich die Verbindung damals wünschte, und sie durch meine zu andringlichen Vorstellungen wider ihre Neigung zur Einwilligung beredete; so könnte doch nun leicht neues Zureden ihr Gewissen beunruhiget haben; und das

wäre

wäre die Veränderung, die wir nicht zu erklären wissen.“

Ich sagte ihr: daß ich zwar vor einiger Zeit die Sache meines Freundes freylich mit demjenigen Eifer betrieben hätte, den ich seinem Vertrauen zu mir schuldig gewesen wäre: allein, da Luise mir einigemal mit aller Offenherzigkeit so geantwortet hätte, daß mir keine Hoffnung übrig geblieben wäre; so hätte ich, nach der Abrede mit Ihnen, nicht weiter davon gesprochen. Vielmehr wäre ich seitdem nur darauf bedacht gewesen, das Beste eines andern zu befördern, der kein andres Glück mehr in der Welt zu wünschen hätte, wenn er nicht sehr undankbar gegen die Fürsehung seyn wollte, und gewiß auch kein andres mehr wünsche, als dasjenige, was nun dem Herrn Thomä versagt wäre.

Sie sehen, daß ich im Begriff war, mich völlig zu erklären. Ach! mein Freund, ich war schon oft durch den Umgang mit dem liebenswürdigen Geschöpfe so weit gewesen, und hatte schon oft wider meinen Vorsaz der Mutter zu viel verrathen;

rathen; aber izt hatte dieser traurige Gemüthszustand Luisens, der durch die lebendigste Mitempfindung meine Liebe unendlich vermehrte, mich so gänzlich überwältigt, daß ich nicht länger zurück halten konnte. Also war es in diesem Augenblick mein Vorsaz, mich zu erklären. Ich sagte mit Vorbedacht, was ich sagte; und wartete nur auf diejenige Frage, die ich der Mutter dadurch in den Mund gelegt hatte. Allein sie fragte nicht. Ich schrieb es einer Gedankenzerstreuung, oder einer anständigen Bescheidenheit zu, die einer Mutter eben nicht erlaubt, mit dergleichen Fragen entgegen zu kommen, und trat ihr näher. „Sie kennen den Herrn Ferdiner," sagt' ich. Sie wurde auf einmal aufmerksam. „Sehr wohl," sagte sie. „War er dieser andere, davon sie redeten?" — „Ich wollte nur wissen," antwortete ich, „ob er vor der Zeit, seitdem ich hier bin, an sie geschrieben hat?" Sie erinnerte sich dessen, und zwar, daß er eines Antrags erwähnet hätte, den sie damals unrecht verstanden: „vielleicht," sezte sie hinzu, „versteh' ich ihn izt besser." „So bedarf es denn weiter keiner Erklärung:"

sagt' ich, und ergriff mit Freuden ihre Hand, die ich küßte. „Aber was antworten sie?" fragt' ich weiter. —— „Ich?" sagte sie, mit einem Tone, und einem Gesichte, die ihre ganze Zufriedenheit ausdrückten: „ich? Wollte Gott, daß es noch von mir allein abhienge! —— Hätte der Mann sich eher, oder damals wenigstens deutlicher erklärt, —— glauben sie mir, wir wären vieler Unruhen überhoben gewesen!" —— Indem sie weiter reden wollte, kam das Mädchen, und bath sie, eilig zu Luisen zu kommen ——

Noch einmal: Versteh' ich die Frau, und hat sie mich verstanden oder nicht? Hätte der Mann sich eher, oder damals wenigstens deutlicher erklärt! —— Was war das gesagt? Welcher Mann? Ferdiner? Wie konnte er sich eher erklären, als er meinen Auftrag hatte? Ich habe ja mehr als zehnmal erzählt, zu welcher Zeit ich aus London nach Hamburg gekommen war. —— Aber sie konnt' es vergessen haben; und freylich sollte Ferdiner nur sondiren, folglich meinen Namen nicht nennen; also hat er sich nicht deutlich erklären können. Das läßt sich den-

ken. Allein was wäre ihr an meinem Namen gelegen gewesen? Der Name eines völlig Unbekannten ist ja um nichts deutlicher, als keiner. Und welcher Unruhen wären wir durch eine deutlichere Erklärung überhoben gewesen? —— Ich zweifele, ob ich sie verstehe, oder sie mich! ——

Vier und vierzigster Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 29ten.

Wem Kopf und Herz arbeiten, für den hat der Schlaf kein Bündniß mit der Nacht. Ich hatte die Mutter gestern nicht wieder gesehen; und so war bey einer Menge von Gedanken, die auf keiner Seite weder Ende noch Ausgang fanden, keine Hoffnung zur Ruhe für mich. Diesen Morgen eilt' ich desto geschwinder, sie zu sprechen.

„Wir haben uns gestern ohne allen Zweifel nicht verstanden," sagt ich, „und ich muß ihre Gesinnungen wissen. Sie versicherte, daß sie mich völlig verstanden hätte. „Ihr Antrag,"

fuhr sie sogleich fort, ohne mich reden zu lassen, „war für einen Mann, von dem ich dergleichen erwarten mußte, und lange erwartet hatte.“ — Indem sie mich bey diesen Worten mit einem Lächeln der Zufriedenheit ansahe, glaubt' ich wieder, daß sie mich dennoch verstanden hätte: denn freylich hatte sie meinen Antrag lange erwarten müssen. Also wollt' ich sie nicht unterbrechen, um ihre Meynung desto geschwinder zu erfahren. „Dieser Mann,“ fuhr sie fort, „wird Ihnen schwerlich etwas von seinen Geheimnissen verschwiegen haben: also was würd' es mir helfen, zu verhehlen, daß Luise ihn lange geliebt, daß sie um seinetwillen sich von dem Herrn Thomä, den sie zwar hochachtete, aber niemals lieben konnte, losgesagt hatte, ja daß sie um seinetwillen, da alle Umstände sich anliessen, als dächte er sie um eine andere, freylich zwar viel reichere Partie, zu verlassen, (er weiß am besten, in welchem Zustande?) — in eine Melancholie verfallen war, die den gänzlichen Verlust ihres Verstandes drohete: was würd' es, sag' ich, mir helfen, ihnen das alles zu verhehlen? Vielmehr muß ichs

Ihnen

Ihnen sagen, damit Sie die kleine Schwürigkeit, die ich ferner zu erzählen habe, desto deutlicher verstehen, und sich nicht befremden lassen.“

Was sagte die Frau? Ich verstand nichts. Meine Gedanken waren in ein solches Labyrinth geführet, daß ich sie nicht aus einander wickeln, mich nicht besinnen, kein Wort sprechen konnte. Sie fuhr immer fort:

„Ich begriff gestern bald die Absichten Ihres Freundes, warum Sie zu uns kamen unter der Verkleidung eines so nahen Anverwandten; und ob ich gleich noch nicht sehe, wozu diese Umschweife dienen konnten, mag doch Herr Ferdiner seine gute Ursachen dazu gehabt haben. Dieß, als Nebensache, ließ ich dahin gestellt seyn; genug, daß ich die Hauptsache verstand, die denn mit meiner Erwartung völlig übereinstimmte. Also gieng ich zu meiner Tochter; vor dasmal nur um ihre gegenwärtige Gesinnung gegen ihn auszuforschen, ohne die Hauptsache deutlich zu sagen, und ihren Antrag zu wiederholen.“

Es fieng an, licht um mich zu werden: aber verhaßtes Licht. Ich saß betroffen, und sprachlos, und konnte noch nichts, als hören.

„Ich habe Ihnen, " sagte sie weiter, „gestern schon gesagt, welch ein zärtliches Gewissen meine Luise hat: izt muß ich eine Handlung von ihr erzählen, darüber Sie erstaunen werden. Freundschaft gehet bey ihr über alles; selbst über die Liebe. Sollten Sie es glauben, daß sie ihren Geliebten durchaus einer Freundin überlassen wollte, und die Sache so weit kommen ließ, daß er in der That mit dieser versprochen wurde? Es ist ein Beyspiel, das schwerlich ein gleiches vor sich hat, und schwerlich ein gleiches nach sich haben wird, zumal wenn Sie die Umstände des armen Mädchens wissen, die Ferdiner Ihnen doch nicht verhehlet haben wird. "

Immer heller! Was war das, was Sie von Ferdinern, und von gewissen Umständen Luisens sagte? Die Erinnerung der Worte des Predigers gab der Dunkelheit dieser Worte eine verhaßte Erklärung. Ich verstand mehr, als ich wollte; und anstatt daß ich vorher nicht hatte re-

den können, wollt' ich nun nicht, um die Geschichte ganz auszuhören.

„ Von dieser übertriebenen Großmuth theils, theils auch von einem Unwillen über Ferdiners Wankelmuth, denn Untreue will ichs nicht mehr benennen, mußt' ich sehr besorgen, sie mögten das Mädchen dahin gebracht haben, daß sie sich entschlossen hätte, ihn nicht wieder anzunehmen; und dieß hatt' ich von ihrer feinen Denkungsart desto mehr zu fürchten, da sie weiß, daß ich gethan habe, was ich als Mutter thun mußte, Ferdinern mit allem Ernst zu ihr zurück zu bringen. Ich will sagen, es war zu vermuthen, da er nun seinen Antrag durch sie erneuert, daß Luise denken würde, es geschähe mehr aus Zwang, als aus Liebe; und dieß sind die kleinen Schwürigkeiten, die ich schon gefunden habe, die uns aber eben nicht abschrecken müssen. Ich habe sie gestern nur geprüfet; also ihr nur wenig erklärt; und ich fand, was ich besorgt hatte. Sie leugnete ihre Liebe gegen ihn; und als ich halb im Ernst, halb im Scherz fragte: was sie thun würde, wenn er nun wirklich wiederkäme,

ihr seine Hand anzutragen? gerieth sie in grosse Unruhe, und versicherte, sie könne, wollte und würde ihn nicht annehmen. Das sind denn so Versicherungen, die selten gehalten werden. Izt," sezte sie endlich hinzu, „will ich wieder zu ihr. Es ist nun eine Nacht darzwischen, und die pflegt in solchen Angelegenheiten viel zu verändern." —

Sie war im Begriff, zu gehen; aber izt war es für mich Zeit, zu reden. Ich sagte ihr, daß sie mich durchaus nicht verstanden hätte, und bat sie, mich erst reden zu lassen, ehe sie ihre Tochter in einen Irrthum sezte, der bedenkliche Folgen haben könnte; ob ich gleich, was Ferdiners Gesinnungen beträfe, in völliger Ungewißheit wäre. Sie sahe mich mit Befremdung an; aber ich fuhr fort: Der Antrag, den sie in dessen Briefe gelesen hätte, wäre nicht für ihn, sondern für mich; wenigstens hätt' ich ihn darum gebeten: und wenn er ihn ja für sich selbst gemeynet hätte; so wäre doch nichts gewisser, als daß ich meine bisher gespielte Rolle nur entweder für Thomä, oder, da ich schon voraus gesehen,

daß

daß daraus nichts werden könnte, nur für mich, aber keinesweges für Ferdinern gespielt hätte, wie sie selbst leicht aus allen meinen Reden und Handlungen ersehen würde, wenn sie sich derselben nur erinnern wollte. Daß ihre Tochter aber mit Ferdinern in Verbindung, und zwar in so genauer Verbindung, sezt' ich mit Fleiß hinzu, gestanden wäre, davon wüßt' ich so wenig, daß ich vielmehr über diese Nachricht erstaunte. Dieser unerwartete Ausgang zerstöre meine besten Aussichten, meine schönsten Entwürfe, meine herzlichsten Wünsche. Ich sähe nun zwar keine Auskunft für mich; allein dem ohngeachtet wollt' ich doch nicht verschweigen, da es schiene, als wenn sie sehr für die Partie mit Ferdinern eingenommen wäre, daß, persönliche Eigenschaften bey Seite, der Vortheil der übrigen Umstände vielleicht auf meiner Seite wäre. Denn einmal, was seine Liebe für Luisen beträfe, so schiene sie mir aus ihrer Erzählung doch sehr zweydeutig: die meinige hingegen wäre die aufrichtigste, innigste, und ungetheilteste: und was ferner mein Vermögen beträfe; so wäre es zum allerwenigsten dem seinigen völlig gleich. „Mit einem Worte,“

fuhr ich fort, „ich wollte mich ungern entdecken, bloß aus Furcht, daß ich um Nebensachen erhalten möchte, was ich nur aus Liebe für meine Person wünschen kann: aber dieser Erfolg zwinget mich dazu. Ich stehe mit dem Eigenthümer von Farmhüll in ziemlich naher Verwandtschaft; meine Mutter ist eine Tante der verstorbenen Frau des Herrn Wolmer, und also eine Großtante seiner Tochter. Diese Mutter erwart' ich nächstens aus Archangel: und so wird sich im Kurzen finden, wer ich bin. Daß ich mich bisher für einen andern ausgebe, dazu hab' ich, ausser den angeführten, noch andere Ursachen, die ich ihnen izt nicht sagen kann; und da ich doch nun weiter nichts von ihnen zu erbitten habe; so will ich sie nur bitten, das, was ich ihnen izt von meiner Person entdeckt habe, noch auf eine kurze Zeit zu verschweigen."

„Ich hatte nicht erwarten können," sezt' ich hinzu, „daß die Sache und meine Entwürfe diesen Ausgang nehmen würden, wenn ich ihnen gleich anfänglich versprach, daß sie am Ende auf alle Weise mit mir zufrieden seyn sollten: denn

ich schmeichelte mir zu gewiß mit der Hoffnung, ihr Schwiegersohn zu werden. Indeß, daß ich doch noch erfülle, so viel ich kann, auch die Güte, die ich bisher bey ihnen genossen habe, ersetze; so behalt' ich mir vor, ihnen dafür meine Erkenntlichkeit zu beweisen; und Luise, sie mag nun beglücken welchen Mann der Himmel für sie ersehen hat, soll wenigstens an mir den finden, wofür ich mich ausgegeben habe, einen Bruder. Uebrigens ists von nun an nicht mehr rathsam für mich, länger einen Theil ihrer Familie auszumachen. Ich will also auf morgen Anstalt machen abzureisen, da ich ohnedem nicht ruhen kann, ehe ich diesen Ferdiner gesprochen habe, der mich auf eine so unwürdige Art hintergangen hat.

Ich kann Ihnen das Erstaunen der Wittwe nicht beschreiben. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte; wunderte sich über das Mißverständniß, wollte, was sie zu viel geredet hatte, wieder zurück nehmen, sagte wenigstens: daß sie sich, wie in dem Briefe von Ferdinern, so vielleicht auch wohl in seinem Verständniß mit

Luisen

Luisen geirret haben könnte; bat mich wenigstens, sie nicht so eilig zu verlassen, und drang so lange in mich, bis ich noch einige Tage zugab. —

Das ist der Ausgang meines Plans, den ich für so klug entworfen hielt, aller meiner Wünsche, und meiner besten Hoffnungen! O Thomä! —

Fünf und vierzigster Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 3ten April,
Morgens um 8. Uhr.

Wenn ich länger bleibe, so fürcht' ich, ich bin doch noch verloren. — Hätten Sie das liebenswürdige Geschöpf leiden gesehen! Eben war ich ein Augenzeuge eines andern Auftritts. Da lag das theure Mädchen mit strömenden Augen zu den Füssen der Mutter in der demüthigen Stellung einer Bekennenden oder Bittenden. Mein Herz wollte zerspringen. Es ergriff mich, hin

zu eilen, um mich neben ihr wieder zu werfen, und durch meine Bitten die ihrigen zu unterstützen. — Da lag sie. — O! wie liebenswürdig, wie unumschränkt herrschend über mein Herz in dieser tiefsten Demuth! — Ihre Worte konnt' ich nicht vernehmen; aber Gesicht, Miene, Bewegung und Stellung waren mächtigere Sprache für mich, als alle ihre Bitten für die Mutter zu seyn schienen. Diese sah' ihre Tochter eine Weile ernsthaft und nachdenkend an, und ließ sie liegen. Ließ sie liegen, liebster Thomä! Die Fühllose, wie konnte sie das? Endlich bildete sich ihr Gesichte zu einer mütterlichen Miene: sie hub Luisen auf, und schien ihr sanftmüthiger zuzureden; aber Luise war noch nicht getröstet. Sie zerfloß izt in Thränen, und schien durch die Demuth, die sich in ihrem Gesichte, ihrer Stellung und Bewegung ausdrückte, ihre Bitten zu wiederholen. Die Mutter wurde zulezt erweicht, und Luisens Gesicht verklärte sich. Hoffnung färbte ihre Wangen mit der Farbe der Freude unter den herabrinnenden Thränen. Sie führte die Mutter zu ihrem Schreibtisch, und

gab

gab ihr ein Papier, das sie aus der Schieblade zog. Die Mutter las es mit einer bedachtsamen Miene, welche noch Mißvergnügen zu verhalten schien, und Luisens Auge hieng voll ängstlicher Erwartung an ihrem Gesichte. Endlich gab sie Luisen das Papier zurück, und die Unterredung schien ruhiger zu werden. Sie sezten sich, ich konnte sie nicht mehr beobachten, und gieng zurück. —— Ach mein Freund, ich fühle, ich liebe sie mehr —— als mir gut ist! — — — —

Ich schrieb Ihnen gestern, daß ich im Begriff gewesen wäre, abzuziehen, und daß ich nur auf Bitten der Mutter noch einige Tage bleiben wollte: aber heute —— Gott weiß, was ich thun werde. Wenn nur sie den Mann vergessen hätte, ihn nur vergessen könnte! —— Wenn sie mich liebte —— ja wenn sie mich nur lieben könnte! Nur diese Versichrung, und ich glaube, ich würde alles vergeben. —— Ich bin doch begierig, zu vernehmen, was sie gesagt hat; und erwarte mit Ungedult die Mutter —— aber was erwart' ich? Eitle Hoffnung! ——

Um 10. Uhr.

Könnt' ich dieser Mutter trauen! Aber es ist zu viel Widerspruch zwischen dem, was sie gestern, und dem, was sie eben sagte. Sie wollte der Geschichte von der verdächtigen Liebe Ferdiners und ihrer Tochter gern eine unschuldigere Wendung und Deutung geben; wollte das Wichtigste als Mißverständniß ihrer bekümmerten mütterlichen Sorge zuschreiben, die zu leicht einen ungegründeten Verdacht fasse; wollte wenigstens ihre Tochter nun für unschuldig angesehen wissen, und wiederholte mir die heiligen Schwüre, womit sie versichert hätte, daß sie niemals die Seinige werden wollte: aber —— —— ist es nicht zu klar, zu klar, daß die Frau nach den Bedürfnissen ihrer Umstände spricht? —— Sie fängt an, mir nicht mehr zu gefallen, so unendlich ich ihre Tochter liebe.

Indeß haben ein paar Umstände mich erstaunlich aufmerksam gemacht; Umstände, von

welchen

welchen ich zu gewiß weiß, daß sie wahr sind. —

Ich fragte sie unter andern, wie ihre Tochter mit Ferdinern bekannt worden wäre? Sie sagte, zu Färmbüll, durch ihre Freundschaft mit Julien, der Tochter Wolmers, kam wieder auf den Inhalt unserer lezten Unterredung zurück, und versicherte, daß sie ihre Tochter ohne Ursache im Verdacht gehabt hätte. Vorzüglich, sezte sie hinzu, um ihre neue Versicherungen wahrscheinlich zu machen, vorzüglich hätte sich ihr Argwohn auf ein Geschenk von Ferdinern gegründet: einen Ring, der ihr für ein gleichgültiges Geschenk ein wenig zu kostbar geschienen hätte. —— —— Diese Nachricht sezte mich in eine hoffnungsvolle angenehme Befremdung, deren Ursache ich hier nicht sagen kann. —— Ein Ring! *) O! wär' es der mir bekannte! „Sie erinnern sich wohl der Zeit nicht mehr," sagt' ich, „wo ihr dieser Ring geschenkt wurde?"

„Voll-

*) S. Th. 1. Br. 22.

„Vollkommen wohl;“ erwiederte die Mutter: und diese Zeit traf mit meiner Erinnerung überein; „entweder gleich oder doch bald nach einer gesellschaftlichen Reise nach Hamburg“

„Einer gesellschaftlichen?“ fragt' ich: „sie wollen sagen, Ferdiners und Luisens?“

Sie wurde ein wenig irre über diese Frage, antwortete aber fertig genug: sie dächte doch auch einer dritten Person, Lottens, wenn sie sich recht erinnere. Das wüßte sie wohl, daß sie selbst hätte mit reisen wollen, weil es gegen die Zeit gewesen wäre, da sie den Herrn Thomä zur Wahlpredigt erwartet, weswegen sie mancherley kleine Verrichtungen in Hamburg zu besorgen gehabt hätte; sie wäre aber durch ein Flußfieber zurück gehalten worden. *)

Diese Bestimmung durch die Zeit Ihrer Wahlpredigt, der ich mich aus Ihrer öftern Erzählung erinnerte, sezte diese Reise auf eine Zeit, welche abermalen mit meiner Erwartung übereintraf. Meine Neubegierde wurde also gröſſer.

„Herr

*) Th. 1. Br. 17.

„Herr Thomä hat mir den unglücklichen Erfolg dieser Wahl erzählt," antwortete ich: „sie geschahe in den kurzen Tagen des Winters." So wär' es, sagte die Mutter. Ich brach von dieser Begebenheit mit Fleiß ab, sprach wieder von meiner Reise nach Hamburg, und fragte: ob man sie wohl bequem in Einem Tage abmachen könne? „Im März," sagte sie, „und im Anfange Aprils doch wohl schwerlich, wegen des Thorschlusses."

„Da müßt' ich denn," versezt' ich, „unter Wegs übernachten: und wo könnte ich wohl am bequemsten seyn?"

Da wäre kein andres Gasthaus, als die Landschenke, wo auch, so viel sie wüßte, alle, die dieses Weges kämen, einzukehren pflegten.

„Auch Frauenzimmer?" fragt' ich; und da diese Frage meine Wittwe befremdete, sezt' ich hinzu; „die Frage befremdet sie; ich wollte nur sagen, daß mir dieses Gasthaus theils wegen seiner einsamen Lage und Unsicherheit, theils auch wegen seiner innern Einrichtung nicht das bequemste für feine Damen scheint. Ich bin zweymal da gewesen, und kenne das Haus sehr wohl." ——

Sie antwortete auf meine Worte nicht, wie ich erwartete. — Freylich stünde das Haus sehr einsam, und unsicher; sie hätte aber doch niemals gehört, daß jemanden etwas wäre entwendet worden. —

Niemanden etwas? Gute Mutter! so wüßt' ich denn mehr, als du! Ich weiß, daß hier deiner Tochter ein Ring entwendet ward, und — O! damals war sie gewiß noch die Unschuldige, wofür du sie izt so gern, wider dein bessers Wissen, ausgeben mögtest: aber nach dieser Zeit — Sie werden glauben, ich schwärme, und wer weiß? —

Sechs und vierzigster Brief.

Gerstendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 10ten.

Sie liebt mich, Thomä, sie liebt mich, so gewiß — und doch hab' ich keine Hoffnung. An der einen Seite verbieten es meine Bedenken, so wichtige Bedenken! an der andern

ein Hinderniß, was Sie gar nicht erwarten, Luisens eigene feste Entschliessung, niemals zu heirathen: diese Entschliessung einer Seele, die, ihrer vorigen Schwachheit sich bewußt, viel zu edel ist, den, der sie liebt, zu betrügen. —— Ach! Sie verstehen mich ja leicht —— Es ist umsonst, auch wenn ich meine Zweifel vergessen wollte, und vergessen könnte, dennoch ist alles umsonst, was ich sage, diesen ihren Entschluß wankend zu machen. ——

Es ist beynahe kein Tag hingegangen, wo ich nicht an Ferdinern schreiben wollte: nun ist mirs lieb, daß es nicht geschehen ist. Es ließ sich leicht voraus denken, wie er meine Fragen beantworten würde? Ach! und diese Entschliessung, die mir Luise entgegen sezt —— Zwar sie nennt es mit einem feyerlichen Namen, Gelübde —— Diese einzige Ursache, wenn sie so bedeutend sagt: sie könne oder sie dürfe sich nicht verheirathen, ist ja so deutliche Antwort für mich! —— Indeß —— wenn Sie wüßten, wie ich sie liebe!

Ich habe manche Unterredung mit ihr gehabt, und noch heute —— Doch ich kann sie Ihnen izt

nicht wieder erzählen. Sie versprach mir überdem, diejenigen Gründe, die sie mündlich nicht sagen könnte, vielleicht einmal schriftlich aufzusezen; und so lange begnügen Sie sich. Sie können sich ja wohl leicht so lange gedulden, muß doch ich mich gedulden. —

Da die Umstände diese sind, so ist es Zeit, daß ich den Ort verändere; und dazu giebt meine Mutter mir — Gelegenheit? — Was wäre die mir? Gelegenheit kann sich der immer verschaffen, der nur erst beschliessen kann, zu wollen. Nothwendigkeit war mein Bedürfniß. Meine Mutter schreibt mir aus Danzig, wo sie sich bereits befindet, und fodert mich auf, ihr bis Wismar entgegen zu kommen, wo ihr bisheriger Begleiter, ein Vetter, sie einiger Geschäfte halber verlassen muß. Da also erwartet sie mich, folglich muß ich reisen; und nachdem ich schon drey Tage versäumt habe, reis' ich endlich morgen nach Lübeck. Wie ich dieß Haus verlassen werde? — Wär's noch mit Hoffnung, so wieder zu kommen, wie ich wünsche!

Alles hab' ich vergessen und versäumt! Ich hätte meine Verwandten auf Färmbüll längst besuchen sollen. Meine Mutter fragte in allen Briefen, begreift mein Schweigen nicht, und um mich zu zwingen, daß ich mich endlich zeige, legt sie dießmal in meinen Brief einen Entschluß an Wolmern ein. Aber nun kömmt bey mir die späte Schaam, und ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihm den Brief von Lübeck aus zuschicke. ——

Sieben und vierzigster Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 12ten.

Und wenn nun Julie mich einmal vor alle abgewiesen, und gänzlich derjenigen andern überlassen hätte, die zwar nicht gerechtere Ansprüche, wie sie sich ausdrückt, aber vielleicht doch mit ihr gleich gerechte, und in der That ältere hätte, wie sie hinzusezt, was wäre mir übrig, Eduards? —— Zwar Julie meynt

Lui-

Luisen: aber was von der falsch und unwahr ist, das ist wahr von Elisen. —— ——

Eben hab' ich noch einen Brief von ihr. —— Antwort auf den, dessen Inhalt ich Ihnen —— erzählte? —— Wie man's nehmen will: Antwort und nicht Antwort. ——

Wenn Sie sich in Juliens Stelle denken: würden Sie Ihre Antwort auf meinen besagten Brief, in Erwartung meiner Ueberkunft, auf eine mündliche Unterredung versparen, wo sich freylich alles besser ausmachen läßt? Vielleicht. Aber wenn Sie für gut fänden, zu antworten; so bin ich versichert, gesezt Sie zweifelten auch noch an der Wahrheit meiner feyerlichen Versicherungen, Sie würden diese versprochene mündliche Unterredung nur desto mehr wünschen; würden mich durch Versicherungen, daß mir Gerechtigkeit geschehen sollte, zu beruhigen suchen; allenfalls den Weg der Güte und des Glimpfs vorschlagen, und sich aller Ihrer Gewalt über mich, bedienen, um mich zur Gelassenheit und Geduld zu bereden —— oder was Sie mir sonst immer antworten möchten; das weiß ich gewiß, die Ansage mei-

ner Ueberkunft würden Sie nicht mit gänzlichem Schweigen übergehen: das heißt, sie nicht wünschen. Nicht meiner Versicherungen und Rechtfertigungen mit keiner Sylbe erwähnen: das heißt, sie nicht achten. Nicht auf keine einzige Zeile meines Briefes sich einlassen, noch weniger in der ganzen Antwort das Ihr einziges Geschäft seyn lassen, daß Sie mich bereden mögten, Luisen durch Vermählung Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen: das heißt, voraussezen, ich hätte sie beleidigt, alle meine Betheurungen nicht hören wollen, und mich schlechterdings abweisen. So, sag' ich, würden Sie mir sicherlich nicht antworten. Lesen Sie nun Juliens Brief und wundern sich, nichts von dem allen darin zu finden, was Sie auf alle Weise darin erwartet haben würden: keine Sylbe zur Beantwortung irgend einer Zeile meines Briefes; keinen Wink, daß sie mich erwarte; keinen Buchstaben meine Rechtfertigung betreffend: nichts, nichts, als gerade das einzige, was Sie nicht vermuthen werden, die verhaßte, verhaßte Sache Luisens! ——

Das wäre zu viel, zu viel, meine Entschliessung anders zu bestimmen, wenn sich nicht denken liesse, was ich schon vorhin besorgte, daß mein Brief in der Hand meines Oheims hängen blieb, oder, was ich izt lieber vermuthe, daß Juliens Antwort unter seinen Augen geschrieben wurde, oder beydes. ——

Ja, du magst nun endlich auch wohl betrogen seyn, oder dein sanftes biegsames Herz mag sich dem Eigensinn eines Stiefvaters, der so viel Liebe nicht verdient, unterworfen haben, auch ohne zu glauben, was du glauben sollst; es mag mehr sich quälen, bey dem Opfer, was er von dir verlangt, als du ihm zu verrathen wagst; aber theure, theure Betrogene, oder Unterdrückte, was hilft das mir, der ich —— Ach! du weißt nicht, sanfte, schöne, leidende Seele, du weißt nicht, wie viel Beystand ich eben izt von dir bedürfte! Izt, wo jemals, da vielleicht Rechtschaffenheit das Mächtigste, wo nicht alles ist, was meine Entschliessung für dich unterstüzt! Und Rechtschaffenheit —— sie will freylich alles, was der Mensch sollte: aber, o bedenke, der Mensch!

— wie so selten er kann, was er will; und so oft nur thut, was er kann! — Vollends in einer solchen Lage, wo alte Verbindungen mit den neuen streiten, beyde gleich unschuldig, gleich gut, gleich mächtig, eine Auflösung so gerecht zu machen, wenigstens so gut zu entschuldigen scheinen, als die andere! — In dieser Lage, wo das geringste Moment aus der einen Schaale weggenommen ein entscheidendes Uebergewicht für die andere wird! — Ach! du solltest umfassen, und fest halten den Wankenden, nicht ihn loslassen, vielweniger hinstossen nach der Seite, wohin er schon schwankte! — Du solltest nicht vergessen, was er dir so treu und warm aus seinem Herzen offenbarte; *) solltest, jeden Augenblick besorgt für seine Schwachheit, eilen, ihn den tausend tausend kleinen Zufälligkeiten und Versuchungen zu entreissen, welche zu mächtige Kräfte werden können, ihn endlich plözlich hinzureissen zu derjenigen Seite, wohin seine überwältigte Rechtschaffenheit nicht wollte! —

Eduards,

*) Th. 4. Br. 60.

Eduards, ich sag' es, ich wanke; bin izt so unschlüssig, als jemals, und habe kaum noch so viel Kraft, mich zu halten an dem, was Rechtschaffenheit von mir zu fodern scheint —— Rechtschaffenheit! —— Ich will Ihnen nichts verschweigen, will nicht edler, nicht stärker scheinen, als ich bin. —— Vielleicht ist sogar das nichts, als Täuschung; oder wenigstens, was ich der Rechtschaffenheit allein zuschreibe, ist groſſentheils Zwang derjenigen Bedingung, die Elise mir vorschrieb. Sie wollte mich nicht eher wieder sehen, sagte sie, als vermählt, oder ohne meine Schuld, nachdem ich alles, was ich vermöchte, fruchtlos versucht hätte, durchaus abgewiesen. Ich versprach's, und war damals in derjenigen Fassung, daß ichs mit Entschlossenheit konnte: aber dieser Brief Juliens, der mich auch von ihrer Seite so wenig hoffen läßt —— Was solt ich in Färmbüll? dieselbe mündliche Abweisung holen, die ich bereits schriftlich empfangen habe? —— Wenn ich Elisen nicht so ganz kennete, nicht so gewiß wüßte, daß sie durchaus nichts von ihrer Bedingung nachlassen wird; nicht fürchtete, daß sie,

wenn ich wieder erscheine, ohne mein Verspre-
chen in der geringsten Kleinigkeit ganz erfüllt zu
haben, auch das Wenige von Hoffnung wieder
zurücknehmen würde, was sie mir noch gab —
dann! — Eduards, o dann! —

Acht und vierzigster Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 12ten.

Meine Lage Eduards! Ich mag beschliessen was, und so fest ich will, immer, immer ein neuer Zufall, der mich zerret, reizet und dränget, anders zu beschliessen! —

Nicht zwey Stunden nachdem ich die Feder niedergelegt hatte, so war der Major da, der gestern schon einmal vergebens gekommen war. Mit dem lebhaftesten Unwillen, und nicht geringer Verlegenheit, erzählt er mir die Ursache, die ihn nun schon zum zweytenmal, und dießmal schneller als jemals aus Lübeck herüber gejagt hätte, nämlich seine Stiefschwester aufzusuchen.

Aufzusuchen, sagte er: der Bruder die Schwester —— können sie sich so was Tolles vorstellen? Aber aufsuchen im eigentlichen Wortverstande: Denn er wisse noch nicht, wo die zusammen verschworne Familie Elisen versteckt hielte. In Hamburg irgendwo wäre sie gewiß; und hätte man ihn gleich einmal durch ein Blendwerk mit einer Nase nach Lübeck zurück geschickt, *) so wär' er doch dießmal zu gewiß auf der Spur, und der Teufel selbst sollte ihn nicht wegschicken, bis er sich aus ihrem eignen Munde überzeugt hätte, daß sie wirklich eine Närrin seyn wollte: denn adieu parti! sezte er hinzu, indem er auf seine Dose schlug, und eine Prise schnupfte. ——

„Ich besorgte zwar," fuhr er wieder fort, „daß man sie vor mir auf alle Weise verborgen zu halten, und nächstens mit ihr davon zu ziehen denkt; aber sie soll mir gewiß nicht entkommen, deswegen hab' ich mich dasmal vor dem Dammthor einquartiert, gerade an der Strasse, die sie passiren muß; und sollte ich sie denn auch auf der Reise anhalten, sprechen will ich sie! ——

Daß

*) Br. 31. 32. 33.

Daß ichs kurz sage: er hatte in Lübeck aus dem Larnerschen Hause die gewisse Nachricht bekommen, nicht nur, daß schon lange an einer Heirath Elisens mit dem jungen Erben des Hauses gearbeitet worden, welches denn die fleissigen Besuche bald des einen, bald des andern Anverwandten, und leztlich noch der Mutter selbst, und eines alten Onkels genugsam bestätigten, *) wie er sagte, sondern er vermuthete auch, daß diese Heirath izt so gut als geschlossen wäre; daß Elise selbst nächstens dort erwartet würde; daß man im Hause schon allerley Anstalten machte, sie zu empfangen, und daß Madam Althausen ohne Zweifel nach Hamburg kommen würde, sie abzuholen. —

Ich will nicht fragen: warum der Major mir das sagte? Ob er in der That nicht wußte, wo seine Stiefschwester sich aufhielt, und es von mir zu erfahren hofte? Ob er meine Gesinnungen gegen sie ausforschen, mich beunruhigen, und bewegen wollte, Gemeinschaft mit ihm zu machen,

*) Br. 31. 32.

machen, und durch meinen Einfluß bey Elisen ihm behülflich zu seyn, daß sie diese Vermählung ausschlüge. Sey seine Absicht, welche es wolle: das ist gewiß, nicht alles war Erdichtung, was er sagte. Ich überdenke izt die Auftritte, die ich wegen Elisen mit Dankwarten gehabt habe. Er hatte Theil genommen an einer der nichtswürdigsten Kränkungen gegen sie, hatte gegen mich anstössig und beleidigend von ihr geredet, *) wollte darauf plözlich alles wieder vergüten, **) und verlangte von mir sonderbare Familienmachrichten; suchte, da ihm dieß fehlschlug, Freundschaft mit ihr durch seine Schwester; spielte ihr ein Geschenk in die Hände, ließ sie durch ihre Freundin, die gleichfalls seine Verwandtin ist, nach St. Georg in Gewahrsam bringen, und fertigte nun auch die Mutter und den Oheim des jungen Menschen an sie ab. —— Das waren, gelegentlich zu sagen, die ältliche Dame und der alte Mann, die mir Georg nicht zu nennen wußte.

*) Th. 2. Br. 54.

**) Th. 3. Br. 23.

wußte. *) — Alles dieß zusammen genommen, was ist wahrscheinlicher, als die Absicht, die der Major für gewiß versichert? Wie sollte diese Familie so viel ohne alle Absicht thun? Warum dieser Absicht immer näher kommen? Denken sie aber auf diese Vermählung; warum sollten sie Elisen nicht wieder hinüberlocken nach Lübeck? Und, da die eine Verwandtin Zeugin unsers lezten Auftritts, und der Liebe Elisens gegen mich war, dieses größten, vielleicht einzigen Hindernisses — warum sollten sie dieselbe nicht hinüber locken lieber heute als morgen? — Wüßte vollends diese Verwandtin — Ihr Herz mag so edel seyn als ihr Gesicht, und ihre Freundschaft gegen mich so wahr, als ihre Worte das Gepräge der Aufrichtigkeit hatten, ein Verwandter ist doch näher, als ein Fremder — Wüßte sie denn vielleicht den Erfolg meiner Reise nach Farnbüll schon voraus — den doch Dankwart ohne Zweifel wissen wird; und warum nicht Dankwarts Schwester, warum nicht Dankwarts

*) M. s.

warts Verwandte? — Wüßte sie diesen Erfolg voraus; so war sie ja Zeugin von Elisens Versprechen, und mußte nothwendig voraus sehen, daß ich zurück eilen, und die Erfüllung verlangen werde. Was könnte sie denn hoffen, als die Absicht ihrer Familie vereitelt zu sehen? — Würde sie denn gerne sehen können, daß Elise meine Wiederkunft von Färmbüll erst erwarte? Alles entwirft, arbeitet und handelt nach eigenen Absichten, und ich allein soll schlechterdings thun, was die Rechtschaffenheit will? Keine Vermuthungen, auch nicht die wahrscheinlichsten, achten? Allen Gutes zutrauen, auch denen, deren Absicht und Wünsche den meinigen gerade entgegen seyn müssen? Ich soll treuherzig nach Färmbüll, um da meine Zeit vergebens zu verschwenden, damit unterdeß auch Elise — —

Nein, das kann doch nicht geschehen! Ich habe Elisens Wort! Habe ihr Wort; und ó! wie wahr, wie aus dem Herzen gegeben, wie zuverläßiger als der Eid der gewissenhaftesten Seele! Nein, sie kann, sie wird sich durch keine Freundschaft, durch keine Versprechungen, kein Zureden bewegen lassen,

mich so zu hintergehen! Es wäre —— Nein, sie kann nicht! und also —— was soll ich? Ich muß meine Bedingung, um ihr nicht den geringsten Vorwand zu geben, daß sie die ihrige nicht erfülle: ich muß reisen, und —— will! Mein Schicksal wird dort bald entschieden seyn. Die erste Stunde wird mir zeigen, was ich zu erwarten habe. Ein Tag wird genug seyn, alles zu entscheiden. Morgen schreib' ich abermal an Julien, um Ihr zugleich den Tag meiner Ueberkunft zu bestimmen: denn wie es immer ausfalle — Ich will reisen!

Neun und vierzigster Brief.

Sophie an Auguste.

Grumbuy, den 13ten.

Nein, Liebe, es ist so keine Hoffnung mehr zu einem Vergleich zwischen **Wolmern** und **Ferdinern**: er wird die Heirath niemals zugeben; alles Zurathen meines Bruders ist schlechterdings umsonst. Ich könnte Ihnen darüber manche Ursachen,

chen, manche Muthmassungen, vielleicht ungegründete mehr, als wahre, anführen, unter andern, daß, die Sache mit Luisen bey Seite, (denn Sie haben Alfrieds Ebenbild, oder soll ich sagen, Alfried den zweyten? nun einmal in Schuz genommen;) diese also bey Seite, könnt' ich unter andern anführen, daß Herr Wolmer sich sehr beleidigt findet, daß Ferdiner Julien geradezu geschrieben hat, sie sey nicht seine Tochter, sondern nur eine Pflegtochter, und ihm also keinen kindlichen Gehorsam schuldig. Dieß würde doch, sagt mein Bruder, einen Mann von Wolmers gutem leicht verzeihenden Herzen nicht so sehr verdrüssen, wenigstens nicht so fest bestimmen, seine Einwilligung zu versagen, wenn nicht noch ein anderer Umstand hinzu gekommen wäre. Der soll der Inhalt eines alten zerrissenen Briefes seyn, der sich von Ferdinern herschreibt. Gott weiß, was es für eine Charteke seyn mag: vermuthlich ein übel verwahrtes Liebesbriefchen von vorigen Jahren, das der schlechte Diener Wilhelm aus Groll gegen seinen vormaligen Herrn, dem guten Wolmer in die Hände gespielt hat: wiewohl Lotte von einem andern Papiere sprach, das

Ferdiner an Julien geschickt habe. Aber was es sey: gewiß ists, daß dieß elende Blättchen Wolmers Entschliessung bestimmt hat.

Dieß waren so ungefähr die Worte meines Bruders. Ich antwortete: es wäre schwerlich ein elendes Papier die Ursache dieser Entschliessung, sondern Eigensinn wär' es von beyden Seiten, worunter Julie nicht leiden müßte. — „Es kann nicht anders seyn," sezt' ich hinzu, Ferdiner und Julie müssen ein Paar werden, und sie, mein Bruder, müssen dazu behülflich seyn! Wenn's nicht mit gutem Willen und Wissen Wolmers geschehen kann; so mag es ohne sein Wissen geschehen. Nun hat mein Bruder selbst manche Gründe, es zu wünschen, und dabey zu thun, was er kann; und so haben wir denn den Entwurf gemacht, daß sie bey uns auf Grumbuy in der Stille getraut werden sollen; denn wir sind völlig überzeugt, wenn es geschehen ist, daß Wolmer es gern sehen wird.

Dazu hat sich gestern zufälliger Weise die bequemste Gelegenheit angebothen. Herr Wolmer

will

will Juliens Großtante entgegen; wir begleiten ihn bis Lübeck, und während seiner Abwesenheit, denn er denkt bis Wismar zu reisen, versammlen wir uns auf Grumbuy, und machen den Händeln durch des Priesters Hand ein Ende.

Elisen müssen wir so bald als möglich in Lübeck haben: und weil ihre Ueberkunft davon abhangen soll, daß ich sie abhole; so sagen Sie ihr nur, daß sie sich fertig halte. Wir reisen den 17ten nach Lübeck; mein Bruder denkt den 19ten oder 20ten wieder nach Grumbuy, um auf den drey oder vier und zwanzigsten mit seinen Anstalten fertig zu seyn; denn wir können nicht wissen, wie bald Herr Wolmer zurück kommen dürfte, rechnen aber auf das Alter der Großtante, welche langsamer reisen muß, acht Tage mehr. An demselben Tage, wo er abreiset, reis' ich nach Hamburg; so können wir des andern Morgens früh nach Grumbuy fahren, von wannen mein Bruder nach der Landschenke sein eignes Gespann absenden wird, damit wir Abends zu Hause seyn, und nach Belieben des folgenden

Tages nach Lübeck reisen können. Sie wissen Ihre Rolle; mehr hab' ich dießmal nichts zu schreiben.

Funfzigster Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 13ten.

Ihre Wirthin ließ mir gegen Ende des vorigen Monats sagen, daß Sie auf einen empfangenen Brief, vermuthlich von Herrn Ferdiner, schon den 27ten plözlich nach Hamburg gereiset wären, und also meinen lezten Brief in Gehrsen nicht mehr empfangen hätten. Weil sie nun auch in der Eile nicht daran gedacht hätte, sich Ihre Addresse geben zu lassen; so müßte der Brief, wenn er keine Eile erfoderte, bis zu Ihrer Zurückkunft liegen bleiben, die sie doch nicht gewiß bestimmen könnte. Nach der Zeit vernahm ich bey Gelegenheit von derselben, daß Sie in acht oder vierzehn Tagen wieder in Gehrsen

seyn

seyn würden: also send' ich Ihnen nun auf einmal, was ich unter dieser Zeit gesammlet habe; und warte sehr begierig auf Nachrichten von Ihnen.

Das Wenigste, was ich von dem lezten Auftritt zwischen Julien und Luisen besorgte, war, daß er entscheidend seyn würde, die Partie mit Ferdinern aufzuheben. Zwar ihre Liebe war innig genug, die größten Kränkungen zu verzeihen, ohne ihm auch mit Einer Miene Vorwürfe darüber zu machen; allein die nähern und dringenden Rechte und Ansprüche, welche nun Luise an Ferdinern hatte, zu zernichten, und die Ursache zu seyn, daß ein unglückliches seiner Ehre beraubtes Mädchen, welches durch eine andere Partie hätte glücklich werden können, sein ganzes Leben in Verachtung, Einsamkeit und Kummer auslebe, wenn auch gleich für dessen besten und anständigsten Unterhalt genugsam gesorgt wäre, das dünkte mich für eine so zarte edle Seele, wie Juliens, eine gar zu schwere Gewissenssache: und so war es. Der Kampf

zwischen Liebe und Gewissen griff freylich ihre Gesundheit und Kräfte erstaunlich an, aber fiel doch am Ende so aus, wie ich erwartet hatte. Doch davon hernach. Bey diesem Gemüthszustande konnte Julie sich in der kurzen Frist von zwey Tagen unmöglich so fassen, und die äusserlichen Merkmale ihres innigen Leidens so aus ihrem Gesichte auslöschen, daß Herr Wolmer, der den dritten Tag wieder zu Hause speisen sollte, diese grosse Veränderung an seiner Tochter nicht bemerket haben würde; also fürchtete ich mich schon für diesen Tag. Allein dießmal war meine Furcht noch eitel: denn so bald er Nachmittags von Auenbrügge zurück kam, machte er auf den andern Tag Anstalten zu einer Reise nach Lübeck, sahe Julien nur des Abends, stellte sich wenigstens, als ob er nichts bemerkte, und reisete Tags darauf nach Lübeck, und von da nach Hamburg, wie ich hernach erfuhr. So hatten wir denn wieder einige Tage bis zu seiner Wiederkunft gewonnen.

Unterdessen bekam Julie wieder einen Brief von Ferdinern, so zärtlich, so voll Versiche-

rungen, allgemeiner Betheurungen und Bitten, sie mögte, was auch Feinde oder Uebelgesinnte von ihm erfinden sollten, allen schlechterdings ihren Glauben versagen, und sich nur an den Inhalt ihrer lezten Unterredungen in Färmbüll erinnern, daß bey ihr noch immer ein lebendiger Funke guter Hoffnung aufglomm, den ich denn freylich, so wenig ich selbst hoffen konnte, aufzufachen suchte. So war sie denn, als Herr Wolmer wieder zu Hause kam, noch geduldig, oder gesezt genug, ihn so gut zu täuschen, als er sie täuschte. Denn in der That bemerkte ich an ihm den Zwang am meisten, woraus ich bald abnahm, daß er überzeugter zurück gekommen als hingereiset war. Mit einem Worte, die Sache würde noch eine Zeitlang so geblieben seyn, wie sie war, als gleich den Tag nach Wolmers Wiederkunft ein neuer Brief Ferdiners *) alles auf einmal verdarb.

Ferdiner bat Julien abermal, wie immer geschehen war, daß sie sich endlich entschliessen

*) S. den 42ten Br.

mögte, ihm ihre Hand zu geben, wenn es auch ohne Wissen Wolmers geschehen müßte, und führte unter andern Bewegungsgründen auch den an, daß sie nicht Wolmers Tochter, sondern nur seine Pflegtochter wäre, folglich keine Verpflichtung hätte, Einfälle seines unbilligen Eigensinns blindlings für Geseze zu halten, die ihren Gehorsam fodern könnten. Seine Worte sind vielleicht nicht so beleidigend; indeß ist der Sinn ungefähr derselbe. Für die Wahrheit dieser Nachricht berief er sich auf die eigene Aussage seines Onkels, die er, wie er hinzusezte, so lange als ein Geheimniß verschwiegen habe, als es ihm möglich gewesen; izt aber, da sein Onkel selbst ihn zur gerechten Gegenwehr zwänge, ihr als den einzigen Grund, womit er ihre vermeynte kindliche Folgsamkeit bestreiten könnte, entdecken müßte.

Stellen Sie sich die Wirkung dieser ganz unerwarteten Eröffnung auf Juliens Herz vor! Das größte Unglück war, daß sie in dem schlimmsten Augenblicke geschahe, worin sie sich hätte treffen können; eben als wir uns Mittags zu

Tische

Tische sezen wollten, und nur auf Sarah warteten. —

„Ein Brief von Ferdinern?“ fragte Herr Wolmer mit aller möglichen Heiterkeit, als der Diener Julien den Brief gab.

„Ja, mein Vater,“ antwortete Julie; und schien verlegen zwischen Neubegierde und Furcht, ob sie ihn in seiner Gegenwart erbrechen sollte. Herr Wolmer, der es bemerkte, that, als ob ihm eine vergessene Bestellung einfiele, und gieng hinaus. Also las Julie den Brief, und war eben an die gedachte Stelle gekommen, als er wieder zurück kam. Vielleicht hatte sie in der Sinnlosigkeit, worin das Erstaunen sie versezte, ihn nicht bemerkt, und drückte ihre Empfindungen durch alle die Zeichen aus, die empfindsamen und lebhaften Seelen bey solchen Vorfällen natürlich sind. „Mein Gott!“ sagte sie, indem sie ihre Hände zusammenfaltete, vom Stuhl auffuhr, und eine Weile sprachlos stehen blieb.

„Was ist dir?“ fragte Wolmer; und Julie, durch seine Stimme gleichsam wieder aufgeweckt

geweckt aus einem Stande der Betäubung und Dumpfheit zu allen Gefühlen einer kindlichen Zärtlichkeit, und in diesem Augenblicke an keine andere, als an die Verhältnisse einer Tochter denkend, eilte, den Brief in der Hand, auf Wolmern zu, schlung ihre Hände um ihn, und fragte mit aller Innigkeit kindlicher Liebe, deren Neubegierde durch einen quälenden Zweifel aufgewiegelt worden, und mit dem bleichen anstarrenden Gesicht, welches zu diesen Empfindungen gehört; „Sind sie, o sind sie nicht mein Vater?“

Herr Wolmer, zwar anfangs betroffen über diese unerwartete zweydeutige Frage, schien sie doch bald besser zu verstehen, als ich, die ich nicht wußte, wie mir geschahe; und antwortete mit aller Fassung und Ruhe:

„Diese Frage kann manches bedeuten, meine Tochter. Doch als einen Vorwurf kann ich sie von dir nicht nehmen. Du bist ein zu gutes Kind; und also beantworte sie dir selbst nach meinen Thaten, und deinem Herzen.“

„Nach

„ Nach beyden sind Sie es ohne Zweifel," erwiederte Julie, „ ohne Zweifel, wie je ein Mann Vater seyn kann: —— aber —— o verstehen Sie mich —— bin ich ihr Blut?" ——

„ Lege die rechte Hand auf mein Herz," antwortete der Vater mit glühenden Wangen, indem er Juliens Hand an seine Brust drückte, „ und die linke Hand auf deins, und fühle, ob es in diesem Augenblicke deinem Herzen Schlag um Schlag erwiedert! —— Ich liebe dich väterlich, mein Kind: was willst du mehr von deinem Vater? Blut von meinem Blut, und Fleisch von meinem Fleisch —— laß das denen über, zu untersuchen, die um Erbrechte zu streiten haben." ——

„ Ach! mein theurer Vater," sagte Julie, „ sind sie's nicht in dem ganzen Verstande des Worts?"

„ In dem besten, edelsten, innigsten Theile desselben ganz gewiß:" versezte Herr Wolmer.

„ Versteh' ich sie?" fragte Julie mit lebhafter Bestürzung.

„ Und wenn du mich verstehest," antwortete er, „ wozu diese Unruhe, mein Kind? Bin ichs izt

nicht

nicht in dem unbedeutendsten Verstande, so bin ichs niemals gewesen, nur daß du es meyntest, und in dieser Meynung ruhig warest. Und nur um dieser deiner Ruhe willen hätt' ichs gern gesehen, daß man dir diese Meynung gelassen hätte. Wer sie dir genommen hat, der hat in so fern nicht wohl gethan!"

Julie lag an dem Busen ihres Vaters, den sie, ohne ein Wort sagen zu können, mit ihren Thränen bethauete. Der gute Mann selbst war sehr gerührt. „Noch einmal," sagte er, „beruhige dich, mein Kind, und siehe die Verhältnisse der Namen, Vater und Kind, als Verhältnisse des Herzens, der unsterblichen Seele an, nicht des sterblichen Theils des Menschen. Blut von meinem Blut, und Fleisch von meinem Fleisch hat ja dann gar keine Bedeutung mehr, wenn wir in einem andern Leben uns wieder finden." — —

Dieser Auftritt hat mich unvermerkt weitläuftiger gemacht, als ich seyn wollte: und doch muß ich mir selbst Gewalt anthun, davon abzubrechen. —

Diese unüberlegte Entdeckung konnte Herr Wolmer Ferdinern nicht anders als sehr übel neh-

nehmen; vornehmlich da er leicht errathen konnte, in welcher Absicht er sich dieselbe erlaubt hatte. Die einzige Erklärung war ja offenbar diese: daß er Julien zu bereden suchte, den Willen, oder das Gutbefinden, oder den Rath Wolmers nicht zu achten; und wie leicht hätten ihm noch gehässigere Erklärungen einfallen können! Das alles konnte gewiß nicht beytragen, ihm geneigter zu werden, und die Heirath gern zu sehen.

Diese Wirkung erwartete ich denn gewiß; allein es wirkte vielmehr das Gegentheil: denn, da Herr Wolmer sich vorher erklärt hatte, daß er die Heirath nicht zugeben, wenigstens geradezu widerrathen wollte; so entschloß er sich nun, die Sache Julien allein und schlechterdings zu überlassen, wie er mir selbst sagte, wenn man auf irgend eine Art mit Luisens Mutter fertig werden könnte. Also hatt' ich wieder die beste Hoffnung, und dachte schon auf eine Reise nach Auenbrügge, als auch diese Hoffnung wieder zu nichts wurde. ——

Das geschahe gleich den Tag darauf. Julie hatte denselben Abend bis nach Mitternacht geschrieben,

ben, ohne mich, wie sie sonst pflegte, zu ihrer Vertrauten zu machen. Des folgenden Morgens gab sie mir einen Brief an ihren Vater, und bat mich, denselben zu bestellen. Ich brachte den Brief in Wolmers Cabinet, und wollte wieder gehen; aber er sagte, daß ich bleiben möchte, erbrach das Couvert, nahm ein darin liegendes Papier heraus, das er auf den Tisch legte, und las den Brief. Ich beobachtete sein Gesicht, welches sichtbare Zeichen bald einer tiefen Wehmuth, bald der Verwunderung verrieth. Bey der lezten nahm er eilig das Papier wieder auf, sah es mit Aufmerksamkeit und Befremdung an, las es, und veränderte mehr als einmal seine Farbe. Endlich nahm er Juliens Brief wieder, den er flüchtig übersah, und sagte: ich verstehe nicht, was diese Stelle sagen will. Julie erklärt sich, daß sie Ferdinern nicht heirathen könne, und redet von Luisen so, als wenn sie ihr denselben überlassen müsse. Hat sie vielleicht die unglückliche Geschichte erfahren.

Was konnt' ich antworten, theils so schnell überrascht, theils in der Besorgniß, durch

Un:

Unwahrheit Julien zu widersprechen, oder et: was zu verderben: denn ich wußte von dem In: halte des Briefes nichts. Ich gestand es also, und erzählte ihm den Auftritt vom 28ten März. *) „Nun," sagte er, „so ist ja die Sache so weit, als sie kommen kann. Ich freue mich, daß es mir nicht aufbehalten war, sie Julien zu erzählen. Ich will mich über den Brief bedenken. Nie werd' ich ihr etwas abschlagen, was sie ver: langt! Trösten sie doch das leidende gute Mäd: chen, und kommen sie diesen Nachmittag, wenn sie nicht von ihr vermißt werden, wieder zu mir. Ich vermuthe, ich werde über manches mit ih: nen zu reden haben."

Sie können denken, daß ich nicht verfehlte zu kommen. Er erzählte mir manches aus Ju: liens Briefe, davon ich hier nur die Hauptsachen anführe, in der Hoffnung, Ihnen von dem Briefe selbst nebst einem andern an Ferdinern, dessen ich gleich erwähnen werde, einmal Abschrif: ten zu übersenden. Julie bat ihren Vater, (so nennt

*) Br. 35.

nennt sie ihn noch immer, und er verdient diesen Namen, wenn ihn jemand verdient,) um seine Erlaubniß und Vollmacht: erstlich, daß sie selbst unverheirathet bliebe, so lange sie etwan noch lebte, und daß ein gewisses Capital für ihren Unterhalt bestimmt würde. Zweytens, daß er denjenigen Brautschaz, den er für Ferdinern ihr bestimmt gehabt, Luisen zahlen, auch, wenn Ferdiner sich bewegen liesse, sie zu heirathen, das, was von ihrem gesamten Vermögen, nach Abzug des Brautschazes und jenes für sie ausgesezten Capitals, übrig bliebe, gerade durchtheilen, und die eine Hälfte für Luisen und Ferdinern aussezen mögte, die andere aber für die ihr noch unbekannte Schwester Ferdiners, wenn sie noch leben sollte, die ihr so oft in Träumen erschiene, daß sie es für eine Erinnerung und Gewissensache hielte, ihrer zu vergessen.

„Was sagen sie davon?“ fragte der ausserordentlich bewegte Mann. Ich antwortete ihm meist mit zusammengeschlagenen Händen, bleichen Wangen, und nassen Augen. „So weit muß es um Gottes willen nicht kommen!“ sagt' ich endlich

endlich noch. —— „Rathen sie nicht ab," antwortete er; „aber rathen sie auch ja nicht zu Aufschub, Aufschub —— was hilfts? Kann sich Julie überwinden, von ihm abzulassen, so ists auf allen Seiten das Beste. Das Uebrige muß man der Zeit überlassen." ——

Wir sprachen noch von Luisen und ihrer Mutter; er gab mir seine Antwort an seine Tochter, ich gieng, und war schon im Vorsaal, als er mich wieder zurück rief. „Noch eins," sagte er; „sehen sie doch erst diese beyden Handschriften an," und hielt mir zwo halbe Seiten von zwey Briefen vor, beyde sehr alt, wie sich aus der abgebleichten, fast gelb gewordenen Dinte abnehmen ließ. Ich sahe die eine, dann die andere an, wiederholte die Vergleichung, und sagte ihm: ich fände keinen Unterschied, nur daß die eine älter schiene, als die andere. —— Mich dünkt, die Hand hatt' ich eher gesehen; und wenn ich nicht irre, waren beyde Briefe von Juliens seliger Mutter. ——

Ich gieng mit meiner Antwort zu Julien, welche den Inhalt mit Begierde verschlang, den

Brief küßte, und sich gleich niedersezte, an Ferdinern zu schreiben.

Damit beschäftigt sie sich schon seit zwey Stunden. Ich hoffe, sie wird den Brief in der Abschrift behalten: und wenn sie ihn mir anvertrauet; so wissen sie schon, was ich eben versprochen habe.

Ein und funfzigster Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 14ten.

Ich habe meinen lezten Brief zurück behalten: denn ich hörte, daß Sie vor dem ein und zwanzigsten oder zwey und zwanzigsten nicht wieder zu Hause seyn würden. Also will ich ihn mit dem, was ich heute schreibe, und bis an den Tag noch zu schreiben finden mögte, zusammen in Ein Päckchen schlagen, und es gegen den 22ten absenden.

Der Brief, den Julie denselben Abend schrieb, war, wie ich vermuthet hatte, an Ferdinern.

dinern. Die Hauptsachen, die ich hier nur bloß anzeige, waren: dringende Empfehlung der unglücklichen Luise; Gründe, wodurch sie in sein Gewissen dringt, daß er sie nicht verlassen dürfe; Bitten, womit sie dieselben unterstüzt, und gewissermassen ein Abschied, den sie selbst von ihm nimmt.

Des folgenden Tages schien sie gesezter, als ich sie seit Kurzem gefunden hatte. Sie sprach von der erstaunlichen Veränderung in Ansehung ihres Vaters; hätte aber, sagte sie, seine Worte, wodurch er sie zu beruhigen gesucht, öfter überdacht, und in der That einige Beruhigung darin gefunden. — Uebrigens waren ihr die vormaligen Gedanken des Klosterlebens wieder gegenwärtig. „Diese Vorstellung," sagte sie unter andern, „gefällt mir mehr, als ich ihnen sagen kann. Alles, was ich mir dabey denke, harmoniret so wohl mit der Stimmung meines Gemüths und Herzens, und fließt so in alle meine Neigungen und Empfindungen ein, daß ich mich ganz darin verlieren kann. Nur daß das Klosterleben bey uns bey weitem das nicht ist,

was es bey den Verwandten der römischkatholischen Kirche ist. Hätten wir ein solches Kloster im Lande; so wäre mein Entschluß schon so gut, als gefasset. Allein das Leben in unsern Klöstern ist so wenig unterschieden von dem öffentlichen gesellschaftlichen, wenigstens von dem eingeschränkten Umgang und der Einsamkeit auf dem Lande, daß ich denke, man könne sich mehr geben, als jenes, ohne sich in einem Kloster zu befinden.„ —

Gestern fragte sie mich: ob ich sie begleiten wollte? „Gern,“ sagt' ich. —— „Aber zu Fusse;“ sagte sie. —— „Desto besser,“ erwiederte ich; „ich gehe lieber, als ich fahre, wenn das Wetter so ist, wie heute. Wohin gehen wir?“ fragt' ich. —— „Sie sollen schon sehen,“ antwortete sie, mit einem Lächeln, durch welches Gefühl der Wehmuth durchschien. „Doch,“ fuhr sie fort, indem sie sich wieder besann, daß wir zu Mittage Fremde haben sollten, Dankwarten nämlich, seine Schwester und die Walsborn, „heute wird es die Zeit nicht erlauben.“ Ich fragte noch einmal: welchen Spaziergang sie machen wollte? —— „Eine Wallfahrt,“

ant-

antwortete sie, „nach dem Grabe eines — Heiligen, mögt' ich sagen, Veits. Ich habe mir das so in den Kopf gesezt," fuhr sie fort, „daß es mir endlich wie ein Gelübde, und eine Gewissenssache geworden ist. Zum wenigsten wird es eine eben so gute That seyn, als wenn ich ein Almosen gebe. —

Dieß erzähl' ich nur darum, damit Sie daraus abnehmen, auf welchen Ton ihr Gemüth und ihr Herz gestimmet sind.

Als unsere Gäste vom Tisch aufstehen wollten, wurde dem Herrn Wolmer ein Brief von Juliens Großtante gebracht. Er hatte lange darauf gewartet, und mit Julien schon ausgemacht, daß sie ihr beyde bis Lübeck entgegen wollten. „Nun," sagte er zu seiner Tochter, als er den Brief gelesen hatte, „deine Großtante ist schon auf der Reise: in zwölf bis vierzehen Tagen kann sie hier seyn; und also mußt du dich fertig machen."

„Wann?" fragte Julie. „Wann du willst," sagte Herr Wolmer: „aber ich dächte, wir reiseten lieber ein paar Tage früher, als

später; denn ich könnte mich wohl entschliessen, ihr weiter entgegen zu reisen, du bliebest indeß in Lübeck." —— „Allein?" fragte Julie. „Madam Walsborn macht gern Gesellschaft," antwortete er; „wollen sie nicht, Madam?" —— „Und ich auch," sagte die Althausen; „denn ich muß doch nächstens hinüber: und da ich so geschwind nicht fertig werden kann, als mein Bruder reisen will, der schon übermorgen hin muß; so kömmt mir diese Gelegenheit recht erwünscht. Also müssen sie mich mitnehmen. Aber wann reisen sie?"

„Bestimmen sie selbst Tag und Stunde," sagte Herr Wolmer; „uns kömmt es auf einen Tag früher oder später nicht an." —— Kurz, die drey Frauenzimmer wurden unter sich einig, und sezten den siebenzehenden fest.

Julie hat auch heute fleissig an ihrem Briefe geschrieben, den sie, wenn er fertig wird, morgen abzusenden denkt. Ich hingegen erinnerte mich sogleich an Luisen, von der ich seit dem unglücklichen Tage ihres Besuchs weiter keine Nachricht habe. Ich sandte ihr unter dem Umschlag

schlag an die Walsborn, welche gestern, der Reise halber Anstalt zu machen, nach Auenbrügge zurück gefahren ist, heute einen Brief, worin ich sie bitte, mich den siebenzehenten zu besuchen.

Zwey und funfzigster Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 17ten Abends.

Viele erstaunliche Veränderungen, meine Leonore! Eine davon, daß Ferdiner hier ist, und die muß ich Ihnen noch diesen Abend erzählen.

Kaum waren Herr Wolmer und die beyden Frauenzimmer nach Grumbuy abgereiset, um die vierte Gesellschafterin daselbst einzunehmen: so mußte ein anderer Wagen nach Auenbrügge zu Luisen, die mich gebeten hatte, sie abholen zu lassen. Sie kam erst gegen Mittag, da wir denn wenig mit einander reden konnten, weil die neugierige Sarah uns fast keinen Augenblick verließ. Also verparten wir es für einen Spazier-

gang auf den Nachmittag. Eine Stunde nach dem Essen, ungefähr gegen vier Uhr, nehm' ich mein Mädchen bey der Hand, schlendere mit ihr den Garten ein paarmal hinab und hinauf, dann wieder hinunter, dann über die Wiese, und so durch das kleine Lustwäldchen bis an's freye Feld, wo wir umkehren, um auf dem Ihnen bekannten angenehmen Fußsteige, der neben der Heerstrasse zwischen wilden Hecken von eben izt ausgrünenden Hagedornen hinläuft, wieder zu Hause zu gehen. Indem wir das ofne Feld vor uns haben, seh' ich zwey Mannspersonen zu Pferde, die ich aber in der Ferne nicht erkenne, und also reiten lasse, wohin sie wollen.

Wir gehen langsam weiter, stehen hier, dort still, pflücken ein junges Märzblümchen, oder einen Schleedornzweig voll Blüthenknospen, und Luise erzählt mir einen Theil ihrer Geschichte, als endlich das Trappeln der Pferde näher kam, die wir, weil sich der Weg in viele Krümmen herum schlingt, nicht so früh hatten sehen, als hören können. Luise sieht sich um, fährt zu- sammen,

sammen, ergreift mich mit beyden Händen am Arm, und ruft: „mein Gott!“

„Was ist?“

„Ferdiner!“ antwortet sie mit einem Gesicht, erst bleich, dann roth, wie der Himmel bey der Abendröthe. In demselben Augenblick ist Ferdiner schon vom Pferde, kommt zu uns, nimmt mit seinem freyen Gesichte und einnehmendem Anstande erst meine, dann Luisens Hand, wünscht sich Glück, von uns eingeholet zu werden, wandelt zwischen zweyen Mädchen, davon die eine vor Aengstlichkeit, die andere vor Verwunderung stumm ist, schwazt zur rechten, schwazt zur linken, dieses, jenes, und führet uns zu Hause, noch ehe wir uns besonnen haben, wie uns geschehen war.

Ob er nach Julien fragte? Ich weiß in der That nicht, und Luise auch nicht; doch schwebt mir's so vor. Gewiß ist, daß ich erst auf diese Frage antwortete, als wir schon nahe am Hause waren.

„Sie wissen ihre Zeit niemals pünktlich zu nehmen!“ sagt' ich. — (Das war noch ein

kleiner

kleiner Verweis wegen des im November ver-säumten Termins.) „Gestern um diese Zeit hätten sie kommen müssen. Nun finden sie statt Julien, Luisen. Wer weiß doch," sezt' ich hinzu, „ob der Zufall nicht seine weise Absichten hat!" ——

„Gewiß," sagte er, ohne mich von der einen Seite zu verstehen, und von der andern mich verstehen zu wollen; „gewiß sehr weise Absichten, wenigstens für mich. Er führt mich in die Gesellschaft dreyer Frauenzimmer; ich hatte nur zweyer erwartet."

„Auch werden sie nicht mehr finden," erwiederte ich, „als sie erwartet haben. Denn Julie" ——

„Ist verreiset?" fragte er mit Bestürzung. ——

„Nach Lübeck;" sagt' ich.

„So?" —— Mit einer Miene, als wenn er sich äusserst wunderte, und es sehr übel nähme. „In Gesellschaft?"

„Ihres Vaters, der **Walsborn**, und der **Althausen**."

„Und

„Und Herrn Dankwarts? Nicht?“ Eine hohe Röthe flog ihm über's Gesicht.

„Um Vergebung: der war schon da.“

„Eins von beyden!“ antwortete er; und sogleich wieder die erste heitere Miene. Dann lächend Luisens Hand gefaßt, und die Anrede:

„Wir haben uns lange nicht gesehn. Wie steht es izt um die Gesundheit? Doch das seh' ich ja. Sie blühen schöner, als jemals.“

Luise, stumm, blutroth, die Finger auf den Mund, neigte sich, und sahe mit feuchten brennenden Augen mich an.

Dann wandte er sich wieder an mich:

„Scherzten Sie auch, Lotte?“

„Völliger Ernst! Herr Ferdiner.“

„Und gestern?“

„Diesen Morgen;“ antwortete ich.

„Gerade diesen Morgen?“ fragt' er wieder, mit noch grösserer Befremdung.

„Um fünf Uhr.“

„Sonderbar! So früh konnt' ich freylich nicht hier seyn; weil ich diesen Morgen erst ausreiten wollte. Hätt' ich Ahnungen gehabt, ich

wäre

wäre gestern geritten;“ sezt' er sehr bitter hinzu, wiewohl mit einem freundlichen Gesichte: denn der Mann hat sein Gesicht zum Erstaunen in seiner Gewalt. Es ist, wie ein Apriltag: izt eine Wolke, die Hagel und Schlossen droht, den Augenblick wieder die lieblichsten Sonnenblicke. — Dießmal verbarg doch die süsse Miene seine Bitterkeit nicht gut. Ich hatte die Frage im Munde: warum er sich nicht angemeldet hätte? Er kam mir mit einer andern zuvor.

„Wollen sie mich beherbergen?“ fragt' er, indem er mich ansahe. Und da ich nicht so hurtig antwortete, fuhr er fort: „Wenn kein Verbot darauf gelegt ist; so bin ich ein zudringlicher Mensch, und bitte mir ein Nachtlager aus. Aber ich will Ihrer Güte nicht misbrauchen; nur auf eine einzige Nacht.“

Mit dem allerschönsten Anstande, und der freundlichsten Miene sagte er diese Bitterkeiten; führte mich in den Saal, und gleich darauf Luisen, der er im Hereingehen etwas Scherzhaftes sagte, das sie nicht verstanden haben will.

Nun kommt Sarah, angemeldet durch das Klappern ihrer zwey wohl ausgefütterten Pantoffeln, woran ihre Füsse genug zu schleppen haben.

„In aller Welt!“ —— die knöchernen Hände unter dem Kinn zusammengefaltet, und lange ihn anstaunend —— „In aller Welt, Vetter! wie kommen sie heute nach Färmbüll?“

„Zu Pferde, Sarah, und heute freylich geschwinder, als sonst. Ich bin geritten, wie ein Courier, der Ahnungen hatte, daß er einer Reichsrevolution zuvorkommen sollte, auf Leben und Tod, und komme doch zu spät! Fühlen sie nur,“ sezt' er hinzu, indem er vom Stuhl aufstand, Luisens Hand nahm, und auf seine Brust legte: „fühlen sie nur, wie mir das Herz noch schlägt!“

Das arme Mädchen war in der größten Verlegenheit, und glühete im ganzen Gesichte. Sarah nahm das Wort auf, und sagte, daß Wolmer nach Lübeck gereiset wäre, um Juliens Großtante einzuholen.

„So ist sie endlich da!“ sagte Serviner.

„Noch

„Noch nicht," erwiederte Sarah; aber man vermuthe sie etwa in acht Tagen.

„Dann wäre mein Onkel nach sieben Tagen noch früh genug gereist;" sagte Ferdiner, indem er aufstand, und um Erlaubniß bat, daß er sich umkleiden dürfte.

Ich gieng, um einige Anstalten zum Abendessen zu machen, und für sein Zimmer zu sorgen. Luise folgte mir nach.

„Welch ein Mensch!" sagt' ich ihr. —— „Armes Mädchen, sie haben viel gelitten!"

Sie fragte: ob ich nicht glaubte, daß er ihrer hätte spotten wollen?

„Das gewiß nicht;" antwortete ich. „Sie kennen ja seine Weise."

„Ich mag eine sehr einfältige Figur gemacht haben," erwiederte sie, „als er meine Hand auf sein Herz legte. Er überraschte mich so unerwartet, und faßte sie so fest" ——

„Drückte sie, wolltest du eben nicht sagen, mein Kind!"

„Warum nicht ihnen, meine Lotte? Es dünkte mich wirklich so."

„Und

„Und doch sollt' er ihrer gespottet haben!“

„Gleichgültig!“ antwortete Sie; „lassen sie mich ihn nur nicht wieder sehen. Ich will diesen Abend nicht zu Tische.“

„Das wäre dein Ernst, Mädchen?“

„Mein völliger Ernst!“

„Und befürchtest nicht, daß er's dir übel nehmen wird?“ fragt' ich halb scherzend.

„O! scherzen sie nicht über meine Schwachheit,“ sagte Sie mit zwey allerliebsten rothen Wangen; „sonst sag' ich, sie spotten meiner.“

„Nein, mein liebes Kind, über ein so ehrliches Bekenntniß, belegt mit dem Zeugniß von so einem Paar Wangen, muß man nicht spotten. Aber es war auch nicht Spott, nicht einmal ganz Scherz; denn Sie müssen nichts thun, was er übel nehmen könnte. Und also müssen Sie bey Tische seyn.“

„Nein, ich kann nicht,“ erwiederte Sie. „Ich kann nicht, und will nicht; mag ers so übel nehmen, als er will!“

„Laß doch sehen," sagt' ich, und legte meine Hand auf ihr Herz; „laß doch sehen, wie es hier stehet!"

„O! meine liebste Lotte," sagte sie, und warf sich um meinen Hals, „es soll bald gut stehen: mir Geduld mit mir!"

„Aber im Ernst, wenn er nun, was er so schlimm gemacht hat, wieder gut machen wollte," sagt' ich, „wolltest du nicht ——"

„Niemals, niemals! Ich betheure, niemals," antwortete Sie. „Eben deswegen lassen sie mich weg bleiben."

Dieß war Ernst; ich konnte Sie nicht bewegen, Gesellschaft zu machen. Er schien indeß Luisen zu erwarten, und fragte mehr als einmal nach ihr. Ich sagte, Sie wäre zu Hause gefahren. Unser Gespräch ward bald sehr trocken: denn Sarah kam mit allen ihren Fragen nach Stadtneuigkeiten, die kein Ende nahmen.

Er begab sich auch bald auf sein Zimmer, indem er sich mit der Ermüdung entschuldigte. Morgen, wenn ich kann, den Verfolg. ——

Drey und funfzigster Brief.

Ferdiner an Eduards.

Färmbüll, den 17ten.
Abends.

Warum kam ich nach Färmbüll? Um der Narr der Farce zu seyn! Ich mögte rasen; aber ich erinnere mich der Maxime: je mehr der Verspottete sich gebährdet und tobt, je lustiger macht er die Gesellschaft, die ihn zum Besten hat; und so verberg' ich meinen Aerger unter der Larve des Spasses, so gut ich kann.

Ja, ich sag' Ihnen, es sollte vorbey seyn von Rechtswegen; sollte und wäre, wenn ich erwarten könnte, bey Elisen Glauben zu finden! — Alle, Julie selbst nicht ausgeschlossen, haben sich nun wider mich verbündet, und das ganze Mährchen endigt sich mit Gelächter über mich!

So wird man mit seiner Aufrichtigkeit, mit all seinem guten Herzen und Absichten gegen die Ränke der Arglistigen zum Thoren! Wie kann es anders seyn, wenn die Ehrlichkeit ihnen jeden

Vortheil in die Hände spielt, und selbst keinen nuzen will. Ich meldete Julien, wie Sie schon wissen, früh genug und geradezu meine Ueberkunft, meine Absicht, Tag und Stunde. Das war die erste Thorheit! Ich hätte nicht nur überlegen sollen, daß mein Onkel izt auf alles, was von mir kommt, aufmerksamer seyn, und keinen Brief von mir ungelesen in ihre Hände gerathen lassen würde; sondern ich hätte auch für die Sicherheit des Briefes sorgen, oder da ich das verachtete, ungemeldet erscheinen sollen, plözlich, wie der Streich der zuvorkommenden Rache, der mitten in ihren Berathschlagungen unter die Verschwornen schlägt, daß sie aus einander fahren, erschrecken und zagen, einer den andern angaffen, und nicht wissen, wie ihnen geschehen ist, noch was sie beginnen sollen. Ihre Verwirrung wäre mein Sieg gewesen! Aber da siz' ich, verlasse mich auf mein gutes Bewußtseyn, auf meine Rechte, auf meine Redlichkeit, und erwarte Vernunft und Billigkeit von denen, die einmal vor alle entschlossen waren, keiner von beyden Gehör zu geben. — Also kommt mein Brief, so

muß

muß ichs erklären, in die Hände meines Onkels, den der Inhalt voll Wahrheiten freylich nicht sehr erfreuen konnte. —— Was thut dieser Onkel? — Er ist nicht so einfältig, denselben Julien abzuliefern —— Es ist unmöglich, daß sie ihn kann gelesen haben! —— sondern er beredet sie, mir den Brief zu schreiben, den Sie gesehen haben, für Luisen zu bitten, und derselben ihre eigene Rechte abzutreten: das hieß, mich abzudanken. Julie, das gute unschuldige Kind, getäuscht durch den Schein von Wahrheit, den man durch die Umstände der Erdichtung hat zu geben gewußt, vermuthlich auch durch falsche Beängstigungen des Gewissens, die man in ihrer edlen Seele rege gemacht, und wer weiß, durch welche Kunstgriffe mehr? glaubt, quält, überwindet sich nach einem gewiß nicht leichten Kampfe, und schreibt, was der Pflegvater will, nichts von dem, was ich erwarte, alles, was mir verhaßt ist.

Dieser Brief sezt mich zwar in Verwunderung; allein ich denke: sie ist getäuscht; eine mündliche Erklärung wird den Zauber lösen; und ob ich gleich in dem Briefe keine einzige Zeile zur

Beantwortung des meinigen finde; ein offenbarer Beweis, daß sie diesen nicht gesehen hatte; fällt mir dieser Gedanke doch gar nicht ein: das war die andere Thorheit. Anstatt also zu vermuthen, wie ich hätte können, wie ich hätte sollen, daß mein Onkel schon Mittel und Wege gewählt haben würde, unsere mündliche Unterredung zu verhüten, reis' ich gerade zu der Zeit hinüber, die ich ihm selbst verrathen hatte, sie mir aus dem Wege zu führen: das war die dritte.

Ich komme also mit der Einfalt eines guten Gewissens, das alles hoffet, und erwartet, weil es nichts zu fürchten hat. Ich komme; man sagt mir: Vater und Tochter wären mit der Althausen und ihrem Bruder verreiset, gerade an dem Morgen, den ich zu meiner Reise ausdrücklich bestimmt hatte. Ich komme, finde anstatt Julien, Luisen, die nicht ohne Absicht an ihren Posten gestellet seyn konnte; erstaune, und begreife nun völlig, welch ein Thor ich bin! Eduards! diesen Augenblick denken sie sich! Ich hätte die Zähne zusammen beissen mögen! — Ich glaube doch, daß ich äusserlich nichts

mehr als Befremdung und Unmuth blicken ließ. Wenigstens nahm ich alle meine Mannheit zusammen, eine Gleichgültigkeit zu affectiren, die weit von mir entfernt war. —— O! wenn es nicht mein Onkel wäre! —— Und dieser Dankwart! —— Sollt' er wohl so viel Muth haben, ausgeführte Anschläge zu vertheidigen, als List, sie zu erfinden? —— Es wird sich zeigen!

Indeß was nun? —— Man wird es auf ein paar gute Worte nicht ankommen lassen: man wird mich bitten, zu bleiben, bis die Verreiseten wieder kommen. Feine Worte kosten ja so wenig! Aber wer zu der Zeit einen Ort verläßt, wo er weiß, daß der andere kommen wollte, der reisete ja gewiß nicht deswegen, daß er wieder kommen wollte, so lange jener da bleibt! Und da man sich ehedem schon hinlänglich mit einer Entschuldigung versehen hat, daß man den Tag nicht bestimmen könne, wann die Tante, eine bejahrte Frau, der man des Scheins halber entgegen zog, in Lübeck eintreffen wird; eine Entschuldigung, die auf ganze Wochen so gut, als auf ein paar Tage gültig bleibt; so seh' ich

voraus, wie alles angelegt ist, meine Geduld zu ermüden. Aber dennoch, da ich entschlossen bin, meinen Onkel aufs Aeusserste zu treiben, würd' ich keinen Fuß von hier aus der Stelle setzen, wenn mich die Erinnerung an die Reden des Majors nicht beunruhigte, nagte, quälte, und jeden Augenblick in einen Tag verwandelte.

Welch ein unseliger Zustand! —— Sie sagten mir einst, ich würde keine erhalten. Immer denk' ich an diese Worte. Dankwart wird sein Bestes thun, sie zur Weissagung zu machen. Allenthalben arbeitet er wider mich, wo ich komme, und bin, und nicht bin: o der verhaßte Dankwart! —— Dreymal hab' ich schon beschlossen, nach Lübeck zu reisen, um die Sache schlechterdings zu endigen. Aber auch das hat mein Onkel befürchtet, und ihm vorgebeugt: denn man sagt hier, man wisse nicht, ob er der Großtante nicht noch weiter entgegen reisen würde. Es ist Vorwand, unwahrscheinlicher Vorwand, damit ich ihm nicht folge; aber kann er ihn nicht nützen, wenn ich komme? Wird er sich nicht verläugnen und sagen lassen, er sey

weiter

weiter gereiſet? — Ich muß zurück. Das hab' ich denn endlich beſchloſſen, und an Julien nur folgende wenige Zeilen geſchrieben:

„Ich bin hier faſt ſeit der Stunde, die ich in meinem voraufgeſandten Briefe beſtimmt hatte. Das lezte mich beynahe verabſcheidende Schreiben meiner Julie ſelbſt hielt mich nicht zurück: denn ich ſahe nur daraus, daß Sie aufs grauſamſte getäuſcht waren, und wußte mit Zuverſicht, daß dieſe Täuſchung verſchwinden müßte, wenn Sie mich hören würden. Ich hatte Ihnen das einzige Mittel vorgeſchlagen, allen fernern Unruhen ein Ende zu machen, Sie gebeten, es zu überlegen und anzunehmen, und hofte das, warum ich gebeten hatte. Dieſe Hoffnung trieb und begleitete mich: allein meine Gegner hatten ſie zu vereiteln gewußt. Ich kam, und fand Sie nicht; fand nicht Sie, ſondern die, die mich nichts angehet, Luiſen. Dieſe ſo unerwartete Abweiſung befremdete, kränkte, und empörte mich; aber ich ſchloß daraus, daß mein Brief ſo unglücklich geweſen ſeyn müßte, nicht in Ihre Hände zu kommen. Lotte erbot

sich, meine Ankunft zu berichten, und glaubte, Sie würden sogleich zurück kommen. Allein, wenn Sie gleich wollten, sehe ich doch die Möglichkeit nicht, da Sie ohne Zweifel nicht die Freyheit haben, die Sie haben sollten, und **Lottens** Brief vermuthlich zuerst in eben die Hände fallen würde, worin sich der meinige verloren hat. Vielleicht hat auch dieser dasselbe Schicksal. —— —— Also nichts weiter, als daß ich zwar zurück gehe, aber mir alle Ansprüche und Hoffnungen vorbehalte, die Sie selbst mir gegeben, und niemand, als Sie, mir wieder nehmen kann, und soll.“

Vier und funfzigster Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 18ten.

Ferdiner ist nicht mehr hier. Sie begreifen die Ursache nicht? Ich begriff sie auch nicht; aber Sie werden schon sehen. ——

Bald nach sechs Uhr diesen Morgen kam er in Stiefeln und Spornen, die Gerte in der Hand, gerades Weges in mein Zimmer, als Luise und ich, nachdem wir kurz vorher aus den Federn gekrochen waren, in vollkommner Sicherheit und Ruhe, also beyde noch im Negligee, eben beym Frühstück sassen. Wie das Mädchen erschrack! „Ah!“ sagte er lächelnd, „wir finden uns doch wieder.“ Ich maß ihn mit Augen voll Verwunderung vom Kopf bis zum Fuß, und fragte endlich; was er vorhätte?

„Ihnen für die genossene Gastfreundschaft zu danken, und Abschied zu nehmen.“

Ich antwortete: es würde sein Scherz seyn. Er mußte und sollte nicht weg. —— Freylich vermuthete ich eben nicht, für meine Höflichkeit bey dem Herrn Wolmer viel Dank zu verdienen. Ferdiner schien dieselben Gedanken zu haben, lächelte, drückte mir die Hand, und sagte: „ich will sie nicht in Verantwortung sezen.“

Ich versprach, den Augenblick einen Expressen abzufertigen, und wollte dafür stehen, daß Julie, wo möglich, noch diesen Abend hier seyn würde.

„Wo möglich!“ sagte er. „An gutem Willen wird es freylich nicht fehlen. Aber sie hat reisen müssen, um zu gehöriger Zeit wieder zu kommen. Jeder Mensch hat seine bestimmte Zeiten, Absichten, und Geschäfte, die man nicht stören, und seine eigne besorgen muß.“

„Doch haben sie gewiß keine wichtigere in Hamburg, als hier,“ sagt' ich.

Deswegen wär' er auch zu gehöriger Zeit gekommen. „ Aber sie wissen, " fuhr er fort, „ wie im menschlichen Leben alles so in einander greift, ein Erfolg sich immer so an den andern schließt. Da ist denn Eile nöthig, daß nicht, wenn einer verlohren gehet, der andere auch verlohren gehe. Es ist, sagt ein Poet, *) wie im Brettspiele: den unglücklichen Wurf muß die Geschicklichkeit des Spielers verbessern. "

„ Schade, daß ich nichts vom Brettspiele verstehe; und doch sollte das Gleichniß bekannter seyn, als die verglichene Sache. Wollen sie mir's nicht ein wenig erklären? "

„ Der beste Saz, den man machen wollte, wartet auf einen glücklichen Wurf. Der Wurf kömmt nicht: also muß man so vortheilhaft sezen, als noch möglich ist, da man nicht mehr sezen kann, wie man wollte. Ich warf, traf nicht, und muß den Wurf verbessern. "

„ Das

*) Terenz.

„Das heißt, wenn ichs auf ihren Fall übertrage, sie kamen, fanden Julien nicht, und müssen bleiben, bis sie kommt: denn ich denke, was im Spiel oft die Geschicklichkeit zu thun hat, das muß im Leben die Geduld thun.“

„Zuweilen,“ antwortete er; „ein andermal die Geschwindigkeit. Geduld, wenn sie des gewünschten Erfolges gewiß sind. Ist er nur wahrscheinlich, oder gar unwahrscheinlich; so gehen über die Geduld wichtige Augenblicke verloren, welche die Geschwindigkeit aufhaschen muß: denn sie wissen, der Himmel hängt an ihren Flügeln.“ — Er beugte sich, sagte mir ein Compliment, und gieng zu Luisen, die ihm mit glühenden Wangen, zitterndem Busen, den Finger auf den Mund, hustend, und die schweren Augen auf die Erde geheftet, die Hand geben mußte.

„Wenn sie mir gestern nicht entwischt wären,“ sagte er, „so hatt' ich ihnen manches zu sagen. — Aber warum glühen diese Wan-

gen

gen schon wieder? “ fuhr er fort, indem er Luisen ansahe. „Genau jene schöne Morgenröthe — Doch,“ sezt' er hinzu, und sah sich nach mir um, „das dürfen sie nicht hören, Lotte;“ neigte sich zu Luisen hin, und zischelte ihr etwas ins Ohr. — „O! Herr Ferdiner, wie können sie das glauben?“ sagte Luise, indem sie noch mehr erröthete, mit der Schürze spielte, und gern ihr weggewendetes Gesicht damit verhüllt hätte. „Sonderbarer Zweifel!“ antwortete Ferdiner. „Noch sonderbarer, daß ich wider ihre eigne Einbildung für sie zeugen muß in einer solchen Sache! Aber ich wollte mit einem Eide überhaupt für sie zeugen, wenigstens für dasmal.“ Dann redete er wieder leise zu ihr, und sezte laut hinzu: „und den geb' ich einmal, wer weiß wie bald! an einem gewissen andern Morgen demjenigen Glücklichen zurück, dem sie gern erlauben werden, mir dafür so viel von dieser Locke abzuschneiden,“ (indem er die Locke in die Hand nahm, die von Luisens Halse auf ihren Busen herab fiel,) „daß ich mir daraus einen Ring flechten lasse, zum Andenken der sonderbarsten

sten Begebenheit.“ — Er drückte ihr lächelnd die Hand, neigte sich, und gieng. Ich hielt ihn noch einmal zurück. Es könnte unmöglich sein Ernst seyn, weg zu reisen, ohne Julien gesehen und gesprochen zu haben. — Es wäre doch gewiß sein Ernst, antwortete er. Freylich hätt' er Julien nicht gesehen; aber doch mit ihr gesprochen. „Hier,“ sezte er hinzu, indem er einen Brief aus der Tasche zog, „was ich bald vergessen hätte, hier ist ein Theil von dem, was ich ihr habe sagen können.“ Er gab mir den Brief, bat, denselben gelegentlich Julien selbst einzuhändigen, und ließ sich nicht länger halten.

Indem ich ihn aus dem Zimmer bis an die Hausthür begleite, kommt Sarah. — „Wollen sie schon wieder weg?“ fragte sie. — „Er will sich nicht erbitten lassen,“ sagte ich. „Ist es nicht unverantwortlich, mir so eben einzusprechen?“

„Fodern sie Sarah nicht auf,“ antwortete er mir. „Sarah entschuldigt mich gewiß, wenn es kein Mensch in der Welt thut. Nicht wahr, liebe Muhme?“ fragte er Sarah.

„Das

„Das ist ja des Kommens nicht werth,“ sagte Sarah. „Ah! so ists vielleicht des Weggehens werth,“ antwortete er. „Adieu, gute Muhme!“ sofort zu Pferde, und da sprengte er hin. ——

Ich hatte ihn bis auf den Hof begleitet, und kam voll Verwunderung über das, was ich gestern und heute von ihm gehört und gesehen hatte, wieder zurück, als ich Sarah noch auf der vorigen Stelle antraf, die so lange auf mich gewartet hatte, um mir einen Brief zu geben, den sie unter ihrem aschfarbenen Mantel hervor holte.

„Ein Brief? So früh? Gewiß von Lübeck,“ sagt' ich, und brach ihn neubegierig auf, ohne, in der Meynung, er sey an mich, die Aufschrift anzusehen.

„Was machen Sie?“ sagte Sarah; „er ist an Julien.“ Ich lese die Aufschrift: sie ist von Ferdinern. „Was bedeutet das, Sarah,“ fragt' ich; „der Herr kommt eher, als sein Brief, der ihn vermuthlich erst anmelden sollte.“

„Was bedeutets?“ antwortete sie; „daß ich ihn vergessen habe. Er kam vor einigen Tagen, ich weiß nicht mehr, wann.“

„Das gesteh' ich! Und sie haben ihn so lange behalten?“

„Sie und Julie waren nicht da. Ich weiß nicht, wo sie waren,“ sagte sie; „es wurde Abend darüber; ich schloß ihn in meine Commode.“

„Da könnte ein Testament sicher liegen! Aber, liebe Sarah, ein Brief, der nicht zu seiner Zeit gelesen wird, ist ja nichts mehr werth, als eine Zeitung vom vorigen Jahre. Nun begreif' ich vollkommen, warum Ferdiner sich wunderte, Julien nicht zu finden; und verdenk' es ihm gar nicht, daß er nicht bleiben wollte. Was wird Julie sagen?“

„Was sie sagen wird;“ antwortete das flegmatische, wenn ich nicht sagen soll, das schadenfrohe Geschöpf: (denn sie ist bey mir nicht ausser Verdacht, daß sie den Brief mit Fleiß liegen

liegen ließ.) Was sie sagen wird;“ antwortete sie. „Ich hatte ihn vergessen, und habe mehr zu denken, als an eure Briefe.“

„Wenn Sie es denn nur gestern, oder wenigstens in dem Augenblick gesagt hätten, da Sie sahen, daß er weg wollte;“ erwiederte ich.

„Deswegen war ich,“ antwortete sie, „so früh aufgestanden. Aber kann man vor dem flüchtigen Menschen wohl zu Worte kommen? Was ist viel daran gelegen? Besser, daß Julie ihrer Großtante entgegen kommt, als hier blieb, um auf ihn zu warten. Ehre das Alter! Er kann ein andermal wieder kommen.“ —— Schlarr, schlarr, kroch sie nach ihrer Kammer zu ihrem Lehnstuhl zurück, und trank in aller Ruhe ihren Thee.

Der Vorfall war nicht mehr zu ändern: und da ich den Brief einmal unvorsichtig erbrochen, folglich allemal im Verdacht blieb, daß ich ihn gelesen hätte; so konnte ich mir auch nicht verbiethen, ihn wirklich zu lesen, wofür ich um desto eher Verzeihung hoffe, weil Julie nur sel-

ten einen Brief empfängt, den sie mich nicht lesen läßt. Ich fand, was ich vermuthete. Er war vom 10ten, und also den 12ten eingegangen. Die Verwirrung, welche dadurch entstanden ist, wird desto schlimmer. Denn Julie schickte ihren lezten Brief, davon ich Ihnen die Abschrift versprochen habe, zwey Tage später weg. Hätte sie aber diesen Brief gelesen, der abermal voll von den wärmsten und heiligsten Versicherungen seiner vollkommnen Unschuld ist, die mich selbst beynahe irre machen könnten; so wollt' ich wohl versichern, daß sie weder diesen ihren Brief abgeschickt haben, noch nach Lübeck gereiset seyn würde. Aber wenn Ein Ding aus seiner Stelle verschoben wird, so werden tausend andre daraus verschoben. —

Ich habe noch mehr auf dem Herzen; aber izt muß ich nothwendig einen Expressen nach Julien abgehen lassen. Morgen mehr.

Fünf und funfzigster Brief.

Lotte an Leonore.

Färmbäll, den 19ten.

Wunderbare Vorfälle! Und doch hab' ich noch mehr.

Aber was flisterte Ferdiner Luisen ins Ohr? Ich wette, das ist das erste, was Ihre Neubegierde gereizet hat. Die meinige wenigstens; also nahm ich, so bald ich meinen Bothen nach Lübeck abgefertigt hatte, das liebe Mädchen ins Verhör.

„ Als Herr Ferdiner, " erzählte Luise, „ nach der Frage: „ warum meine Wangen schon wieder glüheten? " hinzu gesezt hatte: „ genau jene schöne Morgenröthe; " sagt er mir leise: „ nach jener denkwürdigen Nacht, der doch Sie sich so wenig schämen dürfen, als ich. Gewiß, Luise, " sezt' er hinzu, „ es war ein Traum, der keine andere Wirklichkeit hat, als in demjenigen trübsinnigen Gemüthszustande, woran ich

Sie ungern erinnere. Ich bitte, überzeugen Sie sich dessen!“ ——

„Sie wissen schon,“ fuhr Luise fort, „von welcher Nacht er redete. Wie hätt' ich ihn den Morgen darauf, als wir von der Landschenke weiter fuhren, wohl ohne Röthe ansehen können? *) Aber wie kann er glauben, daß es ein bloßer Traum war? Oder wie kann er nur hoffen, mich zu bereden, daß er es glaube? Diese Rede war mir sehr empfindlich. Deswegen fragt' ich: wie er das glauben könnte? —— Was er darauf antwortete, haben Sie selbst gehört. Er wollte wider meine eigene Einbildung mit einem Eide für mich zeugen. Das sollte ohne Zweifel so viel heissen: er wollte mit einem Eide bekräftigen, daß ich damals nicht auf diejenige Weise, wie Sie wissen, wäre gekränkt worden. Deswegen sagte er mir wieder leise: „Nein; es war wenigstens damals nichts verloren; so gar nicht der Ring, **) den Sie vermißten.“ Dieser Ring war

*) Th. 1. Br. 17.

**) Th. 1. Br. 17. Br. 23.

war mein alter, *) den Sie gesehen haben. Ich verlohr ihn in derselben Nacht, und weiß nicht anders, als daß er gestohlen war. Ferdiner schenkte mir dafür den andern, der unglücklicher Weise meiner Mutter in die Hände fiel, und den ersten Anlaß zum Argwohn gab. Was er weiter davon sagte, hab' ich nicht recht verstanden."

„Er redete," antwortete ich, „von einem Glücklichen, dem er diesen Ring für einen andern von ihrer Haarlocke geflochtenen austauschen wollte. Ich glaube, er verstand unter dem Glücklichen einen Geliebten, dem er an dem Morgen nach dem Trauungstage den Ring, ich weiß nicht, in welcher Art von Scherz, zurück geben wollte. So verstand ich diese Worte: Wer weiß, wie bald? sezte er hinzu: vermuthlich in der Hoffnung, daß sein Antrag bey ihrer Mutter noch Gehör finden wird."

*) Th. 3. Bk. 6.

Luise wußte von keinem Antrage. Ich erzählte ihr, was ich von ihrer Mutter gehört hatte; und wir kamen unvermerkt auf den Fremden, der eine Zeitlang für ihren Bruder, hernach nur für einen weitläuftigen Verwandten ausgegeben wurde. Izt vernahm ich zum erstenmal von Luisen, daß er nichts von beyden ist, „ sondern " —— sagte Luise, und hielt plözlich innen. Ich fragte ihr Gesicht, was sie dächte, fand wiederum dieselbe Morgenröthe, wie es Ferdiner nannte, und ergänzte ihre Rede. „ Sondern mein Liebhaber: nicht so, Luise?" ——

„ Was verhehl' ichs," antwortete sie. „ Er sagt, daß er mich liebe." „ Und Sie, " fuhr ich fort, „ sie sind ihm nicht abgeneigt. " —— „ Ach! was kann ich, meine liebe Lotte," antwortete sie, indem sie mir um den Hals fiel, „ gesezt auch ich wär' ihm nicht abgeneigt. Ich werde mich doch nimmermehr entschliessen, ihn zu betrügen. " „ Das werden sie freylich nicht, " erwiederte ich, „ und dürfen auch nicht. Aber ich stelle mir auch leicht vor, daß ihre Mutter es

nicht

nicht zugeben wird.“ „Meine Mutter,“ sagte sie, „hat ihre Gesinnungen sehr geändert. Ich hatte sie endlich dahin gebracht, daß sie mir versprach, die Sache wider Ferdinern nicht weiter zu treiben. Dieß geschahe ein paar Tage nach meiner Unterredung mit Julien, auf mein fußfälliges wiederholtes Bitten und Flehen, und nachdem ich ihr mit einem Eide betheuret hatte, daß ich Ferdinern niemals nehmen wollte, auch wenn er sich freywillig antragen sollte: denn es schien, als wenn meine Mutter, ich weiß nicht aus welcher Ursache, seinen Antrag izt so gut, als gewiß, erwartete. Sie wurde darüber sehr empfindlich; war aber Tages darauf gelassener, und wollte zwar nicht mehr darauf dringen, daß ich Ferdinern nehmen sollte; aber doch nur unter der Bedingung, daß ich jenen andern Antrag nicht ausschlüge. Dann wollte sie sogleich bey dem Prediger erklären, daß sie die Sache gegen Ferdinern aufgebe. Bin ich nicht auf alle Weise sehr unglücklich?“ sezte Luise hinzu, indem ihre Augen voll Thränen liefen. „Wenn ich auch nicht achten will, mich aufzuopfern; darf

ich wohl einen Mann betrügen, mit dem ich leben soll? Und wenn ich alle Anträge ausschlagen, und mich gar nicht verheirathen will; muß ich nicht befürchten, daß meine Mutter die wahre Ursache errathen, ihr Versprechen zurück nehmen, und die Sache gegen Ferdinern desto eifriger treiben wird? Izt drängt sie in mich, den Antrag unsers Fremden anzunehmen. Der Mann hat viel Empfehlendes: aber wenn ich ihn auch liebte; so könnte ich doch nicht."

Ich fragte: wer er denn wäre? Ihre Mutter, antwortete sie, spräche so von ihm, als wenn sie es wisse; aber immer sehr zweydeutig. „Sie sagte mir auch einmal; er wisse schon daß ich Neigung für Ferdinern gehabt hätte: da sie ihn aber versichert, daß es izt vorbey wäre; so hätte er daran keinen Anstoß gefunden. Vielmehr hätte er sehr vernünftig geantwortet: wenn ein Mann nur der gegenwärtigen Liebe seiner Frau versichert wäre, wär' es unbillig, sich an Neigungen derselben zu stossen, die sie vor der Zeit gehabt haben mögte."

Darauf

Darauf kam ich wieder auf Ferdinern. Was er Luisen heimlich gesagt hatte: „es wäre gewiß ein Traum, der keine andere Wirklichkeit haben könnte, als in ihrem unglücklichen Gemüthszustande;“ war gerade dasjenige, was wir alle zuerst gedacht hatten. Also fragt' ich sie, ob das gar nicht möglich wäre? Und sie erzählte mir den ganzen Vorgang.

„Es war der 22ste Jänner; die unglücklichen Tage behält man viel zu genau!“ sagte sie, „als ich mit Ferdinern von Färmbüll nach Hamburg reisete. *) Wir übernachteten in der Landschenke. Herr Ferdiner verläßt mich nicht sehr spät, um sich nieder zu legen. Da ich nach einer guten Stunde glaubte, daß er eingeschlafen wäre; mach' ich, denn seine Kammer lag nicht weit von der meinigen, und sie kennen meine thörichte Furchtsamkeit, —— die Kammerthür auf, lasse das Licht brennen, und lege mich nie-

*) S. Th. 1. Br. 17.

nieder. Gegen Morgen werd' ich von einigen starken Schlägen des Fensters aus dem ersten Schlummer geweckt. Das Licht ist erloschen. Mich dünkt, ich höre Leute am Fenster; fahre erschrocken auf; suche, in der leichten Kleidung, so wie ich mich der Bequemlichkeit halber nieder gelegt hatte, die Thür, finde sie endlich, aber geschlossen, reisse sie wieder auf, und will, in einer Beängstigung, daß ich kaum einen Laut von mir zu geben, und Ferdiners Namen zu rufen vermag, noch auch weiß, wo ich bin, in seine Kammer. Ferdiner, der durch dasselbe Getöse schon erwacht seyn mußte, löscht in der Eile, womit er aus dem Bette springt, und zu mir kömmt, unversehens auch sein Licht aus, das neben seinem Bette auf der Erde stand. Er frägt, was geschehen ist? Und da ich kaum das Wort heraus bringe: vermuthlich Diebe! faßt er mich bey der Hand, und tritt mit mir in meine Kammer. Hier bleiben wir stehen, horchen, finden aber alles ruhig. Es ist nichts, liebes Kind, sagt er, indem er mich mit beyden Händen umschlingt, mich küßt, an sein

pochen

pochendes Herz drückt, unter den wärmsten stummen Liebkosungen in seinen Armen auf mein Bette zurück trägt, meinen Widerstand durch seine überlegenen Kräfte und Schmeicheleyen überwindet, und meine Bitten mit Küssen beantwortet. — Bedenken Sie, " fuhr Luise fort, „ ein junges schwaches Mädchen! Ein geliebter Mann! Die Nacht! Die halbe Betäubung, worin ich von dem Schrecken noch war! Diese neue Ueberraschung! — Ach! er hätte meiner Schwachheit schonen sollen!" —

„Als ich aus der Betäubung, die einer Ohnmacht ähnlich war, zu mir selbst kam," fuhr Luise fort, „empfand ich sogleich die ersten Folgen derselben, Schaam und Verwirrung, und vergaß mich in diesen Empfindungen, worin sich auch meine Liebe für ihn mischte, so gänzlich, daß ich ihn mit Inbrunst und mit einem Seufzer umfaßte: Ach! Herr Ferdiner! ein Seufzer, der ihn hätte zur Vergütung bewegen sollen, da es zur Schonung zu spät war. In der That hoft' ich dieselbe bey meiner damals völligen Ungewiß-

gewißheit seiner Absichten auf Julien mit desto größerer Zuversicht, je unerfahrner und einfältiger ich war, je mehr ich ihn liebte, und mir schmeichelte, von ihm wieder geliebt zu seyn. Diese Hoffnung stärkte sich durch manches Scherzwort, was er mir des andern Tages auf unserer übrigen Reise in Beziehung auf diese Nacht sagte, durch jeden Blick, den meine Röthe und niedersinkende Augen beantworteten, und endlich am meisten durch den Ring, den er mir zur Erfezung meines gestohlenen schenkte. Die Wirkung dieser fehlgeschlagenen Erwartung auf mein Herz und meinen Verstand konnte denn nicht geringer seyn, als sie war; und von dieser sind sie selbst Zeugin gewesen. Das hätt' ich doch gar nicht erwartet, daß er sich überwinden würde, einen Traum daraus zu machen."

Dieß ist Luisens Erzählung, welche mit dem, was sie sonst geschrieben und ausgesagt hat, völlig übereinstimmet, und keinen Zweifel an der Handlung selbst übrig läßt. Uebermorgen begleit' ich sie zu ihrer Mutter, die mich selbst eingeladen hat.

Sechs und funfzigster Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 19ten.

Daß mir dieser Dankwart beständig in den Weg tritt! Wohin ich meinen Fuß sezen will, da steht er! Ich komme nach Färmbüll, und er war mit Julien schon nach Lübeck. Ich gehe nach Hamburg zurück, und siehe, da ist er wieder in Weibsgestalt, um Elisen nach Grumbuy zu holen. Die erste will er für sich; die andere, wenn ich mich recht besinne, für einen guten Freund; und nur um Einen Tag früher, so hatt' er beyde. —— Der Mann will mich völlig zum Narren machen!

Lassen Sie sich geschwind das Abentheuer erzählen.

Mittags kam ich von Färmbüll zurück, so wie Sie schon wissen. Gerade um drey Uhr

Nachmittags kommt eiligst der Miethlakey Heinrich, den Sie noch kennen, und will durchaus mich selbst sprechen. Ich laß' ihn vor mir, und er erzählt: um Ein Uhr sey eine gewisse Dame in Copenhagen kaum über die Schwelle getreten, so hätte sogleich die Miethkutsche nach St. Georg hingemußt, um das nämliche Frauenzimmer zu holen.

Wer mag diese Dame, und wer dieß nämliche Frauenzimmer gewesen seyn? — Vermuthen Sie nicht ein wenig auf Dankwarts Schwester und Elisen? Sie sind es doch wahrhaftig. Was hat die erste zu bestellen? — Der Miethlakey mag weiter erzählen.

„ Ich war neugierig," sagt' er weiter, — denn daß er's war, konnte ihm einen Louisd'or einbringen; — „ ich war neugierig, und machte mir, so oft ich konnte, bald dieß bald jenes Gewerbe in dem Zimmer der Dame. Da glaubt' ich denn so viel zu verstehen, daß von einer gesellschaftlichen Reise geredet wurde."

„ Wohin,

„ Wohin, mein guter Heinrich?“

„ Nach einem Gute — Wie heißt noch der Blizname? — des Teufels! Zwanzigmal hab' ich ihn unterwegens übergebetet, und doch nicht! — Gra — Gram — Gru — — —“

„ Grumbuy vielleicht?“

„ Das war er! Grumbuy. — Warum man wohl so eisenharte Namen erfinden mag? Nach Grumbuy wollten sie zusammen, morgen oder übermorgen.“

Wie mir die Nachricht bekam? Geduld, mein Freund? Wenn ich von St. Georg zurück komme, will ich antworten. Eben seh' ich, daß meine Kutsche schon auf mich wartet.

Um 6. Uhr.

Der Besuch war umsonst! — Auch meine neue Freundin war ausgeflogen, wenn Sie nicht etwan lieber meynen, daß sie sich verleugnen ließ. Wie dem sey: eine kleine Verrätherey soll mir gespielt werden.

Sollte der Miethlakey auch recht gehöret haben? Er hatte einmal einen Fluß aufs Gehör bekommen.

Vor Jahr und Tag. Vielleicht hat er ihn noch, oder einen andern Mangel, der so schlimm ist, als Mangel aller fünf Sinne. Darum schickt' ich ihn wieder zurück, daß er sich noch einmal erkundige. Er war nun eben wieder hier, und brachte die völlige Bestätigung, die er zum Ueberfluß von dem halb französischen Christian der Althausen ausgefragt hatte. Die Reise gehet also übermorgen nach Grumbuy.

Um 7. Uhr.

Eben geht der Major von mir weg. Unsinnig könnte seine Nachricht mich gemacht haben, wenn ich dem Aussager völlig trauen dürfte! Elise, versicherte er, sey entweder schon versprochen, oder im Begriff, versprochen zu werden, mit einem jungen sehr begüterten Menschen in Lübeck von Dankwarts Familie. Er sezte hinzu: daß dieser Mensch sich schon ehemals um

sie beworben, und weil er so wohl von Elisens, als seiner Aeltern Seite ganz unüberwindliche Hindernisse gefunden, in eine tiefe Melancholie verfallen, und seines Verstandes beraubt worden sey.

Etwas Wahrheit ist ohne Zweifel in dieser Erzählung. Ich begreife daraus die unermüdete Arbeit dieses Dankwarts, das Kommen und Gehen seiner Schwester, seinen verschwendeten Aufwand, den Aufenthalt seiner Verwandtin in Hamburg, und diese Reise. Aber sollte Elise so bald vergessen haben, was sie mir versprach? Sollte sie dieß Versprechen in keiner andern Absicht gegeben haben, als mich zu hintergehen? — Und die Partie selbst! Eine Partie mit einem Menschen, der seinen Verstand verloren hat?

— Der Major billigt sie auf keine Weise. Das glaub' ich ihm. Welcher Mensch, der nicht auch den Verstand verloren hat, könnte sie billigen? Elise! Sie? sie vermählt! — Vermählt mit irgend einem andern Menschen, als Ferdinern?

Soll ich der Thor seyn, zu glauben, es sey ganz Wahrheit? Mit einem jungen Menschen, der den Verstand verloren hat? Hab' ich denn den meinigen verloren, der ich das unbegreiflich finde? —— Nicht, daß man nicht mit dem Verlust ihrer Person auch seinen Verstand verlieren könnte! Aber eine sinnlose Person zu heirathen! Elise! Eben die Elise, die noch vor einigen Tagen so zärtlich Abschied von mir nahm! Mir versprach, mit so wahren Merkmalen der Aufrichtigkeit, daß sie —— Es ist Unsinn! —— Elise mit irgend einem andern Menschen vermählt als Ferdinern? —— Es liegt so was Ungereimtes, so was Unsinniges in diesem Gedanken! —— Es mögte denn seyn, daß sie sich durch Erdichtung und Zureden hätte täuschen lassen? —— Hat man nicht Julien dahin gebracht, daß sie mir auswich? Und wenn die gleiche Lüge mit gleich wahrscheinlichen Gründen auch Elisen erzählet wäre, was würde sie thun, da sie meine Zurückkunft von Färmbüll voraussehen kann, und dann besorgen muß, daß ich kommen werde, um ihr Versprechen einzufodern, was

würde sie anders thun, als mir gleichfalls ausweichen? — Dem muß ich, muß ich vorbeugen. Wenigstens muß sie nicht reisen, ohne mich gesehen und gehört zu haben.

Sieben und funfzigster Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 20ten. Vormittags.

Alles umsonst! Zwey Besuche, und kein einziger angenommen!

Schon um acht Uhr fuhr ich nach St. Georg. Gerade im Thor begegnete mir der Major. Er kennt mich, ob ich ihn gleich nicht grüsse. „Ha! Mon cher, guten Morgen! Ich rathe, wohin sie wollen! Sie kommen aber zu spät: das war eben mein Schicksal.“ Ich stehe bey mir an, ob ich ihm glauben soll, und stelle mich, als ob ich ihn nicht verstehe. „Was meynen Sie, Herr Major? Ich denk' einen Freund zu besuchen.“ —

„Das ist ein anders. Ich dachte, eine Freundin," antwortete er lächelnd; „und dann könnt' ich Ihnen den Weg ersparen. Sie sind beyde schon seit sieben Uhr ausgeflogen. A Dio!" sagt er, zieht seinen Hut ab, geht seinen Weg, und ich fahre weiter. Als ich mich melden lassen, bekomm' ich dieselbe Antwort.

Was nun? Gerades Weges nach Copenhagen? — Was sonst? Ich fahre nach Copenhagen, wo ich ungemeldet aussteige, und nach Madam Althausen frage. Man führet mich zu ihrem Zimmer. Es ist verschlossen. Heinrich kommt, und sagt mir, sie wäre ausgefahren. — Wohin? — Promeniren, meynt er. Ich entschliesse mich zu bleiben, bis sie zurück komme, und Heinrich muß mir Chokolade ins Gastzimmer bringen. Keine halbe Stunde, so kommt der Major. Zwey grosse Augen, als er ins Zimmer trat!

„Ah, mon Ami! sie sind früher, als ich," sagte er: „Haben sie Elisen gesprochen?"

„Ich

„ Ich denke der Dame eine Visite zu machen," antwortet' ich kaltsinnig weg.

„ Kennen Sie die Dame, Herr Ferdiner?"

„ Sehr wohl!"

„ So läßt sich dann leicht Gelegenheit finden." ——

„ Das ist nun eben nicht meine Absicht; aber desto besser!"

„ Nur einen Augenblick Geduld!" sagte er; ich will sie unter dem Vorwande, daß ich mit ihr zu reden habe, zu ihnen in dieß Zimmer führen. —— Nur einen kleinen Augenblick."

Er gieng.

„ Eine Höflichkeit ist der andern werth!" sagt' ich. „ Sie wollten mir einen Weg ersparen; ich erspar' ihnen einen wieder. Die Damen sind ausgefahren."

„ Hol sie der Teufel!" antwortet' er. „ Sie wollen ihrer also warten?"

„ Ich habe mir, wie Sie sehen, eine Tasse Chokolade bringen lassen.“

„ Holla!“ rief der Major. —— Heinrich kam. —— „ Chokolade!“ sagte der Major; —— „ und hör' er doch, Patron, wohin sind die Damen?“

„ Ich denke, promeniren.“

„ Da kann ich denn passen!“ erwiederte er. „ Aber wenn sie bis Mitternacht wegbleiben, ich gehe nicht vom Flecke.“

Was sollte denn ich? Ich entschloß mich bald, trank meine Chokolade, sagte zum Major, so viel Zeit hätt' ich nicht: auch wäre mein Besuch eine bloße Höflichkeit; und so war ich sein Diener.

So komm' ich nun zu Hause, den Kopf voll Grillen! ——

Nachmittags um 3. Uhr.

Nun, wenn nicht alles Glück mich vergessen hat, werd' ich sie doch noch sprechen, werd' ihr den

Erfolg meiner Reise erzählen, sie an ihr Verspre-
chen erinnern, und sie muß — sie wird ihre
Reise aufschieben, bis mein Schicksal völlig ent-
schieden ist!

Ich hab' erfahren, daß sie den Major bey der Jungfer Sommers bestellt hat, gegend Abend um sechs Uhr. Und Jungfer Sommers hofft, so bald der Major weg ist, sie noch wohl ein halb Stündchen aufzuhalten; und wenn ich sie dann überfiele, und vorgäbe, daß ich sie in St. Georg schon gesucht hätte, und hieher gewiesen wäre — so ist ja die Jungfer ganz unschuldig. — Zwar braucht's dießmal keiner List: denn warum sollte Elise Bedenken tragen, mich zu sprechen, wenn keine Althausen um sie ist, die es widerräth?

Acht und funfzigster Brief.

Sophie an Dankwart.

Hamburg, den 21ten.

In dem Augenblick, wo Sie in der ungeduldigsten Erwartung zum viertenmal an die Thür treten, und den Fuhrweg hinunter schauen, ob der Wagen nicht kommt, der die schöne Elise bringen soll, steigt ein bestäubter Bote vom rauchenden Pferde, und überreicht Ihnen diesen Brief. Sie wundern sich zwar; aber erwarten bey weitem das Abentheuer nicht, was Sie erfahren werden. ——

Ich sende den Expressen nur deswegen, damit Sie, wenn wir, troz Ihren Anstalten, und frischen Pferden, die in der Landschenke für uns in Bereitschaft standen, auch zu Abend nicht bey Ihnen sind, unserntwegen nicht mehr und nicht weniger besorgen, als uns wirklich widerfahren ist. Der Vorfall mag nun lustig oder ernsthaft seyn; ich kann noch nicht umhin, darüber zu lächeln; denn

stellen

stellen Sie sich vor, daß unsere schöne Freundin geraubt wäre?

Ein seltsamer Irrthum muß nothwendig vorgegangen seyn. Ich erzähle, was ich bisher weiß.

Elise war gestern den ganzen Tag bey mir, und es wurden alle Anstalten zu unserer Reise auf diesen Morgen um fünf Uhr gemacht, damit Sie zu Mittage nicht vergeblich angerichtet hätten. Gegen vier Uhr Nachmittags fuhr sie zu Augusten zurück, ihr Gepäcke zu besorgen, wollte, nach unserer Abrede, um sechs oder sieben Uhr wieder bey mir seyn, und die Nacht in diesem Gasthofe schlafen, damit wir früh' genug zur Reise fertig wären. Um fünf Uhr sandte sie mir in der That ihre Sachen, und ließ dabey sagen, daß sie bald nachkommen würde. Gegen acht Uhr war sie noch nicht da, ließ mich aber wissen: weil sie durch einen Zufall länger aufgehalten würde, als sie gedacht hätte, wollte sie heute früh genug bey mir seyn.

Um fünf Uhr diesen Morgen stand die Chaise bepackt, und bespannt vor der Thür. Noch um

sieben

sieben Uhr war sie nicht da. Ich besorgte, daß ihr eine unvermuthete Unpäßlichkeit zugestossen wäre, und sandte den Diener zu Augusten. Stellen Sie sich meine Befremdung vor, als der Mensch mit der Nachricht zurück kam, daß sie diese Nacht, nach der mir bekannten Abrede, nicht zu Hause gewesen wäre! — Wie soll ich den Vorfall erklären? Das Fräuleinrauben ist doch so lange nicht mehr Mode. —

Ich habe Boten nach allen Gasthöfen gesandt, um genaue Kundschaft einzuziehen. Nach einer Stunde kann man bey mir erfahren, was seit gestern Abend in allen Aubergen von einigem Ansehen aus; und eingegangen ist. Mein Register fängt schon an zu wachsen. Ich weiß, daß in Kayfershof eine junge Dame und zwey Herren angekommen sind: weil sie aber gleich nach sieben Uhr eintrafen, und mit Postpferden; so laff' ich sie ungestört weiter reisen. In Petersburg so wenig als in London hat sich seit gestern ein Frauenzimmer mit einem Gesichte sehen lassen, wovon sich der geringste Verdacht fassen liesse,

daß

daß sie geraubt seyn könnte. Im Elephanten einpassiret: ein Prediger mit Frau Eheliebsten, nebst jüngsten Jungfer Tochter. Item, ein junger Candidat der Theologie, frisch von der Universität, noch mit der Cocarde am Hut, dickem langem Zopf auf dem Rücken, Stiefeln und Spornen an den Füssen, und mit einem Gesichte, das der ganzen Welt Troz bot. Bey sich führte er eine precieuse Ridicule aus der Nachbarschaft. Herr Eheliebster wird noch vermuthet; könnte aber auch wegbleiben, sagte der Candidat, als er mit Madam in's Haus trat, und Quartier bestellete. — — —

Da ist auch Conrad wieder. Er bringt Nachrichten vom Schwan, vom weissen und schwarzen Roß, vom goldnen Engel, vom Ochsen, von zwanzig Tonnen, und Trauben — wovon nicht? Aber in allen nicht eine Spur von Elisen! Nur eine Nebennachricht macht mich aufmerksam. Der berüchtigte Orbens aus Lübeck ist seit einigen Tagen hier gewesen. Sie erinnern sich seiner Bekanntschaft mit dem Major,

und

und seiner Absicht auf Elisen! Der Mann soll im schwarzen Adler abgetreten, und gestern Abend eilig nach Altona gefahren seyn, eben vor Thorschluß. — Meine Uhr weiset izt auf zwölf. —

Immer mehr Licht, mein Bruder! Christian kömmt mit zehntausend Schweistropfen im Gesicht, hors d'haleine, will nicht mehr Chrétien, sondern Christian heissen, wenn er die Verlorne nicht wieder gefunden hat! Nach seiner Bezeichnung ist es wahr, daß Orbens hier ist, und zwar im schwarzen Adler. Gestern ist sehr oft ein Officier bey ihm gewesen; gegen Thorschluß ist er allein ausgefahren, und erst spät mit einem jungen Frauenzimmer zu Hause gekommen. Das Frauenzimmer trug eine Kappe von Flor, welche ihm über's Gesicht hieng. „Sie seufzte, da sie aus dem Wagen in's Haus trat," sagte Christian, und machte den Seufzer aufs natürlichste nach: — „un soupir, Madame! — écoutés!" — Sie trug ein seegrünes Jagdkleid mit goldnen Tressen, so wie Elise ungefähr gestern bekleidet war. Christian ward neubegierig, das Frauenzimmer selbst

zu

zu sehen, und bat den Miethlakeyen, ihm Gelegenheit zu verschaffen. Der Mensch nahm mit ihm Abrede, Christian sollte vor der Thür stehen bleiben. Wenn er den Caffee hineinbrächte, wollt' er im Hineingehen die Thür, wie von ungefähr, ganz auffallen lassen. Wäre sie eben nicht da, so möchte Christian so lange auf seinem Posten warten, bis er wieder heraus käme. Er wollte sich so lange im Zimmer beschäftigen, bis sie käme, und es dann beym Herausgehen so machen, wie er gesagt. So geschah' es: der Mensch ließ die Thür auffallen, und Sieur Chrétien sah das Frauenzimmer völlig. „Mais en profil, am Tische sizend, im seegrünen mit Gold verbrämten habit de Chasse. Même taille," sagt' er, même visage, aber tête baissée, und nur im Spiegel." Von dem Miethlakeyen hatt' er gehört, sie hätte geschrieben. Morgen würde sie nach Lübeck reisen. ——

Hat nun Christian mit seinen leiblichen, oder mit den Augen seiner Einbildung gesehen? — „Einfältiger Mensch!" sagt' ich ihm: „war's auch so was Grosses, ein Geschäft zu erfinden,

um

um eure Augen gerade vor das Frauenzimmer hinzupflanzen? Konntet ihr euch wenigstens nicht betrunken stellen, und hinein taumeln, um mit einem albernen Reverenz um Vergebung zu bitten, daß ihr unrecht gekommen wäret? " —— „Ah Madame! cette impoliteſſe! Dieu m'en garde!" —— ſagte Chrétien; und meynte, daß er das point de vue eben ſo gut gefaſſet, und richtig obſerviret hätte, ſo viel ſich eine tête en profil, und im Spiegel wieder kennen lieſſe. Kurz, er blieb dabey, das Frauenzimmer wäre Eliſe.

Um der Sache verſichert zu ſeyn, befahl ich ihm, auf morgen ein Pferd zu miethen, und die Kutſche bis zur nächſten Station zu verfolgen. — Wenn er das Frauenzimmer genau betrachtet, und für Eliſen erkannt hat; ſo ſoll er gerades Weges nach Grumbuy reiten, und Ihnen, mein Bruder, den Vorfall erzählen, damit Sie, wenn Sie es für gut finden, denſelben Abend noch in Lübeck ſeyn könnten. Iſt es Eliſe nicht; ſo kömmt er nach Hamburg zurück.

Neun und funfzigster Brief.

Sophie an Dankwart.

Hamburg, den 22ten.

Ich wollte den Boten schon gestern absenden: allein ich besann mich, und gab meinen Brief auf allen Fall Christianen mit, auf dessen Zurückkunft ich bis Nachmittag warten muß.

Da siz' ich nun seit heute früh von sieben bis zwölf Uhr, Papier und Federn vor mir, noch immer so müssig, wie ein Postmeister, der seine Briefschaften abgefertigt hat, und andere erwartet. Zehnmal hab' ich mir schon meinen Friz und mein Aenchen herüber gewünscht, um mit ihnen zu tändeln; und eben stell' ich mir eine allerliebste Gruppe vor: die Gruppe häuslicher Glückseligkeit mögt' ich sie nennen. Vater Dankwart sizt mit seinen beyen Waisen am Tisch, und bauet Kartenhäuser. Hoch stand der Pallast da. Friz sizt schon und bewundert

mit zusammengeschlagenen Händen. Aenchen hüpft vor Freuden auf dem Lehnstuhl, und schlägt — das arme Mädchen! — es schlägt mit den kleinen frohlockenden Händen auf den Tisch: da liegt das schöne Gebäude! O! Aenchen, sagt' Friz, mit einem sauren Gesicht. Das gute Aenchen ist sehr erschrocken, und bietet ihm zur Versöhnung seine Lippen zu einem Kuß dar. Wir wollen es wieder bauen, mein Kind! sagt' der gütig lächelnde Pflegvater; und der Pallast steigt von neuem in die Höhe. Aber nun taumelt Sum, Sum, Sum eine ungeschliffene Brummfliege an die Säulen, und das Gebäude poltert durch einander. Der erzürnte Friz hascht die Fliege, schlägt sie todt, und das betrübte Aenchen seufzet aus der Tiefe der Seele. „Süsses Kind!" spricht Vater Dankwart: reißt das Mädchen an seine Brust, und vergiesset eine Freudenthräne. —

Wissen Sie, was dieser Gruppe noch fehlet? Sie sollten leiblicher Vater seyn, und dann sollte eine gewisse schöne Mutter, den Arm

um

um Ihre Schultern geschlungen, darneben sizen. Wer diese Mutter seyn sollte? — Weg! Der Gedanke verdirbt das ganze Gemälde! —

Es ist nun gerade Ein Uhr. — — Da ist Conrad. — „Was neues, Conrad?“

— —

„Der Major Leuenhayn läßt sich empfehlen.“

„Der Major Leuenhayn, sagt ihr?“

„Und bittet sich auf einen Augenblick.“ —

„Ist er draussen, Conrad?“

„Ja, Madam!“

„Sehr angenehm! — Macht nur, macht nur!“ — Da lag die Feder, weg flog der Stuhl, und Ihre Schwester hatte die Thüre schon in der Hand. — —

„Willkommen, willkommen, lieber Herr Major! — O! wie kommen sie mir so erwünscht! — Sie sind ein allerliebster Mann!“ — Hundert solcher Süssigkeiten sagt' ich ihm,

und vergaß, daß ich mir durch mein süsses Geschwäz selbst nur die Zeit verdarb, meine Neugierde zu befriedigen.

„Wie so eilig, und so in Bewegung, Herr Major?“

„Um Vergebung, ist meine Schwester hier?“

„Denken sie! seit vorgestern Abend um acht Uhr erwart' ich sie mit einer Ungeduld — einer Ungeduld — o! ich kanns ihnen nicht beschreiben!“

„Wo zum Teufel ist sie denn? Sie soll vorgestern nach acht Uhr hieher gefahren seyn.“

„Ich bin darüber sehr unruhig. Sie sehen mich reisefertig, und ich denke meine Rüstung nicht abzulegen, bis ich sie wieder habe. — Die Reise war, im Vorbeygehen gesagt, nicht eben gleichgültig für das liebe Kind!“ —

„Es ist mir bekannt, Madam; Elise hat mir alles gesagt.“

Dieß war doch, mit seiner Erlaubniß, falsch. Ich muß es anmerken als ein Exempel, daß nicht alle Majors mit der Wahrheit ein gewissenhaftes Bündniß geschlossen haben.

„Desto besser," sagt' ich. „So darf ich mich bey der Erklärung nicht aufhalten. — Aber mein Gott, was denken sie von diesem Zufall?"

„Ein Romanenstreich! Ich will nicht hoffen, mit Verabredung."

„Behüte mich! Es war ihr vollkommener Ernst, mit mir zu reisen. Sehen sie nur, hier stehet ihr Koffer. Was auch geschehen sey, es ist alles, alles wider ihren Willen geschehen: davon bin ich überzeugt. — Aber fällt ihnen nicht eine Person ein, davon sie vermuthen?" —

Er gieng ein paarmal auf und nieder, und schien nachzudenken.

„Hm! Hm!" sagte er: „wenn es so wäre! — Wenn mein guter Bekannter —

Das würde schlechte Freundschaft geben!“

„Darf ich wissen, was sie vermuthen, Herr Major?“

„Ich könnte mich irren, Madam. — Aber es fällt mir etwas ein, was doch wohl Gedanken machen sollte. Ich war vorgestern hier, um sie zu erwarten. Da sah' ich in einem andern Zimmer einen gewissen Mann nur von der Seite, der mir als bekannt vorkam. — Sollte ihr Bedienter nicht etwa wissen, oder erfahren können, wer er gewesen ist?“

„In einen Gasthof kommen viele Mannspersonen. Sie müssen nicht so hastig urtheilen, Herr Major. Sonst sollten sie auch wohl meine Bekannten und mich selbst in Verdacht ziehen.“

„Haben Sie sonst Besuche von Mannspersonen gehabt, als von mir, wenn ich fragen darf?“

„O!

„D! ich bin niemals ohne Mannsperso-
nen, wenn ich hier bin: aber lauter treue,
ehrliche Männer, das versichere ich Sie!“

„Ohne Zweifel!“ —

„Die keine Frauenzimmer rauben.“ —

„Das glaub' ich.“

„Lauter alte ehrbare, die ihren Theil schon haben, oder gehabt haben.“

„So! So!“

„Doch daß ich nicht lüge. Dasmal hab' ich doch keine andere Besuche gehabt, als von Frauenzimmern. Die Juden, Herr Major, und die Kaufleute, mit welchen wir denn immer unsere kleinen Geschäfte haben, ausgenommen.“

„Ich wollte doch wetten, daß ich recht gesehen hätte,“ sagte der Major. „Wollen sie nicht den Miethlakeyen rufen lassen?“

Ich ließ ihn rufen: er kam. — „Hör' er doch, Patron, kennt er den Herrn, der vorgestern im Gastzimmer Chokolade trank?“

— „Sehr wohl!“ sagte der Kerl. „Herr Ferdinand.“

„Ferdiner, will er sagen,“ erwiederte der Major.

„Es ist wahr, Herr Ferdiner.“ —

„Nun, das dünkte mich. Schon gut!“ sagte der erste zum Lakeyen, und der Lakey trat ab. — „Nun, dieser Ferdiner, Madam — war er nicht — Doch sie haben schon gesagt, daß er ihnen die Visite nicht gemacht hat; aber ich weiß doch, daß er sie ihnen hat machen wollen, vermuthlich um meiner Schwester willen: denn er war denselben Morgen schon draussen in St. Georg gewesen, wo er Sie nicht mehr fand.“

Ich wurde ein wenig bestürzt. Er fuhr fort: „Wenn er Sie nun gleich nicht gesehen hat; so vermuth' ich doch fast, daß er Elisen gesehen hat.“

„Dazu hätte er schon längst bequemere Gelegenheit gehabt,“ antwortete ich; denn ich erinnerte mich eines Briefes von Augusten, da-

von ich Ihnen aber nichts wieder sagen darf. *)

„Und ich sehe nicht, wie dieses Sehen, und dieses Verschwinden zusammen hängt. Denn daß nichts von dem, was geschehen ist, mit Elisens Wissen oder Genehmigung geschehen sey, davon, Herr Major, bin ich so fest überzeugt, als von meiner eigenen Unschuld an der ganzen Sache.“

„O Madam!“ mit bitterm Lachen, indem er mir die Hand drückte. —— „Zwar kenn' ich meine Schwester: aber Liebe! alte Liebe, Madam! —— Wissen sie auch, daß sie sich schon vor einigen Jahren in Dresden liebten, und so, so mit einander verlobt hatten?“ ——

„Aber es ist kaum möglich, daß sie ihn gesehen, gar nicht möglich, daß sie ihn hier gesprochen habe!“ ——

„Gesprochen oder nicht gesprochen!“ erwiederte er. „Das kann ein Billetchen gut machen,

*) S. 39ten Brief dieses Theils.

chen, das, wär's auch nur im Vorbeygehen, heimlich in die Hand gesteckt, oder so hingeworfen, und gefunden wird. Nicht gesehen, nicht gesprochen! Ha! ha! ha! —— Ich bin ihr Diener, Madam! Nicht gesehen, nicht gesprochen! Ha! ha! ha! Vergeben sie mir —— es könnte doch an Eile gelegen seyn. Ich bin ihr gehorsamer Diener!" —— Mit diesem Jargon gieng er weg. ——

Was sagen Sie dazu, mein Bruder? Ich stehe seit einer halben Stunde da, wie ein gewisser ägyptischer Göze, —— wie heißt er noch? —— den Finger auf den Mund gelegt.

—— ——

Den Augenblick fährt Auguste von mir zu Hause, denn es ist um sechs Uhr. Sie sagte mir folgendes:

Sie hätte gestern jede Stunde zu mir kommen wollen, wäre aber von einer zur andern hingehalten worden durch Hoffnung, Spur von Elisen zu finden.

„ Nach

„ Nach fünf Uhr," erzählte sie, „fuhr Elise von mir weg nach einer gewissen Jungfer Sommers in der Rosenstrasse, bey der sie vorhin gewohnt, und wo sie ihrem Stiefbruder sich um fünf Uhr versprochen hatte.

„ Ich schickte meinen Philipp dahin, um zu erfahren, wenn sie von da, und wohin sie gefahren wäre? Er brachte mir die Nachricht: die Jungfer wäre über den Zufall sehr erschrocken worden, und hätte ihm gesagt, der Stiefbruder müßte es wissen. Denn er wäre vor sechs Uhr gekommen; und eine Stunde ohngefähr da geblieben. Als Elise habe wegfahren wollen, wär' ihr Wagen nicht da gewesen. Sezt euch in meinen Wagen, hätte der Major gesagt, ich will euch über den Wall dahin begleiten: und so wären sie auch zusammen weggefahren. Diesem Wagen wäre sogleich ein anderer gefolget, den sie schon vorher in einiger Entfernung gesehen hätte, sie wisse aber nicht, ob er auch von dem Major bestellt gewesen wäre. Mehr wär' ihr nicht bekannt.

„ Phi-

„Philipp, der, gelegentlich zu sagen, für Elisen sein Leben liesse, und dem Major nicht trauet, den er den Bastard nennet," erzählte Auguste weiter, "ließ sich so genau, als die Jungfer konnte, den Kutscher des Majors beschreiben, und hofte, ihn zu erfragen. Dieß nahm den ganzen Nachmittag weg, und war doch umsonst. Der gute Mensch war darüber so unruhig, daß er die Nacht fast kein Auge zuthat. Heute früh bat er um Erlaubniß, noch einmal zu der Jungfer zu gehen. Er kam um eilf Uhr zurück, und sagte: er hätte nun eine gewisse Vermuthung, die schwerlich verfehlen würde. Ob ich ihm erlauben wollte, sich weiter zu erkundigen? Ich empfahl ihm, nichts zu verabsäumen, und er gieng wieder auf Speculation aus. Nach zwey Uhr kam er zurück. „Madam," sagte er, „ich muß doch Rechenschaft geben, warum ich so lange ausgeblieben bin. Ich gieng zu Herrn Ferdiner?"

„Zu Ferdinern?" fragt' ich, „und was suchte er da?"

„Es

„ Es war so ein Einfall!“ antwortete er. „ Als ich ihn zu sprechen verlangte, sagte mir der Diener, er hätte sich niedergelegt, zu schlafen; weil er seit vorgestern Abend verreiset gewesen, und erst vor einer Stunde zurück gekommen wäre.“

„ Vermuthlich nach Färmbüll:“ antwortete ich. Philipp antwortete darauf nicht, sondern fuhr fort: „ Von da gieng ich nach Copenhagen, in der Meynung, Ramsell Dewald würde sich wieder eingefunden haben.“

„ Ich fragte: wie er denn auf den Gedanken gekommen wäre? Es wäre ja zwischen dem einen und dem andern gar keine Verbindung.“

„ Es war so ein Einfall,“ antwortete er abermal. „ Sie war aber nicht da. Nun, wenn sie mir erlauben wollten, mögt' ich doch nach einer Stunde abermal zu Ferdinern gehen.“ —

„ Ich glaubte, etwas zu verstehen; denn ich sahe wohl, daß Philipp nicht alles sagen wollte, was er vermuthete, und hielt es nicht

für schicklich, genauer zu fragen. „Er kann machen, was er für gut findet, und so viel Zeit brauchen, als er will," sagt' ich. Nach drey Uhr gieng er also wieder aus; bis vier Uhr hab' ich auf ihn gewartet." ——

Und weil Auguste vergebens gewartet hatte, so kam sie mit eben so grosser Ungeduld zu mir, als womit sie eben wieder weggefahren ist. ——

Christian, daß ich nichts vergesse, ist wieder hier, und hat sich, contre toute opinion, in den Personen geirret. —— Also schließ ich nun mein Protocoll, damit der Expresse vor Thorschluß ausreite, und morgen früh dort sey.

Sechs-

Sechzigster Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 22ten.

Ich komme von Auenbrügge voll sonderbarer Nachrichten! Geschwind und ohne alle Umschweife lassen Sie mich erzählen, wie die Mutter sich gegen mich erklärte!

„Was denken sie von mir,“ sagte sie, „daß ich einen Schritt gethan habe, der vielen Personen so viele Unruhe verursachet hat? Ich stelle mir leicht vor, daß es mir von allen sehr übel genommen wird; und zwar um desto mehr, da ich am Ende selbst glauben muß, daß ich mich geirret habe. Aber wie leicht konnt' ich irren!“

Ich fragte mit allen Zeichen der Verwunderung: wie sie sich in einer solchen Sache so leicht hätte irren können? Sie antwortete: Sie hätte bemerkt und gewußt, daß ihre Tochter

Ferdinern mehr liebte, als Thomä, und daß sie, um des ersten willen, die Partie mit dem andern aufgegeben; wie denn auch freylich jene die bessere gewesen wäre. Sie hätte also nicht glauben können, daß die Höflichkeit, die Herr Ferdiner dem unerfahrnen Mädchen gesagt, und bezeigt, blosse Höflichkeiten seyn könnten; und der geschenkte Ring hätte sie in diesen Gedanken bestärkt. Die Gemüthskrankheit ihrer Tochter wäre dazu gekommen; die Aussage des Arztes, wodurch sie zuerst aufmerksam geworden, der von Zeit zu Zeit zunehmende äusserliche Schein eines gewissen Zustandes, der diese Aussage zu beweisen geschienen, und andere Merkmale; dann auch die mütterliche Besorgniß, welche sehr oft zu voreilig mehr fürchte und wahrzunehmen glaube, als da wäre: das alles wäre denn zusammen gekommen, eine Wahrscheinlichkeit auszumachen, die leicht hätte verführen können. Dem armen Mädchen selbst wären zuweilen in ihrer Schwärmerey so einige Worte und Reden entfallen, die sich dahin hätten deuten lassen. —

„Ich

„Ich drang," fuhr sie fort, „in ihren bessern Stunden mit Fragen in sie; aber sie leugnete beständig. Was sollt' ich thun? Ich fragte meine Schwester in Hamburg um Rath; diese verrieth die Sache der Doctorin Dünkel; der Doctor kommt selbst zu ihr, hält die Sache für gewiß, verspricht sie gerichtlich auszumachen, wenn sich Ferdiner nicht von selbst zu der gehörigen Vergütung erklären wolle, und redt mir zu, die Umstände vorerst dem Prediger, als der besten Mittelperson bekannt zu machen, meine Tochter auf eine Zeitlang seiner Verwandtin zu übergeben, und ihr und ihm die Sorge und Mittel zu überlassen, durch Liebe, Vertraulichkeit und Güte das Geheimniß von ihr heraus zu bringen. Ich bedachte mich lange; endlich folgte ich seinem Rath. Allein, da meine Tochter immer leugnete, und Herr Ferdiner gleichfalls; so fieng ich endlich an, zu glauben, daß ich mich könnte betrogen haben; und davon bin ich izt, so gut, als versichert."

Dünkel war also wieder mit im Spiele, und Ferdiner hatte, wiewohl zufälliger Weise,

so ganz unrecht nicht, wenn er in allen seinen Briefen an **Wolmer** wider seine Feinde eiferte. —— Doch das bey Seite! Ich nahm freylich **Ferdiners** Partey, und sagte der Mutter: daß ich die Beschuldigung immer für einen Irrthum, oder für eine Erdichtung gehalten hätte: aber da ich das Gegentheil von **Luisen** wußte; so denken Sie leicht, daß ich begierig war, zu erfahren, wie die Mutter zu dieser Meynung übergegangen war. Um dieß zu erklären, erzählte sie mir ein Langes und Breites, davon folgendes das Hauptsächlichste ist:

Die Aussage des Arztes hätte sie betrogen. Die Schwangerschaft könne wohl mit Melancholie verbunden seyn; aber es folge nicht, wie sie es verstanden, aus der lezten die erste. Vielmehr könnten aus einer Gemüthskrankheit solche körperliche Stockungen und Verhaltungen des Bluts entstehen, welche den äusserlichen Zeichen der Schwangerschaft ähnlich wären. Dieß, glaubte sie, müßte der Fall gewesen seyn: denn auch eine verständige Freundin, welche zugegen

gewesen wäre, als Luise den Zufall bekommen, den sie für eine zu frühe Niederkunft gehalten, wäre darüber eben so ungewiß, als sie selbst. Die halben Worte aber, welche Luisen entfallen, könnten nur in der Schwärmerey gesagt seyn: welches sie desto eher glaube, da das Mädchen in heitern Stunden beständig geleugnet, und von ihr, als einer besorgten Mutter, vielleicht wohl ein wenig zu sehr durch angedrungene Fragen wäre geängstiget worden. Da sie auch vernommen, daß Dünkel Ferdiners Feind wäre, und für eine andere Familie die Partie mit Julien wünsche; so begriffe sie leicht die Ursache, warum dieser eigennüzige Mann ihr so übel gerathen hätte. Sie hätte am Ende nichts davon, als daß sie sich viele Feinde gemacht, und bey ihrer Tochter eine solche Abneigung gegen alle Heirathsvorschläge veranlasset hätte, die sie mit allen ihren Vorstellungen nicht vermögend wäre wieder auszulöschen. Darin bat sie mich, ihr zu Hülfe zu kommen: das wäre die Absicht gewesen, warum sie mich zu sprechen gewünscht.

Ich fragte: ob sie etwan gegenwärtig solche Anträge für Luisen hätte? Sie sagte: Thomä, iziger Prediger der deutschen Gemeine in London, hätte durch einen Freund, der auf eine ihr selbst unbegreifliche Weise, ein so warmer Freund ihrer Familie wäre, daß er sich für ein Kind des Hauses angesehen zu werden wünsche, von neuem um Luisen anhalten lassen: aber Luise wäre nicht zu bewegen.

Ich antwortete: daß ich auch zu dieser Partie izt nicht mehr rathen könnte. Luise hätte den guten Thomä zwar geschäzt, aber niemals geliebet.

Sie wollte sie auch keinesweges zu dieser Partie zwingen, erwiederte die Mutter; nur sollte sie nicht jede andere ausschlagen. Und wenn sie mir es aufrichtig sagen sollte, so erwarte sie noch einen andern Antrag, der gewiß eben so ansehnlich wäre, als der von Ferdinern selbst. Sie wissen schon, welchen Antrag.

Ich wünschte ihr Glück dazu, und sprach mit Luisen davon, die mir aber antwortete, wie ich voraus gesehen hatte: sie würde sich nimmermehr entschliessen, einen Mann zu betrügen. —

Nun lassen Sie mich noch ein paar Gedanken von meinen eigenen hinzusezen. Wer ist dieser neue so warme Freund der Familie? Der zuerst geglaubte Bruder Luisens: das wußte ich schon von Luisen selbst. Aber wer ist der angesehene Mann, der sich Luisen antragen lassen wird? Nach Luisens Erzählung derjenige Freund, der so gern für ein Kind des Hauses angesehen seyn will; das ist derselbe. Er hat Mutter und Tochter reichlich beschenkt; hat eine Zeitlang den Sohn bey der Mutter und den Bruder bey der Tochter gespielt, und ich vermuthe, nicht schwache Eindrücke auf beyde gemacht. Ueber einen solchen Schwiegersohn konnte denn die Mutter Ferdinern wohl vergessen; und alles wäre sehr gut; könnte sie nur die Vorstellung von Luisen, die sie einmal nicht so

sehr Luisen selbst, als dem Zuschauer, dem Prediger, Wolmern, Julien, mir und manchem andern so eifrig und so tief eingedrückt hat, könnte sie die nur wieder auslöschen! —— Sie verstehen, was ich sagen will! Luisens Mutter hängt den Mantel nach dem Winde. Sie glaubt noch immer, was sie sonst geglaubt hat; nur will sie nicht, daß wir's länger glauben sollen. —— Kurz, sie siehet, daß aus der Sache gegen Ferdinern nichts heraus kömmt; will die gewisse Partie für die höchst ungewisse, oder vielmehr gar nicht zu hoffende, nicht verlieren, und also den Mann betrügen; aber denen, die ihren Betrug einsehen müssen, ein Blendwerk machen. Da haben Sie die Erklärung der ganzen seltsamen Verwandelung!

Nun pack' ich meine ganze Sammlung zusammen, und sende sie nach Gehrsen, in der Hoffnung, daß Sie endlich wieder da sind.

Ein und sechzigster Brief.

Sophie an Auguste.

Hamburg, den 22ten,
Abends um 8. Uhr.

Schade, daß Sie dieses Billet erst morgen früh lesen sollen! Noch mehr Schade, daß zwischen St. Georg und uns der Wall und das geschlossene Thor eine Scheidewand gezogen hat!

Seit einer Viertelstunde ist Elise, begleitet von ihrem braven Philipp, wieder hier. Ich habe dem guten Menschen zwey Louis d'or gegeben.

Ihre Neubegierde kann ich izt nicht befriedigen: weil wir aber doch morgen um fünf Uhr gewiß reisen; so mußt' ich Ihnen wenigstens Adieu sagen. Philipp mag einen Theil der Begebenheit erzählen; das Uebrige behält sich Elise vor zu schreiben, so bald wir in Grum-

buy oder Lübeck sind: denn wir bleiben nur Eine Nacht auf Grumbuy.

An sich war der Vorfall übel: aber es ist kein Uebel, woraus nicht Gutes entstehe! ——

Zwey und sechzigster Brief.

Leonore an Lotten.

Gehrsen, den 24ten.

Erst vorgestern kam ich von Hamburg zurück, und gestern bekam ich Ihr Päckchen; konnte aber nicht daran denken, es zu öffnen. Heute versucht' ichs, einen Brief zu lesen, und mußt' ihn wieder aus der Hand legen; denn ich habe schlechterdings keinen Gedanken für Sachen auffer mir. Ach! wer selbst leidet, sich so elend fühlet, das Herz so gepreßt voll, alle Gedanken so in sich selbst zurück gezogen! —— Nie war ich von der Welt ein so abgetrenntes, so ganz mit Selbstheit beschäftigtes, so für sich

allein

allein lebendes Geschöpf. Mit dem warmen reizbaren Herzen, das Sie kennen, das gern alles mit allen theilte, und in den Schicksalen seiner Geliebten so lebte, wie in seinen eignen, kann ich doch izt an nichts Theil nehmen ausser mir. Bedauren Sie mich, liebste Lotte. Ich komme ja von einem Orte zurück, wo ich mich verkauft habe. Knechtschaft für Freyheit, welch ein Tausch! Darüber darf ja wohl die Natur in ihren Tiefen erseufzen. —— Ach! es wurde mir schwer, den Angstschweiß des Kampfs zu überstehen, indem ich mich zu diesem Schritt entschloß. Ich dachte nicht, daß ich noch mehr würde zu leiden haben, wenn er einmal geschehen wäre. Aber mein Herz! —— Wenn ich an den Tausch denke! hinter mir zurück sehe, und dann vor mir hinaus! Alle die güldnen Aussichten, Erwartungen, Entwürfe, Liebe, Ehre, Freyheit, alles, alles stürzet zu meinen Füssen zusammen! Da steht das betrogene, beraubte, verstossene Weib, als verachtete Mutter, und gedungene Magd, und beregnet mit heissen Thränen die eisernen Ketten,

denen es aus mütterlicher Liebe für sein vaterloses Kind die ungewohnten Hände dargereicht hat! —— O! wie alles hab' ich verloren, einen gekränkten Vater, einen Geliebten, dem ich mich aufopferte, Achtung, Ehre, Unterhalt, und Freyheit! Wie zu nichts bin ich geworden! Und noch soll mirs zu nichts helfen, daß ich Mutter geworden bin; auch der mütterlichen Freude soll ich beraubt leben, mich von meinem Kinde entfernen! —— ——

In wenigen Worten alles, denn ich kann nicht mehr schreiben: ich habe mich als Gouvernante vermiethet. Adieu! Adieu!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dusch, Johann Jacob, 1725-1787

Geschichte Carl Ferdiners

Bd.: 3,1

Carlsruhe (1780)

P.o.germ. 284 k-3,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107501-0
VD18 90377583